LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
RIVERSIDE

Die Naturgeschichte des Volkes

als Grundlage

einer deutschen Social-Politik.

Von

W. H. Riehl.

Vierter Band.

Wanderbuch.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1869.

Wanderbuch

als zweiter Theil zu „Land und Leute.“

Von

W. H. Riehl.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1869.

DD61
.S54
1858
v.4

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Augsburg.

Inhalt.

Seite

I. **Einleitung.** Handwerksgeheimnisse des Volksstudiums 1
1. Zu Fuß 3
2. Einsame Wanderschaft 5
3. Erstes Probestück der Vorbereitung 7
4. Zweites Probestück 11
5. Vom Kleinen zum Großen 17
6. Das Tagebuch 20
7. Anekdoten und Charakterzüge 23
8. Literarische Wanderung nach der Heimkehr . . 28

Vorwort 34

II. **Auf dem Wege nach Holland** 43

Erstes Kapitel. Uebergänge auf dem Lande, Gegensätze in der Stadt 45

Zweites Kapitel. Grundlinien des friesischen Weges 56

Drittes Kapitel. Streifzüge längs der Nordseeküste 65

Viertes Kapitel. Grundlinien des rheinfränkischen Weges 82

Fünftes Kapitel. Der Tiefweg von Neuß nach Kevelaer 87
1. Die Mauern von Neuß 87
2. Architekturzone 91
3. Crefeld. Cornelius de Greiff 96
4. Maasländisches Tuch und maasländische Holzschuhe 99
5. Aus der deutschen und holländischen Kirchengeschichte 104

Seite

6. Boden und Landschaft bei Geldern 108
7. Drei Wunder von Kevelaer 115

Sechstes Kapitel. Die Höhenstraße von Xanten nach Nymwegen 121

1. Sage und Geschichte 121
2. Die Xantener Victorekirche 124
3. Rast in Calcar 132
4. Ueber Cleve nach Nymwegen 137

III. Ein Gang durch's Tauberthal 145

Erstes Kapitel. Allgemeine Umschau 147

Zweites Kapitel. Von Stadt zu Stadt 159

1. Rotenburg 159
2. Greglingen 164
3. Weikersheim 168
4. Mergentheim 169
5. Das untere Tauberthal 173

IV. Bauernland mit Bürgerrechten 181

Erstes Kapitel. Der Name und die Landesfreiheiten des Rheinganes 183

Zweites Kapitel. Abschließung des Ganes nach Außen; Mangel eines Mittelpunktes im Innern . . 190

Drittes Kapitel. Wandelbarkeit der Ortschaften . . 198

Viertes Kapitel. Gewerbebetrieb auf dem Lande . 204

Fünftes Kapitel. Handel und Geistescultur . . . 210

V. Eine geistliche Stadt 217

Erstes Kapitel. Einleitung 219

1. Die Bischofsstadt Freising 219
2. Andere Bischofsstädte 220
3. Klerikale Literaturquellen 223

Zweites Kapitel. Der Freisinger Domberg . . . 231

Drittes Kapitel. Die Stadt hinter dem Domberge 242

1. Häuser und Straßen 242
2. Charakter der Kunstarchitektur 249

Viertes Kapitel. Geistliche Herrschaft 252

1. Aus der Freisinger Kriegsgeschichte 252
2. Aus der Freisinger Revolutionsgeschichte . . . 255
3. Gedankenkämpfe 258

Fünftes Kapitel. Bürgerliche Betriebsamkeit. . . 262

Seite

1. Gewerbe und Handel 262
2. Verfall und Wiederaufblühen 270

Sechstes Kapitel. Schenkung, Stiftung und Almosen 272

VI. Die Holledau 279

Erstes Kapitel. Holledauer Volkshumor 281
1. Namen und Gränzen der Holledau 281
2. Schelmenländel 288
3. Kleine Charakterzüge 292

Zweites Kapitel. Holledauer Landhopfen . . . 297
1. Wirthschaftliche Resultate 297
2. Gesittungs-Resultate 299

VII. Das Gerauer Land und seine Kaiserstätten . . . 305

Erstes Kapitel. Geographie im Volksmunde . . . 307

Zweites Kapitel. Tribur 312

Drittes Kapitel. Das Feld der Königswahl bei Kamba 323

Viertes Kapitel. Die Schwedensäule und die Schwedenburg 329

Fünftes Kapitel. Ein Land der Phantasie . . . 333

VIII. Aus dem Leithawinkel 339

Erstes Kapitel. Rohrau 341

Zweites Kapitel. Eisenstadt 353

I.

Einleitung.

Handwerksgeheimnisse des Volksstudiums.

1.

Zu Fuß.

Der Erforscher des Volkslebens muß vor allen Dingen auf Reisen gehn. Das versteht sich von selbst. Ich meine aber gehen im Wortsinne, und das verstehen Viele nicht von selbst.

In alten Zeiten mochte man zu Roß oder Wagen unser deutsches Vaterland bereisen, und brachte Neues die Fülle mit nach Hause zur Erkenntniß von Land und Leuten. So mag man heute auch noch ferne, fremde, wenig ausstudierte Länder vom Schiff, vom Wagen, vom Maulesel oder Kamel herab näher kennen lernen als irgend ein Vorläufer. Mitten im civilisirten Europa aber, wo es so viele Bücher und Eisenbahnen gibt, reicht solche Beobachtung aus der Vogelschau auf flüchtiger Fahrt längst nicht mehr aus: wer Neues entdecken und beschreiben, ja wer auch nur das Altbekannte neu beurtheilen und verknüpfen will, der ist nothwendig auf den Fußweg gewiesen. Der Botendienst ist fast allwärts überflüssig geworden, der fußwandernde Bote ward im drängenden Verkehrsleben zum hinkenden Boten, und von Botenlohn und Botenbrod lesen wir fast nur noch in alten Volks- und Rittergedichten: für die Wissenschaft dagegen kann man in Deutschland noch immer Botendienst zu Fuße thun und frisch voranschreitend, einen Fuß vor dem andern, Botenlohn verdienen.

Wie der moderne Historiker bei einem quellenhaften Ge-

schichtsbuche nicht mehr bloß Buchstudien, sondern auch Archivstudien fordert, so fordere ich bei einem Beitrage zur deutschen Volkskunde mindestens Wanderstudien. Wandern heißt auf eigenen Füßen gehen, um mit eigenen Augen zu sehn, mit eigenen Ohren zu hören.

Am allerbesten freilich wäre es, wenn man mit dem Gehen auch das Sitzen verbände, doch dies ist nur Wenigen und nur in Einzelfallen vergönnt. Ich meine zu der Wanderung durch ein Land sollte sich ein längerer oder kürzerer Wohnsitz in demselben gesellen, so daß der Forscher gleichsam nomadisirte, denn das Doppelsymbol des Nomaden ist nicht bloß der Wanderstab, sondern auch das Zelt. Wer aber sein Zelt nicht aufzuschlagen vermag in dem Lande, welches er wandernd studiert, der mag sich getrösten, daß im Wandern selbst doch der nächste Ersatz für das Wohnen liegt. Der Fußwanderer *lebt* mit den Leuten, wenn auch nur vorübergehend, nur abgekürzt und im Auszuge; darum ist jede gründliche Wanderung wenigstens eine halbe Einbürgerung, und wer acht Tage im Lande umhergeht, der wird dort seßhafter als ein Anderer, der zwanzigmal hindurch gefahren ist.

Nun könnte man in allerlei Weise das Wandern lehren — je nach dem verschiedenen Wanderzweck. Ein Turner würde zeigen, wie man wandern soll, um frisch und stark und gesund zu werden, ein Poet, wie man ausziehe, um sich die niemals ausgesungene Poesie des Wanderns zu erwandern; — ich begnüge mich hier mit einer kurzen und faßlichen Anleitung, wie man wandere um dem Volk und Land ins Gesicht zu sehn und aus den Augen zu lesen. Den Gewinn von frischer Kraft an Leib und Seele und von verjüngender Poesie für's Gemüth findet dann auch noch Jeder nebenbei, der Stab und Tasche ergreift und die Sache probirt.

Ich gebe also in diesem Buch meine Methode des Wanderstudiums und belege sie mit selbst erwanderten Beispielen. Man wird daraus erkennen, daß ich Schule gemacht habe in meinem Fache, nicht zwar die Schule eines Dritten, aber doch

wenigstens meine eigene, und ich hege dann weiter die erlaubte Absicht Andere für meine Schule zu gewinnen, vorab die frisch aufstrebende Jugend, welche in anderweitiger Schule ihre Beine noch nicht derart versessen hat, daß sie gar nicht mehr ordentlich gehen können und ihre Augen noch nicht derart an papierenen und pergamentenen Quellen verlesen, daß sie für die Quellen des leibhaften Lebens blöde geworden sind.

2.

Einsame Wanderschaft.

Wer forschen und lernen will auf der Wanderschaft, der gehe allein.

Nur der einsame Wanderer lebt mit den Leuten, nur wer allein kommt, wird überall angeredet und in's Gespräch gezogen; kommen ihrer Zwei, so läßt man sie vielmehr für sich gewähren, in der Meinung, daß sie sich selbst genug seyen. Zum Vergnügen reise man mit einem Freunde, zum Studium für sich allein.

Aber nicht bloß die fremden Leute erschließen sich leichter dem Einsamen, auch wir selber sammeln uns und arbeiten doch nur eigentlich, wenn wir einsam wandern. Frei durch die Welt zu streifen, das Auge stets geöffnet für Natur und Volk ist eine lustige Arbeit, ein lustiges Spiel ist es nicht. Man muß seine Gedanken von früh bis spät gespannt halten auf die Hauptgesichtspunkte, welche man verfolgt; da nun aber tausend andere, oft sehr verlockende Eindrücke uns beständig zu zerstreuen drohen, da wir mitten im Studium auch zu gehen, unser Gepäck zu tragen und um Weg und Steg und Quartier zu sorgen haben, so rechne ich die Doppelarbeit des gleichzeitigen Wanderns und Forschens für besonders anstrengend, für anstrengender als das gründlichste Bücherstudium am Schreibtische.

Ich vergleiche diese lustig-ernsthafte Arbeit gerne dem gleichfalls lustig-ernsthaften Beruf eines Kavallerie-Trompeters. Der Mann muß ein Virtuos im Reiten und zugleich im Blasen seyn. Es gibt Volksforscher, die blasen vortrefflich, können aber das Reiten nicht vertragen: das sind die Stubengelehrten; es gibt andere, die reiten prächtig über Berg und Thal, haben aber das Blasen schlecht gelernt und kommen im Galoppiren aus dem Ton und Tact: das sind die Touristen.

Nur der einsame, kunstgeübte Wanderer, der sein Reisegepäck selber auf dem Rücken trägt und seinen Schulsack obendrein, findet den raschen Blick und die nie erlahmende Spannkraft zum rastlosen Beobachten.

Mit dem bloßen Beobachten ist es aber noch nicht gethan; es gilt auch zu gleicher Zeit das eben Erfaßte zu ordnen und durchzudenken. Wer sich auf dem Wege den Stoff sucht und hinterdrein daheim die Gedanken dazu, der ist nicht auf der rechten Fährte. Die besten Gedanken findet man immer dort, wo man die unmittelbare Anschauung der Thatsachen gefunden hat und die Gedanken wollen auf der Landstraße, auf dem Lagerplatz, im Abendquartier auch gleich frischweg erfaßt und festgehalten seyn. Dies ist das sicherste Mittel gegen die Gefahr, hinterher Fremdes in den gewonnenen Stoff hineinzudenken und die Thatsachen unsern Ideen zu beugen.

Jede Reisegesellschaft stört solches gesammelte und originale Durchdenken im Augenblicke des Beobachtens. Erst nach vollbrachter Fahrt tausche man seine Gedanken aus, so viel man will, und prüfe und läutere sie im Austausche.

Um aber recht gründlich allein zu reisen, nehme ich nicht einmal ein Buch mit auf die Wanderschaft: ich will gezwungen seyn durch's Entbehren jeder anderen geistigen Anregung Geist und Auge fortwährend auf die umgebenden Dinge zu richten und dieselben nach ihrem Zusammenhange augenblicklich und in meiner Weise durchzudenken. Als einziger literarischer Freund begleitet mich die Landkarte und zur gemüthlichen Ansprache allenfalls

mein Hund: beide halten mich nicht ab vom steten Verkehr mit den Leuten des Landes, noch stören sie die Sammlung meiner Gedanken.

Der Hunger nach neuem Stoff ist Vorbedingung, zugleich aber auch der größte Segen für den forschenden Wanderer, und dieser Hunger bringt dann von selbst die verdoppelte geistige Verdauungskraft, deren man unterwegs nicht entbehren kann. Rasch, sicher und vielseitig auffassen, sich einbürgern, indem man weitergeht, Stunden in Tage, Tage in Wochen verwandeln, das ist die schwierige Aufgabe und zugleich eine anderswie kaum zu übende Gymnastik des Geistes.

Darum mag Einer wochenlang starke Tagemärsche machen können ohne zu ermüden und eines besondern Rasttages zu bedürfen, verbindet er aber die Arbeit der Forschung mit dem Gang, so wird er's kaum über fünf Tage in einem Zuge aushalten. Man wird stumpf und muß dem Kopfe eine Weile Ruhe gönnen, bevor man den Beinen zumuthet, daß sie uns zu neuer Arbeit wieder fröhlich fürbaß tragen.

3.

Erstes Probestück der Vorbereitung.

Es gilt bei der Wanderschaft, was vom Kriege gilt: der Haupterfolg muß gewonnen seyn, bevor man auszieht, und in diesem Sinne kann auch ein kurzer Gang reiche Frucht bringen, wenn nur die Vorbereitung tüchtig war.

Ich fordere zweierlei Probstücke einer genügenden Vorbereitung: erstlich daß man im fremden Lande Niemand um den Weg zu fragen brauche, und zweitens daß man bereits mehr von des Landes Geschichte und heutigem Zustande wisse, als die große Mehrzahl der gebildeten Einwohner selber weiß. Wer

nicht mindestens so viel vorgelernt hat, der macht eine Reise in's Blaue.

Man soll Niemand um den Weg fragen. Dies ist eine goldene Regel für jeden Fußwanderer in Ländern, welche Specialkarten besitzen, gleichviel was sonst der Reisezweck des Wanderers sey. Denn wer sich auf's Fragen verläßt, der fällt aus einem Irrweg in den andern; auch gefährdet der einsam Wandernde nicht leichter seine Sicherheit als durch's Wegefragen. Vollends aber einen Führer mitzunehmen, zerstört alle Poesie des Wanderns, denn die tiefste Wander-Poesie ist Selbstsuchen, Selbstfinden, Selbstverfehlen, kurzum durchaus auf eigenen Füßen gehen und sein eigener Herr seyn. Und neben der frischesten Wanderpoesie ruht dann auch die strengste Schulung des Forschens im Selbstsuchen. Nur jenseit der Schneelinie und auf den Gletschern behauptet der Führer sein unantastbares Recht, weil man auch auf der besten Karte den Schnee nicht schmelzen und wachsen, das Eis nicht bersten und zusammenfrieren sieht. Dort hören aber auch die Volksstudien auf.

Wenn nun schon der vornehme, das heißt der denkende und dichtende Vergnügungsreisende seinen Weg sich selber suchen soll, weil eben im Suchen und Finden an sich bereits das Hauptvergnügen liegt, der geistige Reiz praktischer Erkenntniß, — so fordern wir vom forschenden Wanderer doppelt und dreifach, daß er im fremden Lande Bescheid suche durch seinen eigenen Verstand und nicht durch blindes Fragen.

Vor dem Ausmarsch studiere man zu Hause die genauesten Terrainkarten im Zusammenhalt mit einer geognostischen Karte und unter Beihülfe der einschlagenden geographischen Literatur. Wir werden dadurch in Stand gesetzt, die Kreuz- und Querlinien unseres Weges planvoll festzustellen, und erproben zugleich, welche Karte die beste sey und also der Ehre würdig, uns als Führerin zu dienen und als treue Freundin auf einsamer Fahrt zu geleiten. Erst wenn wir auf der Karte völlig eingebürgert, sind wir reif, den fremden Boden mit Erfolg zu be-

treten, erst wenn wir das ganze Land, wie vom Berge herab bereits im Geiste vorgeschaut, sollen wir es durchwandern. Es bietet dann unerschöpflichen Reiz und Gewinn, den Anblick der wirklichen Landesart mit jenem aus dem Studium geschöpften Bilde zu vergleichen, welches wir im Kopfe mitbringen.

Mit gut studierter Karte ungefragt seinen Weg zu finden, ist dann freilich wieder eine besondere Kunst, für welche Einer angeborenen Ortssinn besitzen und die er täglich lernen und üben muß. Da sie aber in nichts Anderem beruht als in der stäten genauesten Beobachtung der Einzelheiten und in ihrer Uebertragung von dem großen Maßstabe des Originals auf den kleinen des Abbildes, so ist die Kunst zugleich eine treffliche Vorschule für die ganze Aufgabe des Beobachtens, Individualisirens und Generalisirens, welche unsern letzten Reisezweck bildet. Im Wegesuchen ahnen wir die Methode wie auch das Volk planmäßig zu suchen sey.

Zugleich aber werden wir gezwungen, das Land fort und fort als Grundlage des Volkslebens im Auge zu behalten; wer sich das Land nicht neu entdeckt, der entdeckt auch nicht viel Neues im Volke. Ein wegkundiger eingeborener Forscher, welcher Natur und Art seiner eigenen Landsleute darstellen will, muß sich darum gleichsam künstlich zurückversetzen in jene erste Entdeckung der Bodenplastik, der Verkehrslinien und des Bodenanbaues, die der fremde Wanderer nothgedrungen an der Hand seiner Landkarte macht.

Nun mögen wir aber noch so begabt und erfahren seyn in der Kunst kreuz und quer nach der Karte zu gehen, so begegnet es uns doch zuweilen, daß wir die Karte mißverstehen, oder die Merkzeichen der Gegend falsch deuten, oder daß ein Fehler in der Karte gemacht wurde, kurzum, daß wir auf den Holzweg gerathen. Allein selbst dieser Irrthum gereicht uns zum Nutzen; denn indem wir ihn hinterdrein erkennen, erkennen oft auf Kosten unserer Zeit, unserer Beine, unsers hungernden Magens, unserer dürstenden Kehle, gewinnen wir erst die recht vielseitige Erkennt-

niß von der Landesart und werden hier und da wohl gar weiser als unsere eigene Karte. Wie oft verdankte ich nicht die werthvollsten Eindrücke solchem Irregehen! Sich verirren, wenn man blind fragend von einem dummen Bauern auf den falschen Weg gewiesen wird, ist immer verdrießlich, aber irre gehen, wenn man mit Verstand verkehrt gesucht hat, ist gar oft ein rechter Segen. Wer mit Verstand und Studium irre geht, der macht überhaupt gar keine Irrwege, er macht höchstens Umwege. Denn wie scharf prägt man sich die Bodenplastik ein, wenn man nur einmal recht gründlich fehl gegangen und hinterdrein zur Erkenntniß und genauesten Begründung seiner Verkehrtheit gekommen ist! Treffe ich auf einer ganzen Wanderung immer sofort den geraden Weg, so wird mir's angst, ich sey oberflächlich gewandert. Doch gleichviel ob man gerad oder krumm gegangen: ein Land, welches wir uns im selbständigen Pfadfinden erobert, sitzt fest in unserm Geiste; wir sind halbwegs eingebürgert in demselben, auch wenn wir nur hindurchgegangen sind.

Nicht einmal in der Stadt soll man um den Weg fragen oder vollends gar in Droschken und Omnibussen fahren oder einen Lohndiener mitnehmen! Dabei lernt man nichts. Wer dagegen die Quartiere und Straßen nach ihrem geographisch und historisch bedingten Erwachsen studiert hat, bevor er zum Thore hereingekommen ist, und nun mit dem Stadtplan in der Tasche ausgeht und die Stadt gleichsam vor seinen Augen aufbaut, indem er sie suchend durchwandert, der findet nicht bloß die gesuchten Straßen und Häuser, sondern zugleich auch den Schlüssel des organischen Aufbaues und des topischen Charakters der Stadt. Man fängt auf diese Weise nicht mit den Theilen an, sondern mit dem Ganzen. Am liebsten richte ich darum meine ersten Schritte auf den Kirchthurm, um auch in Wirklichkeit zuerst das Ganze zu übersehen und mit dem Abbild des Ganzen, mit dem wohl eingeprägten Plane zu vergleichen, bevor ich mich in die Theile verliere. Eine Stadt ist ein Organismus, Glied an Glied gefügt, hundert selbständige Theile und doch ein einheitlicher

Leib; indem man aber seinen Weg vernünftig sucht, findet man diesen Organismus, ob man auch zwanzigmal sich verirrt.

In der Darstellung dieses Organismus aber, des großen Aufbaues und der nothwendigen Grundzüge erkennen wir nachgehends den Meister, mag er uns nun ein bloßes Städtebild gezeichnet haben oder die Charakterskizze eines ganzen Landes.

4.

Zweites Probestück.

Der Wandrer soll die Landkarte im Kopf und in der Tasche haben, damit er nicht nach dem Wege zu fragen braucht, und das Land findet, indem er den Weg sucht.

Andererseits muß man aber die Leute zu fragen verstehn und fleißig fragen, nicht über den Weg, sondern über sie selbst. Dieses Fragen ist eine Kunst, die nur derjenige voll besitzt, welcher dem zweiten von mir geforderten Probestücke genügt, daß er nämlich vor dem Ausmarsche bereits mehr von des Landes Geschichte und heutigem Zustande wisse als die große Mehrzahl der gebildeten Einwohner selber weiß.

Solche Wissenschaft findet sich in unsern geographischen, historischen, statistischen und naturwissenschaftlichen Büchern zur Genüge aufgespeichert. Es gilt nur sich dieselbe anzueignen und für die Ziele der Wanderung zurecht zu legen, damit wir von vorneherein genau wissen, was wir zu sehen und wie wir zu fragen haben. Vier Wochen Vorbereitung auf vierzehn Tage Wanderschaft ist nicht zu viel, und man wird Mehr und Besseres heimbringen, als wenn man sich nur ein paar Tage oder gar nicht vorbereitet hätte und monatelang gereist wäre. Dazu ist es ein Glück, daß auch ein rüstiger Fußgänger nicht gern über zehn Pfund Gepäck trägt und gelehrte Bücher insgemein dick und schwer sind; wir wären sonst versucht, unsere Vorbereitungsstudien

in Halbfranz und Leinwand gebunden auf dem Rücken mitzuschleppen, und dann wäre es mit aller frischen und eigenen Beobachtung aus und vorbei. Die vorbereitende Literatur darf nur im Kopfe mitgetragen werden, sonst schadet sie mehr als sie nützt.

Wenn ich aber Fragen als eine Hauptkunst bezeichne, so meine ich doch keineswegs, daß man ewig fragend, gleichsam als ein lebendiges Fragezeichen, durch's Land gehen solle. Man würde schon um deßwillen übel fahren bei solcher Fragerei, weil man den Leuten als ein unausstehlicher Mensch erschiene. Die Leute ungefragt zur rechten Red' und Antwort zu führen, das ist erst die wahre Feinheit.

Ich mache hierbei dreierlei Unterschied. Den fachgelehrten, studierten Mann frage ich direct, denn von ihm möchte ich Thatsachen erfahren, literarische Winke und dergleichen. Den allgemein gebildeten Mann frage ich auf Umwegen, denn ich möchte sein Urtheil über geläufige Thatsachen. Den Ungebildeten, den Mann des Volkes, frage ich wo möglich gar nicht, ich suche ihn nur zum Reden zu bringen, denn wie er von selbst redet und sich gibt, das ist mir hier an sich schon eine erforschenswerthe Thatsache. Was uns der Bauer erzählt, ist nur eine Gabe des Glückes, des Zufalls, oft viel oft wenig oft gar nichts werth. Aber wie er im Reden sich darstellt, empfindet, urtheilt, bis auf den sprachlichen Ausdruck hinab, das enthüllt uns oft die schärfsten, nothwendigsten Charakterzüge des Volkes. Statt zu fragen, erzähle ich dem Bauern viel lieber von nah und fern, und bringe ihn dadurch zu weit frischerem Aussprechen, als wenn ich ihn gefragt hätte, ich führe ihn namentlich auf die Punkte von denen ich hören, und nicht auf jene von welchen er am liebsten sprechen möchte. Erzählen öffnet den Leuten das Herz, wer dagegen fragt wie im Examen, der hält ihnen den Mund zu.

Man hat mich öfters belobt, daß ich scharf zu beobachten wisse, was sich mir bietet: ich fand solches Lob immer zweideutig. Denn mit dem scharfen Beobachten dessen, was sich gerade bietet,

ist wenig gethan. Zu beobachten was man findet, ist leicht, aber das zu finden, was man beobachten will, das ist die feinere Kunst. Sie läßt sich nur durch tüchtige Vorstudien gewinnen. Die feinste Kunst aber ist dann weiter das Beobachtete im Moment des Beobachtens selber schon zu ordnen, zu sichten, im Zusammenhang zu ahnen, vom Theil aufs Ganze, vom Ganzen auf den Theil zu schließen. Ein Landschaftsmaler wird mich verstehen, wenn ich sage: wer nach der Natur zeichnet, der muß in demselben Moment frei componiren, in welchem er naturgetreu copirt, oder es gibt eine ganz kindische Landschaft, unwahr aus lauter Treue, mit Blätterklumpen statt Bäumen, mit Grashalmen statt der Wiese.

Der bloße Tourist kann auch sehr scharf beobachten, aber indem er ins Blaue hinein geht und notirt, was er eben gesehen und erhascht hat, bleibt er auch bloß Tourist, ein Mann, welcher das Bunteste und Seltsamste erleben und fesselnd schildern mag; ein Forscher wird er niemals seyn. Dazu gehört ein abgeschlossener Plan, der den beobachtenden Blick concentrirt, und Vorstudien, durch welche die erlebten Einzelzüge im Zusammenhange erfaßt sofort zum Ganzen sich fügen.

Je breiter unsere Vorstudien waren, desto mehr sind wir zu Hause im fremden Land, und je mehr wir dort zu Hause sind, um so leichter erwerben wir jene höchste Kunst: mit der Wanderschaft die Einbürgerung zu verbinden. Habe ich wochenlang meine beste Zeit und Kraft daran gesetzt ein Land bis in's Kleinste zu studieren, so gewinne ich ein Herz für dieses Land; es gehört mir ja bereits zur Hälfte. Wer nicht in gewissem Sinne verliebt ist in das Land seiner Wanderschaft, dem wird sich das Land auch nicht erschließen. Die Gefahr eine neue und doch unserem Geiste schon vertraute Welt alsdann in zu günstigem Lichte zu sehen, liegt allerdings nahe, und ich läugne nicht, daß ich oft mit ihr zu kämpfen habe. Doch wandert man immer wohl besser in solch verklärendem Lichte als in den Schatten der Unwissenheit. Ein verkehrtes Sprüchwort nennt

die Liebe blind: die wahre Liebe hat vielmehr die schärfsten Augen.

Bedürfen wir nun aber schon tüchtiger literarischer Vorarbeit, damit wir den Mann aus dem Volke mit Nutzen zu hören vermögen, so brauchen wir dergleichen noch viel mehr, um gebildete Leute und vollends gelehrte Fachgenossen zu befragen. Jeder einheimische Kenner des Landes betrachtet den fremden Beobachter mit Argwohn, und traut ihm eigentlich den Beruf und die Fähigkeit gar nicht zu, in aller Geschwindigkeit Studien zu erwandern. Wir müssen ihm also zeigen, daß wir vorher schon gehörig studiert haben, und wenigstens reif sind seine Mittheilungen zu würdigen; wir dürfen uns beileibe keine Blöße geben. Den reichsten, frischesten und originellsten Stoff bieten uns aber in der Regel solche Leute, die durch Amt und Beruf mit dem gemeinen Mann in täglichem Verkehre stehen, während sie selber doch zu den gebildeten Kreisen zählen: Pfarrer, Lehrer, Beamte, Aerzte. Sie sind heimisch im Volksleben und fremd zugleich, und dieser scheinbar widerspruchsvolle Doppelstandpunkt, ähnlich jenem des fremden und doch im Geiste eingebürgerten Wanderers, ist allemal der beste zum Beobachten. Von solchen Männern habe ich immer das Meiste und Merkwürdigste gelernt. Allein eben als gebildete Beobachter haben sie in der Regel ihre bestimmten Liebhabereien, die unsern Zielen oft weitab liegen: wir möchten sie fragend lenken, wohin wir wollen, und sie lenken vielmehr uns, wohin es ihnen beliebt.

Wir gehen auf deutsche Alterthümer aus, und unser Freund zwingt uns römische zu sehen; wir wollen eine Kirchweih besuchen, er führt uns in ein Rettungshaus; wir möchten auf einen Berg steigen, um die Landschaft zu recognosciren, er nöthigt uns in eine Maschinenfabrik; wir bitten um volkswirthschaftliche Local-Literatur, er findet es viel nöthiger uns die neueste Abhandlung über die älteste Gauverfassung vorzulegen. So erfahren wir alles mögliche Wissenswürdige, nur gerade das nicht, was wir wissen wollen. Lehnen wir aber jenen Ueberschuß un-

erbetener Belehrung dankend ab, so hält man uns für oberflächlich und für unhöflich dazu. Es bleibt uns darum nichts übrig, als mit Geduld und Theilnahme entgegenzunehmen, was man uns bietet, dazwischen aber verstohlenerweise zu erfragen, was wir eigentlich wissen möchten. Diese Kunst, den Leuten hinterrücks eine Weisheit abzulisten, welche sie selber gar nicht für mittheilenswerth halten, gelingt dann freilich nur dem Forscher und Frager, der schon zur Hälfte voraus weiß, was er zu erfahren begehrt.

Sollen wir nun aber einem Fachgenossen, einem Special-Kenner nicht ganz offen entgegentreten, ihm rückhaltlos unsern Wander- und Arbeitsplan vorlegen, die Punkte bezeichnend, worüber wir nähere Kunde suchen? In seltenen Fällen: Ja; in den meisten: Nein! Es kommt eben auf den Mann an und auf den Plan. Denn der Specialist, welcher sich in örtlichen Kleinstudien vergräbt und eine Fülle buntesten Kleinstoffes besitzt, die wir in Monaten nicht bewältigen könnten, begreift gar schwer, daß unser Ziel auf große Gruppirung, Ueberschau, Vergleichen und Ordnen gerichtet ist, daß wir aus dem Einzelnen zum Ganzen streben, daß uns die Entdeckung einer leitenden Idee, eines tonangebenden Grundzuges im Volkscharakter wichtiger seyn kann als die seltsamste Variante zu einem Volksliede, einer Sitte, einer Dialektform, welche er aufgespürt hat; vor allem aber begreift er nicht, wie ein Fremder in wenigen Tagen sein Land will verstehen lernen, er hält uns für höchst verwegen und leichtfertig, und um uns vor großem Schaden zu bewahren, erstickt er uns mit unerbetenem und für unsere Zwecke nutzlosem Detail.

Und doch könnten wir uns gegenseitig so gar viel nützen, wenn wir uns nur erst verstünden, wenn ein Jeder von uns Beiden die Aufgabe des Andern in ihrem Recht, ihrer Schranke und ihrer Wechselwirkung zu der eigenen Aufgabe erfaßte!

Dieses gegenseitige Nichtverstehen und Unterschätzen des Einzelforschers und des durchdenkenden Ordners und Darstellers

(welchem übrigens das Forschen so wenig geschenkt seyn soll wie jenem Specialisten das Denken) ist ein Herzfehler im ganzen wissenschaftlich-literarischen Leben unserer Zeit. Um so weniger darf der Wanderer also dem ortskundigen kleinen Gelehrten ein Gebrechen übelnehmen, das heutzutage selbst den größten Gelehrten anzuhängen pflegt, er muß jene Fachgenossen besuchen, sich an der Fülle ihrer Einzelkenntniß erquicken und mit dem größten Dank aus ihren Fingerzeigen und Nachrichten herausnehmen, was ihm taugt.

Zu diesem Zwecke bewahre ich den Plan meiner Wanderschaft und Arbeit als mein Geheimniß und bezeichne dem gelehrten Freunde höchstens gewisse Privatliebhabereien, die man doch auch nebenbei verfolgt, als nächstes Ziel. Einem Naturforscher würde ich etwa sagen, daß ich Kunstdenkmale betrachten, einem Historiker, daß ich gute Freunde besuchen, einem Statistiker, daß ich die schöne Landschaft genießen wolle. Ich gewinne solchergestalt gerade die gewünschten naturwissenschaftlichen, historischen und statistischen Mittheilungen. Denn ich bin nun berechtigt, ohne der Oberflächlichkeit und Grobheit bezichtigt zu werden, alle Dinge, die ich nicht sehen mag und die man mir doch zeigen möchte, nicht zu sehen, kann aber nebenbei ganz arglos das Gespräch auf meine wahren Reise-Interessen bringen und die Notizen erfragen, deren ich bedarf, ohne daß der freundliche Erzähler mir in die Karten schaut und meinen Plan bekrittelt.

Ein strenger Moralist wird in solchem Verfahren zwar eine halbe Lüge entdecken, allein es ist eine echte Nothlüge, ein Act berechtigter Nothwehr, der dem gelehrten Freunde zuletzt meinen aufrichtigsten Dank einbringt und mir seine unschätzbare Belehrung.

Auch gestehe ich jedem Dritten das volle Recht der Wiedervergeltung zu. Denn da ich's vermuthlich gerade so mache wie alle andern Leute, und dem Fremden, der mich besucht um örtliche Zustände zu erfragen, weit eher erzähle, was mir als was

ihm bedeutsam erscheint, so möge er nur hinterrücks alle Wissenschaft aus mir heraus zu locken suchen, die er irgend brauchen kann.

Soll diese Operation gelingen, so muß man freilich wiederum mit fleißigen Vorstudien gerüstet seyn. Denn plump und offen fragen kann auch der Kenntnißlose; versteckt dagegen und unvermerkt das Wichtigste unter der Hand erhaschen, vermag nur, wer schon etwas Ordentliches von der Sache weiß.

5.

Vom Kleinen zum Großen.

Zum Wanderstudium meiner Art taugen große Länder nicht, sondern kleinere Landstriche. Nur daß das kleine Land ein Ganzes bilde!

Ich muß mein Gebiet mit einem Blick überschauen, mit einemmale beherrschen, ich muß es in die Kreuz und Quere durchstreifen und in einem Zuge darstellen können. Hierin liegt die beste Gewähr, daß man zwiefach Neues biete: ein neues, rundes Gesammtbild und neue Einzelzüge. Je größer man das zu durchwandernde Gebiet faßt, um so unselbständiger wird man arbeiten und durch bloße literarische Reproduction die Lücken der eigenen Anschauung füllen. Darum wähle ich mir in der Regel nur etwa ein Stück Flußgebiet, oder einen Nebenfluß, ein kleines Gebirg, einen Gau, die selbständige Gruppe eines Volksstammes, ein kleines ehemaliges Reichsländchen und Aehnliches. Nicht weil ich im Kleinen wollte stecken bleiben, sondern gegentheils, weil ich aus dem Kleinen zum Großen und Ganzen strebe.

Dies geschieht in doppelter Weise, quantitativ und qualitativ. Wer viele kleine Gebiete durchwandert und darstellt, der wird ja zuletzt von selbst auch eines großen Gebietes Meister.

Es gehört nur Kraft und Ausdauer dazu: dreißig Jahre bleibt ein gesunder Mann doch marschfähig, und in dreißig Jahren kann einer ganz Deutschland forschend durchwandert haben. In hundert zusammenstimmenden Einzelbildern könnte er das ganze Vaterland original schildern, und das Ganze wäre dann ein großes und ruhmwürdiges Werk. Freilich müßte der Glückliche neben ausdauernden Beinen auch noch einen ausdauernden Geldbeutel besitzen; denn bei solcher Art des Wanderstudiums trägt das Honorar nicht einmal die Reisekosten, geschweige den Arbeitslohn.

Allein auch in tieferem Sinne — qualitativ — soll der Wanderer vom Einzelnen zum Ganzen streben.

Jeder Landstrich hat seine besondere Signatur; fehlt ihm diese, so verdient er nur als Theil eines anderen Gebietes bewandert und geschildert zu werden.

Bei einem Lande sticht der geographische Aufbau vor Allem maßgebend hervor, bei einem andern die historischen Erinnerungen, bei einem dritten die Eigenart des naiven Volkslebens, bei einem vierten Wirthschaft und Betriebsamkeit, bei einem fünften die Kunstdenkmale — und so weiter. Diesen auszeichnenden Hauptzug im Charakterbilde müssen wir durch unsere Vorstudien erkannt haben, bevor wir zum Wanderstabe greifen, wir müssen das Hauptgewicht unsers Reiseplanes auf dessen Erforschung werfen. Oder, um in einem treffenderen Bilde zu reden, diese Signatur muß der Knoten seyn, an welchen sich das ganze Gewebe unserer forschenden und darstellenden Arbeit knüpft. Nehmen wir beispielsweise ein Industrie-Thal, dessen Signatur im modernen Fabrikbetriebe gegeben ist. Wir werden vor allen Dingen die wirthschaftlichen Zustände zu studieren und zu charakterisiren haben, unsere Gedanken haften von vornherein auf der Industrie, unsere Augen auf dem Fabrikvolke. Allein wir untersuchen auch Berg und Thal und Fluß — im Zusammenhange mit dem Industrieleben, welches sie tragen, erzeugten, begünstigen. Wir lesen die Geschichte des Thales — im Contraste oder im Zu-

sammenhange mit der modernen Betriebsamkeit. Wir spüren Züge des socialen Lebens auf — sie werden uns nothwendig wieder in die Fabriken führen. Kurzum wir beobachten das Mannichfaltigste, unbefangen, liebevoll, objectiv, wir treiben uns keineswegs bloß in den Fabriken umher, wir verfangen uns wohl gar in Kunst und Poesie, allein wir werden doch immer wieder in den Zauberbann der keuchenden, rasselnden Maschinen, der rauchenden Schlote zurückgeführt werden. Auch das Kleine wird uns bedeutungsvoll im Zusammenhange mit der industriellen Signatur, und auch das anderswo Bedeutsame wird gegentheils hier zur Episode, wenn es dieser Signatur völlig seitab läge.

Und nicht genug hiermit. Keine Gegend stehet in ihrer Signatur vereinzelt. Jenes Industrie-Thal ist keine Welt für sich; es läßt sich nur verstehen im Vergleich mit andern Industriegebieten, im Zusammenhalte mindestens mit der deutschen Industrie. Wir müssen Parallelen ziehen, Gegensätze schildern, wir müssen den Blick über das Thal hinaus in die Nähe und Ferne schweifen lassen, und wenn wir das Alles auch nur in wenigen Worten andeuteten: in unserer Seele muß der Bezug auf's Große und Ganze reich entwickelt liegen, und der feinere Leser wird auch bei den wenigen Worten fühlen, daß er dort entwickelt lag.

Hier unterscheidet sich der Mann, welcher kleine Gebiete durchwandert, um in dem kleinen Land das große deutsche Vaterland, in der kleinen Volksgruppe das große deutsche Volk zu schildern, von dem eingeborenen Specialforscher, welcher dasselbe kleine Land im Einzelnsten erforscht, um dieses Kleine und Einzelne eben an und für sich darzustellen. Der Letztere wird in der Regel weit gründlicher Bescheid wissen in allen kleinen Thatsachen und den schätzbarsten urkundlichen Stoff zu Tage fördern. Wie könnte es da selbst der fleißigste und gelehrteste Wanderer mit ihm aufnehmen! Allein der Wanderer schauet von außen herein, er kommt aus der Fremde und geht in die Fremde, er bringt einen vergleichenden Maßstab mit, welcher dem eingebore-

nen Specialisten nur allzu oft völlig gebricht, er muß sein Augenmerk auf die Signatur, auf die große Charakteristik, auf den Zusammenhang des kleinen Landes mit dem größeren Ganzen richten, wenn er überhaupt noch günstigen Boden zum Wettstreite mit dem sonst überall bevorzugten Specialisten gewinnen will. Daher geschieht es so oft, daß der eingeborene Specialist die merkwürdigsten Thatsachen findet und — schwarz auf weiß gedruckt — unter den Scheffel stellt, während sie der fremde Wanderer erst ans Licht zieht und verwerthet.

6.

Das Tagebuch.

Unterwegs gilt es nicht bloß zu beobachten, sondern auch sofort nach der Natur zu zeichnen. Neben der Landkarte sey darum der einzige literarische Apparat in der Reisetasche ein Tagebuch mit leeren Blättern; es ist dem Volksforscher so unentbehrlich, wie dem Landschafter sein Skizzenbuch. Jede Raststunde gibt eine Arbeitsstunde für das Buch.

Allein dieses Tagebuch ist dabei ein eben so gefährliches als nothwendiges Ding; denn es ist leicht zu schreiben, aber schwer zu benützen. Ich beginne darum kein solches Buch ohne den festen Vorsatz, so viel als möglich auf die weißen Blätter einzuzeichnen und so wenig als möglich von dem dort Eingezeichneten drucken zu lassen.

Nun könnte Einer meinen, dann sey es ja weit einfacher, von vornherein nur recht wenig und nur Druckwürdiges zu notiren. Allein wer so spricht, der weiß nicht, welcher Segen überhaupt bei aller Schriftstellerkunst auf einem recht großen und gefräßigen Papierkorbe ruht, und insbesondere verkennt er meine Methode und das Ziel meiner ethnographischen Arbeiten. Ich will nicht subjective Eindrücke und Erlebnisse geben, sondern

ein objectives Charakterbild, aber geläutert und belebt durch eigenes Sehen und Hören an Ort und Stelle.

Mein Tagebuch gehört darum dem Tage, es gehört mir und ist bloß für mich geschrieben. Es soll mir die subjectiven Eindrücke der Wanderschaft treu bewahren, es soll den Tag mit all seinen Zufälligkeiten festhalten, um mir späterhin unter den Büchern des Arbeitszimmers den Hauch der frischen Luft zu retten, die Poesie des Erlebten, des unmittelbaren Verkehrs mit den Leuten. Und wenn auch keine Zeile dieses Tagebuches in die ausgeführte Arbeit übergienge, so hätte ich doch nicht umsonst notirt, denn die Stimmung wenigstens, welche ich im Augenblicke mit dem Bleistift festhielt, wäre auch für die gedruckten Blätter gerettet.

In dem Tagebuch herrscht Wanderfreiheit der Gedanken, und es hat etwas ungemein Erfrischendes für den modernen Autor, der sonst doch immer mit einem kleinen Seitenblick auf Kritik und Publikum schreibt, seine Feder gleichzeitig eben so frei wie seine Beine spazieren gehn zu lassen, gewichtige Thatsachen einzuzeichnen neben lustigen kleinen Erlebnissen; Gedanken, Einfälle und Urtheile planlos hinzuwerfen, Grillen und Launen Luft zu machen, und dann doch ernsthafte Entwürfe für ein objectives Charakterbild hinzuzufügen.

Es gab eine schöne Zeit, wo man solch ein Tagebuch kurzer Hand drucken lassen konnte, und wo es die Leser für besonders genial hielten, wenn Einer die Schilderung von Land und Leuten bloß zum Vorwande nahm, um eigentlich sich selbst zu schildern, und sein Publikum durch ein fremdes Land führte, nicht um es in der Fremde, sondern in des Autors nächster Heimath, nämlich in seinen ästhetischen, literarischen und politischen Ideen einzubürgern. Die Periode solcher Reisetagebücher ist vorbei. Dennoch lasse ich mir mein Tagebuch nicht verachten, als ein heimliches Buch, welches niemand zu lesen bekommt, und welches doch auf alle meine Leser wirken soll, als ein Werkzeug, welches mir vermittelst subjectivster Ausführungen, ein objectives Charakterbild von

Land und Volk vermitteln hilft, so daß zuletzt ein Porträt herauskommt, dessen Nase und Ohren nicht bloß statistisch richtig abgemessen sind, sondern dessen Auge auch leuchtet, dessen Lippen sprechen.

Uebrigens ist Anlage, Gehalt und Bestimmung meines Tagebuches in dreifacher Weise verschieden, je nach dem letzten Ziele, welches ich mir für die literarische Ausarbeitung gesteckt habe.

Lebe ich längere Zeit in einem Lande, dann wird das Tagebuch zu einer Stoffquelle; ich zeichne nach Zeit und Gelegenheit positive Thatsachen, Erfahrungen, maßgebende Erlebnisse auf, und benütze nachgehends die Blätter wie man den Bericht eines glaubwürdigen Augenzeugen zu benützen pflegt.

Habe ich hingegen einen Landstrich öfters und im Einzelnen durchwandert, dann soll mir das Tagebuch überwiegend bloß die Thatsachen illustriren, welche man eben nicht an der Landstraße, sondern in andern Büchern findet. Bei gutem Glück entdeckt man dann auch etliches Neue dazu; das Tagebuch aber wird doch schon weitaus mehr Gedankenquelle als Stoffquelle seyn.

Wenn ich aber endlich ein Land durchreiste, nicht um der Detailforschung willen, sondern um mich für größere ethnographische und geographische Gesichtspunkte durch den Augenschein selbständig zu orientiren, dann wird mein Tagebuch gar keine Stoffquelle werden, sondern es lehrt mich nur die vorhandene quellenhafte Literatur lesen und verstehen, es lehrt mich namentlich in den gedruckten Büchern zwischen den Zeilen lesen. Und gewönne ich durch meine eigenen Notizen auch nur jenen Feuereifer, der nöthig ist, um durch die trockene Localliteratur eines Landes frisch und muthig hindurchzudringen, so hätte ich nicht umsonst notirt. In diesem Falle erlebt man wohl auch die eben so lustige als lehrreiche Erfahrung, daß man zu guter letzt sein ganzes Tagebuch ausstreicht, und doch sehr vergnügt ist es geschrieben zu haben. Denn was uns beim Beobachten wichtig dünkte, erscheint uns hinterher

beim Specialstudium nichtig, manches Richtige auch geradezu falsch, vorab aber glaubten wir gar oft draußen eine neue Entdeckung gemacht zu haben, um daheim zu der allerneuesten Entdeckung zu gelangen, daß sie den Kennern schon gar lange bekannt gewesen war. Denn je weniger wir wissen, desto mehr Neues finden wir; — nur ist es dann leider bloß für uns neu. Und doch bleibt es so unschätzbar, auf eigene Faust, wenn auch überflüssig oder gar verkehrt, gesucht zu haben; wir lernen dadurch so viel richtiger würdigen, was Andere wirklich fanden.

In einem encyklopädischen Artikel über Statistik las ich: daß man in unserer Zeit statistische Arbeiten nur noch auf amtlichen Schreibstuben machen könne, daß man nicht mehr reise um Statistik zusammenzubringen, und daß ein wandernder Statistiker ein Unding geworden sey. Wer wird auch noch in Deutschland wandern, um auf's Hörensagen Zahlen zu erheben!

Dennoch ist selbst ein wandernder Statistiker kein Unding. Er wird eben ein Tagebuch der zuletzt geschilderten dritten Art führen müssen. Denn wenn man auch nicht mehr wandert um Zahlen zu suchen, so soll der Statistiker doch wandern um seine amtlichen Zahlen zu *verstehn*, um jene Motive, jenen Faden des inneren Zusammenhanges der Ziffernreihen im Volksleben zu finden, welcher in den Acten nicht geschrieben steht. Wer wanderte um Statistik zu machen, der wäre lächerlich; wer aber Statistik macht ohne zu wandern oder mindestens Andere für sich wandern zu lassen, der ist einseitig und oberflächlich. Durch's Wandern können uns Bücher und Acten nicht entbehrlich werden, aber wir lernen Bücher und Acten lesen durch's Wandern.

7.

Anekdoten und Charakterzüge.

Wer unterwegs eine Anekdote erlebt oder einen sprechenden Zug des Volkslebens, der soll dergleichen fein im Sinne be-

halten, man weiß nicht, wie man's später brauchen kann. Erlebte Züge und Anekdoten bilden das Salz unsers Tagebuches, und wenn wir sie richtig zu deuten, wenn wir einen leitenden Gedanken aus ihnen zu entwickeln und durch sie zu versinnbilden verstehen, können sie auch das Salz eines gedruckten Buches bilden.

Ich fahre über den Bodensee in die Schweiz. Im Hafen zu Rorschach gelandet, sehe ich einen zerlumpten Mann, der in einem kleinen Nachen zwischen den Schiffen auf und ab rudert und mit einem Hebgarn emsig im Wasser fischt; er fängt aber keine Fische, sondern Aepfel, die in großen Massen hier verladen werden und von welchen ab und zu Einer in's Wasser fällt. Nun wußte ich, daß ich in der Schweiz war, noch bevor ich den ersten Gränzpfahl gesehen hatte. Am bayerischen Ufer würde höchstens ein naschhafter Junge sich etliche von den verlorenen Aepfeln gefangen haben; hier am schweizerischen machte ein Mann sogleich ernstlich Profession von der Aepfelfischerei. Hätte ich einen Aufsatz über die Schweizer schreiben wollen, der Mann wäre mir unbezahlbar gewesen. Wie mich seine drastische Erscheinung zuerst begrüßte, so würde ich sie auch plastisch an die Spitze der Arbeit gestellt haben, um aus dem individuellen Bilde einen der schärfsten schweizerischen Charakterzüge, das Volks-Genie der Betriebsamkeit, zu entwickeln.

Die geringfügigste Thatsache kann uns in diesem Sinne bedeutend werden und des Aufzeichnens würdig, wenn sie nur einen leitenden Gedanken verkörpert. Im Volksleben ist nichts klein, was auf's Ganze, auf den geistigen Gehalt des Volksthums zielt. Meine Freunde wundern sich öfters, daß ich unterwegs so viele seltsame Züge und Anekdoten erlebe; ich erlebe in der That dergleichen nicht mehr als Andere, aber ich erlebe sie anders. Weil ich geführt von festen Grundgedanken Gedanken suche, finde ich auch Anekdoten, und weil ich den Blick auf's Idealbild des ganzen Volksthums gerichtet halte, sehe ich hundert individuellste Thatsachen, die Jenem entgehen, der nichts als Thatsachen suchen will. Anekdoten zu erleben ist leicht (vorausge-

setzt, daß man zu Fuße und allein geht), die wichtigen zu behalten und die unwichtigen zu vergessen schon schwerer (denn auch die originellste und ergötzlichste erlebte Anekdote müssen wir unbarmherzig aus unserm literarischen Gedächtnisse streichen, wenn sie des Gedankenzusammenhanges mit dem zu skizzirenden Charakterbilde entbehrt); am schwersten aber ist es, den rechten Gedanken in einer erlebten Anekdote zu finden und zu deuten. Denn da uns das Erlebte immer näher am Herzen liegt als das Gelesene, so liegt auch die Gefahr näher, aus dem Erlebten etwas zu machen, was eigentlich nicht darin steckt.

Ich will auch diesen Satz über die Anekdote durch eine Anekdote erläutern.

Im Wirthshaus eines deutsch-ungarischen Städtchens saßen die Kleinbürger des Ortes beim Abendschoppen, und ich lauschte ihrem Gespräche. Ein Vorfall, der sich jüngst in der Nachbarschaft zugetragen beschäftigte die Leute auf's lebhafteste. Es war nämlich ein achtbarer Israelite vor den Stuhlrichter geladen worden, um Zeugschaft abzulegen. Der verschüchterte Jude hörte entweder die Frage des Richters nicht recht oder faßte sie falsch, kurz er stotterte, zögerte und konnte zu keiner klaren Antwort kommen. Da ergriff der Richter plötzlich wüthend aufbrausend ein Crucifix, hielt es dem Juden vor's Gesicht und schrie; „Judas, willst du bekennen!" Der Jude brach vor Angst und Schrecken zusammen und lag mehrere Tage krank darnieder. So erzählten die Leute. Ein Theil der Gesellschaft enthielt sich allen Urtheils, die Andern vertheidigten den Stuhlrichter; nur ein Einziger wagte es, das Verfahren des Richters in geraden Worten als unrecht, ja empörend zu bezeichnen. Er blieb aber allein mit seiner Ansicht.

Nun wäre es sehr leichtsinnig, wenn ich die oben erzählte Geschichte flugs als Thatsache anführen wollte, etwa zur Charakteristik ungarischer Justiz. Denn sie kann in jener Fassung völlig entstellt, vielleicht tendentiös umgebildet oder bereits mythisch verschoben seyn. Wirthshaus-Gespräche sind überhaupt keine

Quelle für Thatsachen; aber die Thatsache jenes Wirthhausgespräches kann uns eine Quelle werden. Denn daß man eine derartige Geschichte dort allgemein als wahr, mindestens als wahrscheinlich und möglich ansah, wäre doch schon ein Zeichen für die Zustände des Landes. Allein auch darin liegt noch nicht der Schwerpunkt des kleinen Erlebnisses. Das Maßgebende war ohne Zweifel, daß von zwanzig Leuten etwa zehn des Urtheils sich enthielten, wenn dem Stuhlrichter Recht gaben und nur ein Einziger ihn verdammte. Man denke sich zum Gegenbilde zwanzig pfälzische Bauern, die über einen solchen Vorfall discutirten! Welch einen Lärm, welch einen Aufruhr würde das gegeben haben! und wenn ja ein Einziger den Richter hätte vertheidigen wollen, so wäre er gewiß zur Stube hinausgeworfen worden. Uebrigens würde auch kein Pfälzer Jude aus Schreck vor einer derartigen richterlichen Ermahnung in Ohnmacht gefallen und krank geworden seyn. Die Juden haben dort schon stärkere Nerven.

Nun wäre es aber immer noch übereilt, wollte ich aus jener einzelnen Thatsache den allgemeinen Schluß ziehen auf den tiefen Stand des Rechtsgefühles bei den unteren Volksschichten in Ungarn. Erst wenn ich viele verwandte Züge an vielen Orten erlebt hätte, wäre ich dazu befugt. Man soll Anekdoten nicht generalisiren, sondern umgekehrt, man soll auf Grund allgemeinerer Kenntniß und Beobachtung individualisiren durch die Anekdote. Der oberflächliche Touriſt macht die Anekdote, den erlebten einzelnen Charakterzug, zur Quelle; dem wirklichen Forscher ist sie das nicht, sie ist ihm bloß Mittel zur Darstellung eines Allgemeinen, welches er bereits anderswoher gründlicher kennt. Dann aber auch ein unschätzbares, unübertreffliches Mittel, weil sie künstlerisch, plastisch in Einem Zuge ganze Gedankenreihen versinnbildet und den Leser in fremde Zustände mitten hinein versetzt, als hätte er sie mit eigenen Augen gesehen. Darum hat man der volksschildernden Anekdote neuerdings mit vollem Recht sogar einen Platz in wissenschaftlichen Handbüchern

eingeräumt, wie z. B. in Daniel's Geographie von Deutschland, nicht um aus der Anekdote generalisirend zu beweisen, sondern um durch die Anekdote individualisirend zu schildern.

Aus derselben künstlerischen Absicht erzähle ich meine Anekdoten und Charakterzüge fast immer in der ersten Person, wie ich sie erlebt habe, mit dem verpönten „Ich" an der Spitze. Es wäre mir leicht, sie in die dritte Person umzuschreiben. Allein wenn der Leser durch mein „Ich" den unmittelbaren Eindruck des Selbsterlebten erhält und die Sache mitzuerleben glaubt, so wiegt mir das schwerer als der Tadel steifleinener Recensenten über zu subjective Schreibart. Je mehr ich mich befleiße den Inhalt objectiv zu fassen, um so subjectiver gestalte ich die Darstellung. Denn der objectivste Styl bleibt nun doch alleweil der langweiligste.

Die Forscher der Sagen, Mundarten und Volkslieder, welche gleich uns dem Munde des Volkes lauschen, verleihen ihren Aufzeichnungen dadurch erst vollgültigen Werth, daß sie auf's genaueste angeben, wo sie eine Redeweise, eine Sage, einen Vers gefunden, genau bis auf den Namen des Dorfes, ja der Person hinab. Das ist bei ihnen so nothwendig wie beim Botaniker die Angabe des Fundortes einer neuen Pflanze. Ganz anders steht es aber bei anekdotischen Charakterzügen, welche man anführt, um allgemeine, namentlich ethische Zustände des Volkslebens epigrammatisch zu schildern, wohl gar dem Volke selbst das Epigramm aus dem Munde zu nehmen. Hier entscheidet die innere Wahrheit, und in den allermeisten Fällen wird kein Dritter im Stande seyn hinterher die strenge äußere Wahrheit des Thatbestandes zu prüfen, auch wenn man ihm Ort und Datum und Personal-Adressen urkundlich getreu schwarz auf weiß gegeben hätte. Ich verfahre darum aus guten Gründen mehrentheils umgekehrt wie die Sagenforscher und Botaniker, indem ich meinen Fundort nur soweit andeute, als es zur örtlichen Charakteristik selbst nöthig ist. Ich nenne die Gegend, aber nicht den Ort, ich umschreibe die redenden Personen, aber nenne keinen Namen,

und erzähle somit äußerlich ungenau, aber nur, um innerlich desto genauer erzählen zu dürfen. Nur durch diese goldene Regel wird es möglich, scharf, concret und rücksichtslos zu zeichnen, und die Leute des Landes in ihren eigenen Worten reden zu lassen, ohne in unsern öffentlichen Zeiten die Discretion zu verletzen und Empfindlichkeit aller Art zu reizen. Nur bei diesem Verfahren merken namentlich die Leute, daß man komische und naive Züge nicht aus Spott und Scandalsucht, sondern in dem ernsten Bestreben aufzeichnete, ein treues und lebensvolles Bild zu entwerfen. Und zuletzt kommt es bei derlei kleinen Geschichten auch kaum darauf an, ob sie wirklich so vorgefallen sind, sondern vielmehr ob der Landeskundige zustimmend sagt, daß sie so und nicht anders einmal vorfallen müßten, wenn es gleich noch gar nicht geschehen wäre.

8.

Literarische Wanderung nach der Heimkehr.

Mit wohlgefülltem Tagebuch zu Hause wieder angelangt, sind wir darum noch nicht fertig mit unsern Vorarbeiten. Jetzt kommt erst noch das Studium der Special-Literatur. Mancher glaubt vielleicht, dazu bedürfe es doch keiner Fußwanderung, oder man könne auch vorher diese Specialitäten studieren und hinterdrein wandern. Allerdings. Man kann auch das Pferd beim Schwanz aufzäumen, nur wird es dann nicht besonders bequem zu reiten seyn.

Unterwegs entdecken wir bei guter Nase und gutem Glücke handschriftliches und gedrucktes Material, welches wir zu Hause niemals gefunden hätten. Man muß an Ort und Stelle fragen um gar mancher in Zeitschriften und Monographien zerstreuten Vorarbeit auf die Spur zu kommen, und ein halbstündiges Gespräch beim Glase Wein mit einem landeskundigen Manne kann

uns versteckte kleine Quellen und Hülfsmittel aufschließen, nach welchen wir im sorgsamsten Realkatalog der reichsten Bibliothek vergebens suchen würden. Unsere Gelehrten sind doch wunderliche Leute. Wenn Jemand wochenlang im Bücherstaube wühlt und nichts findet, so war das wissenschaftlich gearbeitet, wenn aber Einer im lebendigen persönlichen Verkehr die feinste Entdeckung macht, so kann das doch nicht für wissenschaftliche Arbeit gelten.

Uebrigens handelt es sich hier weit weniger um speciellstes Material, welches verborgen liegt, weil es zu selten und vereinzelt erschlossen würde, sondern viel mehr um Vorarbeiten, welche jahraus jahrein so bunt und massenhaft zu Tage gefördert werden, daß sie in ihrem eigenen Ueberflusse verloren gehen.

Ich denke hier namentlich an die Schriften unserer historischen, geographischen, naturforschenden Vereine, an die zahlreichen monnographischen Büchlein über einzelne Städte, Schlösser, Klöster, Familien, dann auch an die geradezu unzählbaren Schilderungen von allerlei Volks- und Landesart wie sie jetzt in den illustrirten, belletristischen und politischen Zeitungen zum stehenden Modeartikel geworden sind.

Der gelehrte Fachmann rümpft die Nase und erklärt den größten Theil dieser mannichfaltigsten Literatur für Dilettantenwerk. Ich will das zugeben, denn der Dilettantenglaube ist nun einmal der moderne Hexenglaube, und wer nicht überall Dilettanten sieht, der kommt in Gefahr selber als Dilettant verbrannt zu werden. Allein gesetzt wir fänden in einer Zeitung, wohl gar im Feuilleton, die Schilderung volksthümlicher Localzustände von einem Augenzeugen, und die Arbeit ermangelte so sehr aller Schule und Methode, daß wie sie wohl dilettantisch nennen müßten, so ist sie doch in dem einen Punkte nicht dilettantisch daß der Verfasser selbst gehört und gesehen hat, was er erzählt. Nur fragt sich's, ob er das Erlebte, also den ächten Quellenstoff, auch richtig wiedergibt. Den Maßstab hiefür werden wir in der Regel nur dann besitzen, wenn wir gleichfalls ein Stück seiner

Schilderungen miterlebt haben, und sey es auch nur im Vorübergehen, auf der Wanderschaft. Wir entdecken und enthüllen dann den versteckten Fachmann im Dilettanten und finden Gewinn in einer Arbeit, welche der vornehme Zunftgelehrte gar nicht des Lesens werth geachtet hätte.

Oder umgekehrt. In den Jahrbüchern unserer Geschichts-Vereine stehen mitunter sehr gelehrte Abhandlungen, die vom umfassendsten localen Quellenstudium zeugen, ungedrucktes, urkundliches Material die Fülle bietend; in der Darstellung aber sind sie höchst dilettantisch, confus geschrieben, weitschweifig, unverständlich. Vorab jedoch werden die Autoren solcher Aufsätze dem Leser wie dem Verleger gleich furchtbar durch ihre Unfähigkeit Wichtiges und Gleichgültiges zu unterscheiden, durch ihr Unvermögen auszustreichen, wegzulassen und ein Ende zu finden. In der Handhabung des Rothstifts und des Papierkorbes sind sie vollendete Dilettanten. Obgleich nun diese Schriftsteller überzeugt sind, streng fachmännisch zu schreiben, ja häufig gerade um dieses Ideales willen so schlecht schreiben, weit schlechter als sie eigentlich könnten, so werden sie doch von den meisten größeren Historikern wiederum als Dilettanten über die Achsel angesehen. Der forschende Wanderer thut das nicht. Er hat sich Muth und Kraft und Begeisterung erwandert, um selbst durch die pfadlose Wildniß solcher Abhandlungen zu dringen, weil er eben Heimathsgefühl mitbringt für das Land, dessen Geschichte der allzu gelehrte Monographist untersuchte, und in dem Heimathsgefühl zugleich die Geduld für das Kleine, Dürftige und Trockene und das Verständniß Verworrenes zu entwirren, ohne daß ihm, dem bloßen Wanderer, darum der unbefangene freiere Ueberblick verloren gegangen wäre, dessen Mangel den Eingeborenen so oft verführt Wichtiges und Nichtiges gleich zu achten und des Stoffes kein Ende zu finden. Der Wanderer sucht also auch hier wieder in dem gelehrten Dilettanten liebevoll den Fachmann, und wird sich häufig reich belohnt sehen.

Die Zeitschriften der historischen Vereine heißen mitunter

„Archive," und man könnte fast meinen, der Titel sey darum gewählt, weil die dort veröffentlichten Arbeiten so gut verschlossen und versteckt sind wie im geheimsten Staatsarchiv. Das Einzelne verkommt in der übersichtslosen Masse. So geschieht es, daß die köstlichen Beiträge zur historischen Landeskunde, welche in solchen Zeitschriften zerstreut ruhen, selbst in unsern fleißigsten größeren geographischen Werken noch gar wenig benützt sind, oder nur dann benützt, wenn ein Vermittler, der von allgemeineren Standpunkten ausging und nicht bloß für das Land, sondern für Deutschland schrieb, dazwischen getreten ist. Dies ist dann fürwahr ein schöner Beruf, und es ließe sich ganz fein das Walten einer gewissen „poetischen Gerechtigkeit" darin nachweisen, daß wir durch die freieste Kunst des Wanderns einer so strengen und trockenen Kunst wie dem Erschließen statistischer und historischer Local-Quellen erst zu einem recht weitgreifenden Erfolge verhelfen, und daß der Wanderer und der Stubengelehrte von abgeschlossenster Art ihr Tagewerk zum gegenseitigen Frommen austauschen müssen. Ein Forscher, der allein und zu Fuß durch die Welt geht, gewinnt nicht bloß Vorsicht und Selbstvertrauen, sondern er wird auch zuvorkommend gegen jeden Begegnenden, und wäre es auch nur, indem er ihm einen Gruß und eine kleine Ansprache entgegenruft. Wer weiß, was ihm die wenigen Worte nützen können! So denke ich auch, wenn ich nach vollbrachter Reise meine zweite oder dritte Wanderung durch die Bücher, Zeitungen und Flugschriften beginne und hier in der gemischtesten Gesellschaft traulich mich bewege, jeden grüßend und ansprechend; und danken mir auch nicht Alle, so danken mir doch Viele.

Nach dieser Fahrt durch die Specialliteratur möchte man dann am liebsten gleich noch einmal zum Wanderstabe greifen und den ganzen Fußmarsch wiederholen; denn nun merkt man erst, wie viel man übersehen hat oder aufs Neue prüfen sollte. Ein solcher Revisions-Gang ist vom höchsten Werth; leider wird uns nur selten vergönnt seyn, ihn auch sogleich ausführen zu können.

Hiermit bin ich am Schlusse meiner Handwerksgeheimnisse angelangt, und man dürfte mir wenigstens zugestehen, daß ich mir Plan und Methode in meine Wanderforschungen gebracht, und daß ich mir's dabei habe sauer werden lassen, auch wenn sich zuletzt die Darstellung noch so leicht und lustig lesen sollte.

Das Organische dieser Methode dünkt mir aber darin bewährt, daß allezeit die spätere Vorarbeit als die Probe der vorhergehenden erscheint. Wer die Karte und die allgemeine Landeskunde nicht im Kopfe hat, der kann auch nicht richtig gehen und nicht richtig fragen; wer planlos geht und das Fragen nicht versteht, der wird auch kein werthvolles Tagebuch draußen skizziren, und wem das Alles zusammen nicht gelungen ist, der vermag auch die geschriebenen und gedruckten Specialquellen nicht gehörig auszubeuten. Er mag Einzelzüge zusammenbringen, aber kein harmonisches, treffendes Gesammtbild. Die ganze Reihenfolge jener Vorarbeiten ist nothwendig in sich bedingt, sie läßt sich nicht verkürzen und nicht umkehren; ein Glied trägt und hält das andere.

Der unversiegbare Reiz bei der Darstellung solch erwanderter Charakterbilder von Land und Leuten liegt aber darin, daß wir an's Werk gehen mit dem Gedanken mitzuwirken zur Kenntniß unsers Vaterlandes. Hiermit verbindet sich dann in der Methode der Arbeit selbst ein erfrischendes Zusammengreifen scharfer Gegensätze. Wir versenken uns ins Kleine und Einzelne, ausgehend vom Ganzen und zum Ganzen strebend; wir verbinden Genuß und Schaffen, und wenn irgendwo, so wird hier der Genuß Arbeit, die Arbeit Genuß; wir wandern hinaus in's Freie, damit wir durch eine ganz besonders verstaubte Bücherwelt wandern lernen; wir dürfen subjectiv schreiben im Hinblick auf objective Resultate, und künstlerisch gestalten, während wir kritisch forschen; wir werfen uns in das bunte, schwankende Leben des Tages, und doch befriedet unser Studium zuletzt ganz besonders durch das Aufspüren fester, organischer Zustände; wir ziehen wie die fahrenden Memoirenschreiber zu Froissart's Zeit im Lande

umher, und sind uns doch bewußt, als modernste Wanderer planmäßig für die Wissenschaft zu arbeiten. Es ist uns auch noch erlaubt, zwischen historischen Trümmern zu wandeln und Denksteine verklungener Zeiten mit aller Liebe des Poeten zu erfassen, ohne daß man uns darum Romantiker schelten soll, die ihre eigene Zeit vergessen; denn selbst indem wir die Vergangenheit suchen, bleibt doch die Gegenwart unser letztes Ziel. Wir dürfen auf die Theilnahme der Zeitgenossen rechnen; denn welch frischeren Stoff gäbe es als das eigene Volk, die eigene Heimath, und doch sammeln wir ganz besonders für die Zukunft: bei jedem Gang, den wir daheim durch die ältere Literatur unseres Gegenstandes machen, drängt sich uns der Ausruf auf: was würden wir darum geben, wenn die Vorfahren hier so fleißig gesammelt und notirt hätten, wie es jetzt tausend Federn thun, und welch reiches Vermächtniß hinterläßt die Gegenwart in ihren zahllosen Entdeckungsreisen durch's Innere von Deutschland den kommenden Geschlechtern!

Stolz braucht der Einzelne in diesem Ausruf übrigens doch nicht zu werden; denn nirgends sind große und kleine Irrthümer schwerer zu vermeiden als bei unsern Stoffen, die sich aus dem unendlichen bunten Detail zusammenweben, und nirgends ist es selbst dem schwächsten Kritiker leichter gemacht, auch dem gewissenhaftesten Forscher gelegentlich einen rechten Schnitzer nachzuweisen. Allein trotz dieser mit der Gunst des Gegenstandes enge verwachsenen Gefahr werden wir unverdrossen und muthig bleiben, getragen von der liebevollen Hingebung auch an das Kleinste im Volksleben; es gibt da nichts Unwichtiges, und alles wird bedeutend, wenn wir nur die rechten Gedanken mitbringen, um jede Thatsache in ihrem tieferen Zusammenhange zu erfassen und an den rechten Ort zu stellen. Dies ist das letzte und feinste Meistergeheimniß, welches sich aber nicht lehren läßt.

Vorwort.

Hier folgt das Vorwort nach der Einleitung nicht etwa wegen des Effects der „unordentlichen Schreibart" wie in Immermanns Münchhausen, welcher mit dem elften Kapitel beginnt, um dann das erste nach dem fünfzehnten zu bringen. Mich zwang im Gegentheil die „ordentliche" Schreibart zu dieser ungewöhnlichen Reihenfolge.

Die Einleitung schilderte die Methode des wandernden Forschers; das Buch selbst zeigt die verschiedensten Spielarten dieser Methode, auf große und kleine Stoffe angewandt; das Vorwort stellt sich ganz logisch in die Mitte, denn es soll dem Leser einige Fingerzeige über die Art dieser Anwendung geben. Wie jedes rechte Vorwort wäre es aber eben so zweckmäßig nach als vor dem Buche zu lesen, und gründliche Leute lesen Vorreden auch wirklich zweimal: vorher, um zu sehen, was der Verfasser verspricht, und nachher, um zu prüfen, was er gehalten hat.

Ich nenne dieses Wanderbuch einen zweiten Band zu „Land und Leuten." In jener Schrift verarbeite ich zahlreiche Wanderskizzen, um den Zusammenhang von Volksart und Landesart, das organische Erwachsen des Volksthumes aus dem Boden nachzuweisen. Man wird das nämliche Ziel auch auf vielen Blättern des vorliegenden Bandes angestrebt finden, wenn gleich nicht mehr so stark in den Vordergrund gestellt. Dafür suchte ich in anderer Richtung einen neuen Reiz des Stoffes. Als den schön-

sten Lohn, der meiner früheren Arbeit zu Theil ward, erachte ich es nämlich, daß so mancher selbsterlauschte Zug, so manche selbstgefundene Thatsache und auch etliche meiner Gedanken in größere geographische Darstellungen und Sammelwerke übergingen, und daß ich also auch über den Kreis meiner eigenen Leser hinaus zur erweiterten Kenntniß deutschen Bodens und deutschen Volkslebens beigetragen hatte.

Dies spornte mich zu neuen Entdeckungsfahrten, zum Aufsuchen gerade solcher Gegenden, welche in den allgemeineren Werken über deutsche Landes- und Volkskunde noch kaum beachtet sind und doch höchst eigenartige und merkwürdige Glieder des großen Ganzen. Es war dieser bestimmte Zweck, der mich bewog, Landstriche, wie das Tauberthal, das Gerauer Land, die Holledau zu durchwandern, oder einen Städtetypus wie Freising zu zeichnen. Man möchte seinen Lesern doch so gerne von recht unbekannten Dingen erzählen, wobei das Unbekannte doppelt reizt, weil es so nahe liegt, und weil zugleich ein Jeder sich sagt, daß es dergleichen neu aufzuschließende Gegenden noch zu Hunderten in unserm Vaterlande gebe.

Neben diesem Interesse des Stoffes, worin der vorliegende Band sich an den früheren enge anschließt, lockte mich aber auch jenes andere in der Einleitung entwickelte Ziel, wodurch sich das „Wanderbuch" von „Land und Leuten" unterscheidet: ich wollte die Methode meiner Volksstudien darlegen. Und so ist jeder der folgenden Abschnitte in anderer Art geschrieben, in anderer Absicht und will mit anderem Maßstabe gemessen seyn.

Den Beginn macht ein weit angelegtes Uebersichtsbild: „Auf dem Wege nach Holland." Die größere Masse des Stoffes ist hier nicht vom Verfasser selber erforscht, sondern aus Büchern und Abhandlungen geschöpft. Er wanderte, um die Speciallitteratur verstehen und benützen zu lernen, und im Anschauen des Einzelnen den rechten Leitfaden zum Generalisiren zu finden. Hier war ihm also sein Notizbuch nicht sowohl Stoffquelle als Gedankenquelle und nebenbei eine kleine Fundgrube schmückender

und belebender Züge. Der einigende Grundgedanke des ganzen Aufsatzes zielt auf die Darstellung der allmählichen Uebergänge deutschen und holländischen Wesens am Rhein und an der Nordseeküste. Nur meine man nicht, daß ich mir zu Hause diese Idee vorgebildet habe und dann ausgezogen sey, um sie überall verwirklicht zu finden. Dies wäre für mich der verkehrteste „Weg nach Holland" gewesen. Im Gegentheil. Ich griff ohne alle Ideen zum Wanderstabe, ich wollte bloß das Gränzland begehen und auf mich wirken lassen. Erst als ich wieder nach Hause gekommen war und alles Gesehene überblickte und ordnete, ward es mir klar, daß gar kein anderer Gedanke einigend und leitend die Summe meiner Beobachtungen zusammenfassen könne, als jener vorgedachte, welcher in den Landes- und Volksgränzen Deutschlands und Hollands vielmehr verbindende Uebergänge erblickt.

Der Schluß-Aufsatz versetzt den Leser in den deutsch-ungarischen Gränzstrich an der Donau, der Leitha und dem Neusiedlersee, er gibt nicht bloß in der geschilderten Oertlichkeit, sondern auch nach Plan und Methode der Darstellung das äußerste Gegenbild zu dem ersten Abschnitte. Diesmal war mir mein Tagebuch die wichtigste Stoffquelle, der Literatur verdanke ich nur wenig; ich gebe Reiseeindrücke; sie gruppiren sich aber um einen Kern von Studien, die mich seit meinen Jugendjahren unablässig beschäftigt haben: die durchwanderte Gegend bot mir als Hauptstationen jene Orte, an welche sich die Geburt, die früheste Ausbildung und das kräftige Manneswirken Joseph Haydn's knüpft. So berührten mich die ethnographischen Gegensätze dreier in Stamm, Sprache und Sitte grundverschiedenen Nationalitäten, welche in diesem Winkel aufeinanderstoßen, nur mittelbar, und dennoch spielten sie von ferne in mein Hauptthema herüber und gaben ihm eigenthümliche Farbe. Einen schöpferisch epochemachenden Mann in der Scenerie seiner Heimath aufzusuchen und als eine altbekannte und doch neue Gestalt wiederzufinden, ist auch eine Aufgabe für den wandernden

Erforscher von Land und Leuten. Mit politischen und ethnographischen Vorgedanken hatte ich mich der Leitha genähert, und mit musikgeschichtlichen Culturstudien kehrte ich wieder heim.

Große Gestalten ganz anderer Art veranlaßten mich zu einer Wallfahrt ins Gerauer Land. Schon vor der Abreise hatte ich mein Notizbuch mit Quellenstellen, Fragen und Hypothesen aus der deutschen Kaisergeschichte gefüllt, um darnach den Plan meiner Kreuz- und Querzüge zu entwerfen. Ich wollte mir und Andern historische Erinnerungen beleben und verjüngen im Anschauen der Oertlichkeit. Dazu verlockte es gar sehr, durch ein Land zu gehen, welches vor lauter moderner Cultur allen landschaftlichen Reiz der Romantik verloren hat, während es im Geiste des Geschichtskundigen dort lebt und webt von romantischen Bildern und Erscheinungen, ein Land am Kreuzungspunkte der belebtesten Heerstraßen des Reisestromes, und doch so wenig besucht und geschildert wie kaum eine andere Ecke von Deutschland. Eine moderne Topographie der wichtigsten deutschen Kaiserstätten ist noch nicht geschrieben; machte sich der rechte Forscher und Wanderer an die Aufgabe, so könnten wir ein Buch gewinnen, ebenso befruchtend für die Landeskunde wie für das Studium der Geschichte. Neue Länder sind auf deutschem Boden nicht mehr zu entdecken, aber neue Gesichtspunkte für das altbekannte Land.

Wie man sieht, wechselt meine Methode hauptsächlich je nach dem Verhältnisse des Wanderns, das heißt der eigenen Forschung zum Bücherstudium, als der entliehenen Forschung; das Vorschlagen der einen oder anderen Quelle verändert sofort Plan, Ziel und Schreibart. Nun findet sich in diesem „Wanderbuche" aber auch ein Aufsatz, für welchen ich unmittelbar gar nicht gewandert bin; er ist überschrieben „Bauernland mit Bürgerrechten" und wurde ursprünglich so recht aus der Studierstube für die Studierstube verfaßt, zum Vortrag in einer Klassensitzung der Münchener Akademie der Wissenschaften. Dennoch gehört er ins Wanderbuch, ja er ist ein ganz nothwendiger Bestand-

theil desselben. Jenes bürgerliche Bauernland, der Rheingau, liegt im nächsten Umkreise meiner Geburtsheimath, also in einer Gegend wo ich zu Hause bin, wo ich „gesessen" habe, und Sitzen führt in diesem Sinne mindestens eben so weit als Gehen. Bei solchen Landstrichen ist dann aber das Wichtigste, daß man ihnen in der rechten Art wieder fremd wird; denn wir entdecken in der Fremde weit leichter das unterscheidend Eigenthümliche als in der Heimath, wo uns jede Thatsache selbstverständlich dünkt. Nun habe ich vor Jahren, da ich noch an den Pforten des Rheingaues wohnte, ein Bild des Rheingauer Volkscharakters in seinem weindurchleuchteten Colorit entworfen und später in „Land und Leuten" aufgenommen. Viele Bücher schlug ich damals nicht nach, würde für meine Zwecke auch wenig in ihnen gefunden haben; denn wie der Rheingauer in seinem Weine lebt und webt, das wußte ich viel besser vom eigenen Sehen und Hören; ich hatte mit den besten Männern des Gaues gelebt und getrunken, und diese waren mir die gewichtigsten Autoritäten, ich war in den Kellern, Weinbergen und Trinkstuben gewesen, und das waren mir die rechten Bibliotheken und Archive. Ich wollte nicht geschriebene und gedruckte Quellen ausschreiben, sondern selber Quelle werden, und das ist mir auch geglückt; denn meine Schilderung wurde oft genug nachgedruckt, übersetzt, citirt und ausgezogen. Ueber der Analyse der Wein-Natur der Rheingauer war mir aber eine andere Thatsache ziemlich in den Hintergrund getreten, welche in engem Zusammenhange mit dem Weinbau und dem heiter bewegten Treiben des Gaues steht: die uralten Freiheiten und Rechte des kleinen in sich abgeschlossenen Völkchens. Ich hatte ihrer nur im Vorbeigehen gedacht.

Nun blickte ich von der Münchener Hochebene auf den Rheingau zurück. Da trat mir der unmittelbare, einseitig fesselnde Eindruck des gegenwärtigen Lebens objectiver in den Hintergrund; dagegen lagen mir nun die Bücher und Landkarten nahe. So ergänzte ich denn jene Lücke der früheren Arbeit, faßte die alten Freiheiten der Rheingauer als eine Grundlage ihres originellen

Volksthumes schärfer ins Auge und schrieb solchergestalt ein Seitenstück, welches sich dem älteren Bilde contrastirend und doch enge verbunden anreiht. Der behandelte rechtsgeschichtliche Stoff ist den gelehrten Kennern geläufig; indem ich aber meine erlebte und erwanderte Ortskunde benützte, um denselben zu deuten, zu ordnen, auf neue Gesichtspunkte anzuwenden und in einen weittragenden Zusammenhang zu bringen, glaube ich doch manches Eigene geboten zu haben. Für die Erprobung meiner mannichfachen Methode aber drängte es mich mit Nothwendigkeit zu diesem Versuche: als ein Fremder trat ich vor die alte Heimath, als ein Wanderer im Geiste vor die Gegend, in welcher ich seßhaft gewesen, und während wir sonst in der Localliteratur Belehrung über unsere Wanderschaft suchen, so benützte ich hier umgekehrt das Erwanderte und Erlebte, um die alte Literatur des Rheingaues zu erläutern.

Ich sprach in der Einleitung von der Kunst ortskundige Leute so zu befragen, daß sie nicht merken, was man eigentlich wissen und auf welche Ziele man hinaussteuern will. Manche schätzbare Notiz der nachfolgenden Abschnitte ward auf diesem Wege gewonnen. Doch gestand ich Ausnahmen zu, wo wir uns mit einem wissenschaftlichen Manne ohne Umschweife besprechen und ihn in alle Geheimnisse des Planes und der Mittel unserer Arbeit einweihen können. Zeugniß dessen ist die „geistliche Stadt“ in diesem Wanderbuche. Dieses Städtebild verdankt geradezu seine Entstehung dem jahrelangen Austausche, welchen ich von Stadt zu Stadt mit meinem nun verstorbenen Freunde, dem Professor Joachim Sighart in Freising, pflegte. Dieser ausgezeichnete Kenner der mittelalterlichen Kunstgeschichte war zugleich die lebendige Chronik von Freising; unter seiner Führerschaft lernte ich jene merkwürdige Stadt kennen, er war von Anfang bis Ende der Vertraute und Berather meiner Ideen und meines Planes zu diesem Aufsatze, er half mir Notizen sammeln, excerpirte Urkunden für mich aus dem städtischen Archive und berichtete mir mündliche Ueberlieferungen, die mir sonst

gewiß nicht zu Ohren gekommen wären. Das war dann freilich aber auch nicht die flüchtige Begegnung eines Besuches auf der Wanderschaft, sondern ein dauerndes Zusammen-Arbeiten, wobei man sich konnte verstehen lernen.

Wie wir aber in der Scenerie einer Stadt manchmal erst eine charakteristische Persönlichkeit unter ihren Bürgern begreifen, so ging mir umgekehrt durch die Gestalt jenes Mannes, der als Geistlicher, Lehrer, Alterthümler und Sammler in der alten geistlichen Stadt so eigenthümlich wirkte, wie er's anderswo gar nicht gekonnt hätte, erst das rechte Licht auf über den historischen Charakter der Stadt selber. Ohne daß es mein kunstgelehrter Freund merkte, nicht durch sein Wort, sondern durch sein Wesen, weckte er in mir die leitende Idee der „geistlichen Stadt" und den Entschluß das kleine Städtebild mit allem Fleiße auszumalen.

Es ist ein guter alter Brauch, in der Vorrede die Namen aller derjenigen dankend zu nennen, welche uns bei unserm Werke unterstützt haben. Der Volksforscher kann dies aber kaum, denn er ist auf die kleine Beihülfe zahlreicher und höchst verschiedener Leute angewiesen; das Namens-Register würde zu lang und den Lesern unverständlich. Da ich aber in der Einleitung von dem guten Vernehmen redete, welches bestehen soll zwischen dem einheimischen Special-Topographen und einem fremden Wanderer meines Zeichens, der vor allem richtig und fruchtbringend zu generalisiren sucht, so gedenke ich hier wenigstens noch eines Beispieles freundlicher Förderung. Ich hatte den „Gang durch's Tauberthal" gleich nach der Heimkehr geschrieben und vor der Hand in der Allgemeinen Zeitung veröffentlicht. Zu meiner angenehmen Ueberraschung druckte die „Zeitschrift des historischen Vereins für das württembergische Franken" den ganzen Aufsatz ab, weil er einen Theil ihres Vereinsbezirkes und seiner Nachbarschaft darstelle. Es ist die günstigste Kritik, welche einer solchen Arbeit zu Theil werden kann, wenn die eingeborenen Forscher in den Beobachtungen des fremden Wanderers so viel Neues und Wahres finden, daß sie sich getrieben fühlen, dieselben ihrem

örtlichen Leserkreise zur Belehrung über das eigene Land darzubieten. Jener Abdruck aber war zugleich begleitet von gediegenen Noten, welche ergänzend und erweiternd, einigemale auch berichtigend, zu meinem Texte traten. Das war mir doppelt erfreulich. Sonst gehe ich viele Meilen weit und wende alle Kunst und List auf, um mich belehren zu lassen, und hier schickte man mir unerbeten und auf's artigste eine Auswahl belehrender Notizen in die Stube. Ich sage nun für diesen guten Dienst meinen Dank, wie man danken soll, indem ich den Inhalt jener Anmerkungen, so weit er für meinen Zweck nutzbar war, in den Text verwoben habe.

Ich gehe rasch und schreibe langsam, darum wünsche ich mir dann auch Leser, welche recht langsam lesen, bei diesem langsamen Schritt aber von lebhafter Sehnsucht ergriffen werden, das deutsche Land im raschen, frischen Schritte selber zu durchwandern.

II.

Auf dem Wege nach Holland.

(1867.)

Erstes Kapitel.

Uebergänge auf dem Lande, Gegensätze in der Stadt.

Der Deutsche, welcher sich Holland erobern will, und zwar schrittweise, so daß er nicht bloß flüchtigen Gewinn, sondern einen festen Besitz mit nach Hause bringt, kann zwischen drei guten Wegen wählen.

Entweder er beginnt seine Wanderung von Hamburg aus und durchstreift das Land zwischen Elbe und Weser, dann zwischen Weser und Ems, um in Emden die letzte deutsche, in Delfzyl oder Gröningen die erste holländische Stadt zu begrüßen. Oder er ergreift den Wanderstab in Köln und sucht, den Flußlinien der Erft und Niers folgend, mit gelegentlichen Seitenmärschen ostwärts gegen Mörs, Wesel, Xanten und Calcar, westwärts gegen Venloo und Gennepp, des Gränzdreiecks zwischen Rhein und Maas Herr zu werden, um dann bei Nymwegen über die Waal zu fahren, und durch die Betuwe, das alte Bataverland, mitten in's Herz von Holland zu dringen. Der dritte Weg endlich ist von der Natur selber geschaffen, und bedarf keiner genaueren Andeutung, es ist die Wasserstraße des Rheines über Emmerich und Arnheim nach Rotterdam.

Auf die zwei erstgenannten Straßen lockt vor allen das ethnographische Interesse, und ich nenne darum die eine den friesisch-niedersächsischen, die andere den rheinfränkischen Weg. Die Rheinfahrt hingegen regt geographisch an und fesselt zumeist

landschaftlich, indem wir vom Schiffe herab gar bequem den stufenweisen Uebergang der niederrheinischen Landschaft in den holländischen Charakter erkennen mögen. Für das gründlichere Studium von Land und Leuten hat natürlich der friesische oder der rheinfränkische Landweg ungleich höheren Werth.

Friesen, Niedersachsen und Franken gaben dem holländischen Volke nach der alten Bataverzeit die entscheidendsten Grundzüge gesammtdeutscher Art; sie hielten es im Zusammenhange mit den weiter hinten sitzenden deutschen Stämmen. Als zwei Gegenpole erscheinen aber dabei Friesen und Franken: im Friesenthum zog sich der Niederländer mit dem niederdeutschen Nachbar eigenartig und beharrend in sich selbst zurück; durch die Franken erschloß er sich dem biegsamen, beweglichen deutschen Culturleben. Niedersächsisches Element von Westfalen herüber trat dazwischen, gleichsam in mittlerer Schwebung. Nun hat es aber einen wunderbaren Reiz, heute noch den Weg dieser Volksstämme zu wandern und so schon auf deutschem Boden Schritt für Schritt holländisch verstehen zu lernen, ich meine nicht sowohl die holländische Sprache als tausend Einzelzüge holländischer Volks- und Landesart. Und da es uns die Eisenbahn leicht macht, mit dem friesischen Wege auch noch einen Seitenausflug durch niedersächsisches Gebiet zur holländischen Gränze zu verbinden, ja da der altfriesische Weg selber nachgerade großen Theils ein sächsischer geworden ist, so bewegen wir uns dann zuletzt, als von Friesen, Sachsen- und Franken eingeführt, mit einer gewissen Sicherheit unter den Holländern, die ihrerseits wieder durch jene drei Stämme in Deutschland eingeführt werden.

Der allgemeinste große Eindruck einer solchen Gränzwanderung wird aber vorab unserm deutschen Sinne wohl thun. Auf Schritt und Tritt entdecken wir neue Aehnlichkeiten holländischen und deutschen Wesens und erkennen, daß die Scheidelinie zwischen Deutschland und Holland von der neueren politischen Geschichte gezogen wurde, und neuestens auch, leider Gottes, von der Culturgeschichte, während eine Naturgränze der

Bodenplastik oder der Nationalität hier nicht besteht, sondern nur landschaftliche Uebergänge und neugestaltende Stammesmischungen auf derselben gemeinsamen Urgrundlage von Land und Leuten.

„Auf dem Wege nach Holland" treten uns die Holländer als nächste Verwandte und Volksgenossen entgegen; überspringen wir dagegen diesen Weg, verschlafen wir ihn in einem Nacht-Eilzuge der Eisenbahn dergestalt, daß wir etwa von Köln unmittelbar nach Rotterdam versetzt werden, so finden wir uns in einer fremden Welt, und die Gegensätze deutscher und holländischer Art überraschen und bestürmen uns. Aber man braucht nicht einmal Köln und Rotterdam oder vollends Amsterdam gegeneinander zu stellen: nehmen wir die zwei nachbarlichen Gränzstädte meines rheinfränkischen Weges, Cleve und Nymwegen; sie sind kaum drei Meilen entfernt, liegen aber im Charakter ihrer Bevölkerung eine Welt weit auseinander, während die Dörfer von preußisch Geldern und Cleve den benachbarten holländischen Dörfern auffallend verwandt sind. Die Thatsache erklärt sich dadurch, daß eben das ursprüngliche Volksthum, wie es der Bauer am treuesten bewahrt, ein gemeinsames war, während der Gang der politischen Cultur, die in den Städten gipfelt, Holland und Deutschland seit drei Jahrhunderten auseinander gerissen hat.

Ist dies der wahre Grund, so müßte sich dieselbe Erscheinung wohl auch bei der deutschen Schweiz wiederholen. Denn sie ist uns ja ebenfalls durch gleiche Stammesgeschichte verbunden, durch die auseinanderlaufende politische Geschichte entfremdet. Allein der Deutsche, welcher von den Allgäuer Bergen niedersteigend über den Bodensee fährt, wird schon im ersten Schweizerdorfe den Unterschied des Schweizerbauern vom deutschen Bauern merken, und vollends gar, wenn er durch's Innere der Kantone Appenzell und St. Gallen in die Urkantone vordringt. Versetzt er sich dagegen unmittelbar in die deutschen Schweizerstädte, so wird ihn vielmehr die gemeinsam deutsche Art überraschen als das fremdartig schweizerische Wesen; und je größer die Stadt

ist, wie etwa Zürich, Bern, Basel, und je gebildeter der schweizerische Kreis, in welchen er eintritt, um so deutscher und heimathlicher kommt ihm alles vor. Das ist also völlig umgekehrt wie in Holland.

Ich erkläre mir diese Verschiedenheit bei unsern dem Vaterhause entfremdeten zwei Brüdern an den Quellen und an der Mündung des Rheines aus folgenden Gründen:

Holland gewann sein eigenthümlichstes culturgeschichtliches Gepräge als Seemacht, durch seine nach außen gerichtete Handels- und Colonialpolitik. Die Epoche, welche wir in der allgemeinen Handelsgeschichte als „Zeitraum der holländischen Handelsherrschaft" überschreiben, von 1579 (Utrechter Union) bis 1651 (brittische Navigationsacte) bezeichnet zugleich die Auflösung der deutschen hanseatischen Macht, sie eröffnet für eine lange Folgezeit den völligen Verfall des deutschen Seehandels. Die Holländer gründeten ihre neuere Handelsgröße mit von Deutschland abgewandtem Gesichte; die deutsche Concurrenz konnte ihnen damals weder anspornend nützen, noch wetteifernd schaden. Der Seehandel aber sammelt sich in den Städten, vorab in den großen Städten, und findet er keine großen Städte vor, so schafft er sich solche. Bei der selbständigen Culturblüthe Hollands denken wir darum auch zunächst an Amsterdam, und es ist sogar ein ganz bestimmtes, an diese Stadt geknüpftes Datum, welches uns den beginnenden Umschwung in der Weltstellung Hollands bezeichnet, das Jahr 1585, das Geburtsjahr der Handelsgröße Amsterdams, wohin sich der belgische Seehandel nach der Erstürmung Antwerpens durch die Spanier flüchtete. Im Mittelalter war Holland zum großen Theil ein Bauernland im Gegensatz zu dem städtischen Flandern; erst in den Kämpfen, durch welche sich Holland allmählich vom deutschen Reiche löste, wurde das Städtewesen überwiegend. Die Vertheidigungskriege der Holländer gegen Spanier und Franzosen im 16. und 17. Jahrhundert verliefen bekanntlich weit mehr in Belagerungen als in offenen Feldschlachten. Die Städte waren der Kern des neuen

selbständigen Hollands, und um die Städte kämpfte man zunächst. Darum ist es auch in diesem Sinne charakteristisch, daß Holland heute noch so viele befestigte Städte besitzt. (Zwischen zwanzig und dreißig an der Zahl, worunter sechs starke Hauptfestungen. Freilich liegt die Mehrzahl jener Städte nicht an der sogenannten „großen Route," und man kann darum die interessantesten Punkte Hollands im Reigen des gewöhnlichen Reiseschwarmes binnen acht Tagen durchfliegen, ohne von jenem Festungscharakter viel bemerkt zu haben.) In Deutschland gibt es vergleichsweise nur wenige, dafür aber große und im modernen Styl angelegte Festungen und daneben hier oder dort jene weiland festen, nunmehr aber völlig offenen Städte mit den malerischen Trümmerstücken von Thürmen, Thoren und Mauern des Mittelalters. Ganz im Gegensatze hierzu sind für Holland jene altmodischen und alterthümlichen Gräben, Wälle und Basteien charakteristisch, welche uns in ihren kleinen aber malerischen Verhältnissen unmittelbar in's siebzehnte Jahrhundert zurückversetzen, trotzdem aber noch als wirkliche Festungswerke in Ehren gehalten werden. Die alten niederländischen Maler liebten es bei ihren Winterlandschaften diese von Mauern, Wällen und Kirchthurmspitzen überragten breiten Wassergräben mit einem bunten Gewimmel von Schlittschuhläufern, Schlittengesellschaften und Spaziergängern zu bevölkern und zeigten uns die ganze Stadt vergnüglich beisammen auf dem Festungsgraben: wir finden heute noch völlig dieselbe Scenerie, und nur der moderne holländische Soldat, welcher oben auf dem Walle schildert, reißt uns etwas aus der Täuschung. Holland ist das Land der geschlossenen Städte; militärisch hat es sich in seinen Städten zunächst gegen die Spanier und Franzosen abgeschlossen, culturgeschichtlich gegen die Deutschen.

Allein so sehr die holländischen Städte auch nach der Landseite abgeschlossen sind durch Wall und Graben, so offen liegen sie meist auf der Wasserseite, und hier blicken sie — mittelbar oder unmittelbar — hinaus auf's Meer. Die deutschen Gränz-

städte hingegen blicken mit wenigen Ausnahmen in's Binnenland. Und hierin ruht ein fundamentaler Unterschied dieser Städtecharaktere.

Auch die holländische Sprache führt uns auf's Meer hinaus, sie legitimirt sich einzig und allein angesichts des Meeres. Ich will mich über diesen Satz, der wunderlich klingen mag, deutlicher aussprechen. Es ist ein Zankapfel zwischen Deutschen und Holländern, ob die holländische Sprache auch heute noch als eine bloße, wenn gleich sehr selbständig ausgeprägte und gefestete niederdeutsche Mundart anzusehen sey, oder als eine eigene nationale Sprache, welche längst die früheren Schranken einer bloßen Mundart durchbrochen habe. Die Literatur, vorab die poetische, entscheidet nicht zu Gunsten der Holländer. Nur in ihrem engeren Heimathlande wurzelt der Ruhm und die Bedeutung der holländischen Dichter, und sie theilen das Loos der Dialekt-Poeten, welche man im Auslande höchstens aus ethnographischem, culturgeschichtlichem und sprachlichem Interesse studiert, nicht aber übersetzt und liest, weil man sie als Dichter lesen müsse. Weder in der Poesie noch in der Kunst der Prosa gewann Holland einen Platz in der Weltliteratur, und erst im Reigen der Weltliteratur wird eine Nationalliteratur vollbürtig beglaubigt nach ihrer inneren Nothwendigkeit. Aber jenseit des Oceans beglaubigte sich die holländische Sprache durch Handel und Schifffahrt und Colonialwesen, und indem sie auf den ostindischen Inseln und in Südafrika gesprochen wird, ja auch neuerdings noch neues Gebiet sich erobert hat, wie in der Transvaal'schen Republik, wo sie dann die Beetjuanen wiederum als einziges europäisches Idiom lernen, wurde sie in fernen Welttheilen selbst wieder zur Muttersprache.

Der Deutsche, welcher durch Holland reist, kann sich zwar in den Städten zur Noth verständlich machen, wenn er recht langsam, deutlich und schriftgemäß deutsch redet, während der Holländer in den deutschen Städten mit reinem holländisch nicht gar weit kommen würde. Allein ebensogewiß würden wir mit

unserm Hochdeutsch in den holländischen Colonien Afrika's und Asiens verzweifelt stecken bleiben. Die holländische Sprache fand bis jetzt noch keinen Platz in der Weltliteratur, aber sie fand einen Platz im Weltverkehre, und damit wuchs sie allerdings über die bloße Mundart hinaus. Denn dies ist gerade ein Kennzeichen der Mundart, daß sie allezeit zu Hause bleibt. Durch die Handelscultur ihrer Städte gewannen sich die Holländer den Anspruch ihre Mundart zu einer eigenen Zweigsprache des großen deutschen Sprachstammes erweitert zu haben.

So wird der Deutsche überall in die Städte geführt, wenn er nachforscht, wo denn Holland selbständig, eigenartig, also fremd ihm gegenübertrete, während er sich beim naiven Volksleben um so stärker von den Zügen der Stammesgemeinschaft berührt fühlt.

Ich will aber auch das entgegenstehende Bild der deutschen Schweizer noch in wenigen Worten näher ausführen; die Parallele wird dann ein noch schärferes Licht auf Holland werfen.

Die alterthümlichen deutschen Schweizerstädte gleichen unsern alterthümlichen oberdeutschen Städten auf ein Haar. Ja da sie mitunter viel weniger moderniſirt sind, so spricht uns ihre äußere Physiognomie wohl gar heimischer, deutscher an als bei mancher deutschen Stadt. Sie wuchsen im Mittelalter, welkten und kümmerten in den folgenden Jahrhunderten und erblühten auf's neue in der Gegenwart, gleichen Schrittes mit den benachbarten deutschen Städten, während der Verfall der niederdeutschen Städte das Signal zum rechten Aufblühen der holländischen gab. Die größeren jener Schweizerstädte waren Stationen des deutschen Handels mit Italien, aus ihren Thoren führte der Haupthandelsweg allemal nach Deutschland; das Hauptthor der holländischen Städte dagegen, der Hafen, führt in's Meer und über's Meer; der holländische Handel auch in alter Zeit war Speditionshandel mit aller Welt und nicht entfernt bloß auf das deutsche Hinterland berechnet.

In den schweizerischen Unabhängigkeitskämpfen spielen die

Städte weitaus nicht die große Rolle wie in den niederländischen. Die Hirten und Bauern der Urkantone gingen voran, die Städte folgten um Jahrzehnte später. Bezeichnend ward die von Deutschland abgelöste Schweiz auf den Namen eines Kantons getauft, der gar keine Stadt besitzt, und führt auch dessen Wappenzeichen als eidgenössisches Kreuz, während Holland von der städtereichsten und städtisch bedeutsamsten unter den vereinigten Provinzen den Namen trägt. Die kriegerischen Würfel fielen für die Schweiz in offener Feldschlacht, nicht in Städtebelagerungen wie so häufig bei den Holländern. Die Schweiz ist der festungsärmste europäische Staat, Holland der festungsreichste, und während so viele holländische Städte heute noch von Kopf bis zu Fuß im Harnisch ihrer Wälle und Mauern stecken, hat die deutsche Schweiz gar keine feste Stadt mehr, sondern nur kleine Werke zur Vertheidigung von Fluß- und Gebirgspässen.

In den Schweizerstädten öffnet sich das Land — culturgeschichtlich — gegen Deutschland, in seinen Hirten- und Bauerndörfern schließt es sich. Wer darum einen rechten Urschweizer sehen will, der geht zu den einsamsten Hirten des Hochgebirgs, wer die rechten Holländer, der stürzt sich in das Hafengetümmel einer Seestadt. Ich verneine darum keineswegs, daß die nordholländischen und westfriesischen Bauern nicht doch noch in tieferem Sinne Typen eines Urholländers seyen, aber sie sind unsern deutschen ostfriesischen Bauern doch wohl ähnlicher als das Stadtvolk Amsterdams irgend welchem großstädtischen deutschen Volke. Das farbenreichste holländische Volksfest ist die Amsterdamer Kirmeß; die originalsten schweizerischen Volksfeste dagegen sucht man im Appenzell, im Berner Oberlande bei den Bauern. Das „Schweizerhaus," welches man jetzt in Deutschland und in aller Welt als etwas fremdartig Interessantes bei Villen und Gartenhäusern nachahmt, ist ein Bauernhaus; das „holländische Haus," welches man vor hundert und mehr Jahren bei deutschen Lustschlössern copirte, war städtisch. In Deutschland und der Schweiz kennt die Gegenwart nur noch bei den

Bauernhäusern eine volksthümlich nationale Bauweise; der Holländer hat sich auch noch in seinem Bürgerhause einen nationalen Styl bewahrt. Das wegen seiner barocksten holländischen Eigenart berühmteste holländische Dorf, Broeck im Waterlande, ist ein Dorf von Kapitalisten, die in der Stadt reich geworden sind. In der industriellen Schweiz gibt es auch, wenn gleich nicht Dörfer, so doch ländliche Ansiedelungen von reich gewordenen Leuten, Schlösser und Landsitze mit reizenden Gärten; allein diese Villen sind gar weit verschieden von Broek und auch von „Wohlgelegen," „Freud' und Ruh," „Sorgenfrei", und wie die Landhäuser an den holländischen Canälen alle heißen: sie haben städtisch weltbürgerlichen Charakter und könnten eben so gut in England oder Frankreich stehen wie am Ufer eines Schweizersee's. Fast überall in der Welt verschleift die Stadt und städtischer Reichthum das volksthümlich nationale Gepräge, nur in Holland nicht.

Der Deutsche, welcher reinstes Schweizerdeutsch hören will, so kräftig, daß er's kaum mehr verstehen kann, muß den Städten möglichst aus dem Wege gehn, etwa in's Innere von Appenzell oder von Schwyz, Uri und Unterwalden. Denn wenn der Städter auch schweizerdeutsch spricht, so liest und schreibt er doch hochdeutsch; im landsmannschaftlichen und Familienverkehre bedient er sich zwar der Mundart, im feineren Umgange und im Austausch mit Fremden hingegen der hochdeutschen, oder, wie er charakteristisch sagt, der „gutdütschen" Form, und schon hierdurch muß in der Stadt auch die Mundart unvermerkt ihre schärfsten Ecken verlieren. Dem Holländer wird es nicht einfallen, das Hoogduitsch „gutdeutsch" zu nennen im Gegensatz von seiner niederdeutschen Sprache. Zwar trifft man's wohl auch in Ostfriesland und in dem ehemals holländischen, jetzt deutschen Gränzstriche von Preußisch-Geldern, daß die Leute auf dem Lande unter einander holländisch reden, während vor Amt, in der Kirche und Schule und im Verkehr mit Fremden deutsch gesprochen wird; allein in Holland verschwindet natürlich dieser an die Schweizerstädte erinnernde Dualismus.

Und nun zum Schluß noch eine politische Bemerkung. Holland war gleich der Schweiz ein Bund von kleinen Republiken. Allein da seine eigenthümlichste neuere Cultur in den Städten gipfelt, so zeigte sich schon in der erblichen Statthalterwürde ein Streben zur monarchischen Centralisation, welches sich zuletzt in dem Königreich der Niederlande erfüllte, ähnlich wie auch das durchaus städtische Belgien ganz naturgemäß eine einheitliche Monarchie geworden ist. Denn die mittelaltrige Stadt konnte wohl zur Individualisirung, zu kleinen politischen Sonder-Existenzen drängen, die moderne Stadt hingegen und vollends die Großstadt, die Industrie- und Handelsstadt wirft die engen politischen Schranken nieder, sie strebt in's Weite und Große kraft ihrer völlig neuen socialen und wirthschaftlichen Organisation. So wurde Holland ein geschlossener Staat mit einer Hauptstadt und einer Residenzstadt.

Die Schweiz war ursprünglich ein Hirten- und Bauernland mit eingestreuten Städten, sie ist heutzutage großentheils ein Industrieland geworden, aber trotzdem kein Stadtland. Für die deutsche Schweiz zumal sind die Industriethäler, die Industriegegenden, die Industriedörfer, viel charakteristischer als ihre Industriestädte. Hier ist die Industrie recht eigentlich auf's Land gegangen, die Fabriken liegen über das ganze Land verstreut, Tausende von Bauernfamilien wurden in eigenthümlichster Hausindustrie Vor- und Mitarbeiter der Fabriken, und auch sehr vielen reichen Fabrikherrn der Schweiz sieht man's gleich an der Nase an, daß sie unmittelbar aus dem Bauernstande hervorgegangen sind. Durch die Industrie und den Reisestrom hat sich die Schweiz modernisirt, sie ist nicht mehr jenes unschuldsvolle Hirtenland, wie es Albrecht v. Haller mit fast komischem Idealismus in seinen „Alpen" geschildert hat: dennoch ist sie im großen Ganzen ländlich geblieben. Darum blieb sie auch individualisirt, ein Bund von kleinen Staaten, trotz aller strafferen Bundesreform erfüllt von buntester Eigenart. Sie hat keine Hauptstadt, so wenig wie Deutschland. Die Grundlage ihrer so

ganz einzigen politischen Organismen müssen wir in dem sonderthümlichen bäuerlichen Grundcharakter des Volkes suchen. Gerade diese reiche Vielgestalt des schweizerischen Lebens, obgleich von Hause aus so urdeutsch, wird uns Deutschen aber nachgerade fremdartig, sie gewinnt für uns den Reiz der Neuheit, weil sie etwas so entlegen Altes ist, weil sie sich mehr und mehr der Parallele mit unserer eigenen deutschen Gegenwart entrückt.

Doch vielleicht meint der Leser, ich sey ja völlig abgekommen von dem Wege nach Holland. Allein man kann auch vom Niederrhein über die Schweiz nach Holland gehen, und im Landes- und Volksstudium geräth man mitunter gerade bei der nächsten Straße recht arg auf den Holzweg.

Ich fasse aber nun meine directen Linien fest in's Auge. Und so will ich zunächst in gedrängter Ueberschau den friesischen Weg nach Nordholland zeigen; dann ausführlicher und langsameren Ganges die rheinfränkische Straße zur Betuwe. Denn den ersten bin ich vor Jahren nur halb gewandert, freilich zur schwierigeren Hälfte, und kenne den Rest bloß aus Büchern: den andern Weg dagegen habe ich vollständig bereist und im unmittelbaren Hinblick auf die Aufgabe der vorliegenden Untersuchung.

Zweites Kapitel.

Grundlinien des friesischen Weges.

Der friesische Weg ist zunächst dadurch merkwürdig, daß er auf keiner Straßenkarte verzeichnet steht: der Reisende selber muß sich ihn erst suchen und schaffen. Dieses Suchen ist aber nur bei anhaltend trockenem Wetter rathsam; denn zur Regenzeit könnten wir hier in unsern holländisch-deutschen Studien bedenklich stecken bleiben.

Wer nun Lust hat — und gerade das ist eine Lust für den ächten Wanderer — der Landkarte beständig gegen den Strich zu geh'n, querfeldein, alle natürlichen und künstlichen Hauptstraßen kreuzend, der wähle diesen Weg.

Ich schlage folgende Marschroute vor: Man fahre bei Glückstadt über die Elbe (in's Land Kehdingen), gehe von da über Freiburg, Neuhaus, Otterndorf (durch's Land Hadeln) nach Cuxhafen und über Dorum (im Lande Wursten) nach Bremerhafen (im Vierlande), setze dort über die Weser und wandere dann, dem Meere den Rücken kehrend, von Burhave über Blexen und Brake bis Elsfleth, das heißt durch Butjahdingen und Stadland in's Stedingerland. Es ist dieser Streifzug landeinwärts das linke Weserufer hinauf scheinbar ein Abweg — der Meilenzahl nach —, in der Erkenntniß von Land und Leuten bringt er uns aber Holland mit raschen Schritten näher. Von Elsfleth wende man sich dann nach Varel, um den Jahdebusen wenigstens theilweise

zu umkreisen, wo sich der weitere Weg über Jever, Esens, Norden, Aurich durch Ostfriesland fast von selbst ergibt; auf dem Canal zwischen Aurich und Emden kann man sich dann für 8 Groschen bereits den Vorgenuß einer holländischen Trekschuiten-Fahrt auf deutschem Boden gönnen, und nachdem man einen Ausflug in die Papenburger Moor-Colonien (um des Bodens willen) und in's Saterland (um des Volkes willen) nicht versäumt hat, soll man nicht etwa dem Schienenwege folgend geradaus über Ihrhove nach Gröningen fahren, sondern nach Emden zurückgekehrt über den Dollart nach Delfzyl schiffen, von wo sich in einem halben Tagemarsch Gröningen bequem zu Fuße erreichen läßt.

Mit gesunden Beinen gehen wir den ganzen Weg — alle Aufenthalte und Abschweife eingerechnet — höchst behaglich in vierzehn Tagen, und können dann doch sagen, daß wir wenigstens von einer Seite her vernünftig nach Holland gegangen sind.

Bei diesem Wege fällt uns zunächst auf, daß er fortwährend den Lauf der Flüsse kreuzt. Nun wird man einwenden, das geschehe bei jedem Küstenwege, da die Flüsse bekanntlich nicht dem Meere parallel, sondern in's Meer zu laufen pflegen. So könnten sie doch wenigstens schräg gen Nordwesten nach Holland und in's holländische Meer laufen. Das thun sie aber nicht, und vorab bewirkt die Ems mit dem parallelen Bourtanger Moor, daß Nordost-Holland — die Provinzen Friesland, Gröningen, Drenthe — sein eigenes, von Deutschland abgewandtes Wassersystem hat. Hier, wo das Volksthum von hüben und drüben sich am entschiedensten die Hand reicht, machen Fluß und Moor eine wirkliche Naturgränze.

Weiter südwärts in der Grafschaft Bentheim und dem alten Oberbisthum Münster, wo der Westfale dem Holländer schon etwas fremder gegenübersteht als der Ostfriese bei Leer und Emden, trennt keine quer vorgeschobene Wasserlinie mehr. Im Gegentheil, dort entspringen holländische Flüsse bereits auf deutschem Boden, und Vecht und Berkel mit ihrem Gefolge zeigen uns den Weg aus dem niedersächsischen Sandlande zur Zuidersee. Allein

das sind doch für uns Deutsche nur Gränzflüsse von örtlicher Bedeutung, sie tragen trotz ihrer Schiffbarkeit keinen größeren Verkehr, der das Innere beider Länder verbände.

Ganz anders am Rheine. Da führt uns der große Strom ohne Schranke von Land zu Land und fesselt beiderlei Volk seit uralter Zeit unlösbar aneinander, und auch wenn wir den kleineren Parallelgewässern folgen, kommen wir nach Holland ohne irgend der Landkarte wider den Strich zu gehen. Trotzdem sind hier die Volksunterschiede am größten, auf Grund der abschließenden städtischen Cultur und der ethnographischen Basis des niederrheinischen Frankenthumes und der holländischen Stammesmischung.

Also haben wir hier eine dreifache Scala des Widerspruches: trennende Naturwege bei engstem Volkszusammenhange an der friesischen Nordgränze; mäßig verbindende Naturwege bei beträchtlich lockererer Volksverwandtschaft an der niedersächsischen Gränze und endlich völlige Einheit des Systemes der Wasserstraßen beim ausgeprägtesten Unterschiede der Volkscultur längs der fränkischen Südgränze. Darin liegt ein feiner Stoff zu tieferem Nachdenken. Denn solcher Gegenzug ist doch keineswegs die Regel. Er ist aber möglich, weil die Bodengliederung nur ein einzelnes, nicht aber das schlechthin maßgebende Moment für die Gliederung der Stämme und Völker bildet.

Ich kehre zum friesischen Wege zurück. Nicht bloß bei den Flußlinien läuft er fortwährend gegen den Strich der Landkarte, er kreuzt auch ganz ähnlich die Landstraßen, ja sogar die modernen Eisenbahnen und nicht minder auch die alten politischen Gebietsgränzen.

Betrachten wir zunächst die Landstraßen. Sie streben zwischen Ems und Elbe überwiegend von Süd nach Nord gleich den Flüssen — wie z. B. die großen Linien Lingen-Emden, Osnabrück-Oldenburg-Varel, Bremen-Cuxhafen. Wollen wir innerhalb eines 5 bis 10 Stunden von der Küste entfernten Weges ost-westwärts von der Elbe nach Holland wandern, so müssen wir fort und fort aus einem

größeren Straßensystem in's andere hinüber laviren, rein locale Zwischenstraßen, oft der unbedeutendsten Art, aufsuchen, und sind wir glücklich zur Ems gelangt, so bietet sich uns keine einzige alte Hauptstraße, welche direct aus Ostfriesland nach den holländischen Nordprovinzen Drenthe und Gröningen hinüberzöge; wir müßten bis in's hannover'sche Westfalen, bis Lingen, landeinwärts gehen, wo dann erst ein Hauptweg (Lingen-Deventer) quer durch Ober-Yssel in's Herz von Holland führt.

Aehnlich die Eisenbahnen. Wir haben keine Küsten-Bahn an der deutschen Nordsee, welche der Küste parallel liefe; erst tiefer im Binnenlande zieht sich ein Schienenweg in gerader Linie ost-westwärts von Hannover nach Amsterdam. Eine Eisenbahn quer durch die Marschen wird auch schwerlich so bald gebaut werden: die Locomotive liebt den wandelbaren Boden nicht, dieser aber ist und war eben das Element des friesischen Volksthums.

In alter Zeit hatte man aber auf dem Küstenwege von der Elbe zur Ems nicht nur fort und fort die natürlichen und künstlichen Straßen zu kreuzen, sondern auch die Landesgränzen. Es gab hier eine stattliche Anzahl von Ländern: Kehdingen, Hadeln, Wursten, Vierland, Stedingerland, Stadland, Butjahdingerland, Harlingerland, Jeverland ꝛc., deren Gränzen nicht etwa parallel der Küstenlinie zogen, sondern ähnlich den Gewässern die Küste theilten und gliederten. Auch die späteren Hauptgebiete der Herzogthümer Bremen und Oldenburg und des Fürstenthums Ostfriesland folgten mit ihren Gränzen den Flußlinien nordwärts zum Meere. Die Landkarte hat sich mehr und mehr vereinfacht, und wir wandern jetzt nur noch durch preußisches, hanseatisches und oldenburgisches Land. Doch tritt uns heute, wo die politischen Schlagbäume seltener geworden, die Trennung Hollands von unserer deutschen Nordseeküste weit schroffer entgegen, als zu der Zeit, da man noch durch ein ganzes Dutzend Länder von der Elbemündung zur Zuidersee ging. Denn diese Länder waren größtentheils Bauernrepubliken, sie waren ein Vorspiel der

niederländischen Provinzen, auf dem gleichen Boden eines Volksstammes erwachsen, der individuelle Freiheit vor anderen hegte. Wohl mußten sie frühzeitig im Kampfe mit den benachbarten Landesherren erliegen, doch bewahrten sie noch lange trümmerhafte Ueberlieferungen ihrer Freiheiten und Rechte. Es gibt in dem Küstenlande zwischen Elbe und Ems keine malerischen Burgruinen, wer aber mit dem Geistesauge schauend durch diese Marschen zieht, der wandelt doch inmitten einer wunderbaren Trümmerwelt: die Erinnerungen der alten freien Volksgemeinschaften, in mancherlei Einzelzügen noch immer verkörpert, sind es, die ihn überall mit ihrer dichterisch tiefen Romantik begleiten. Gleich am Eingange unsers Weges, im Lande Kehdingen erhebt, sich die Stadt Freiburg (an der Oste). Man denkt dabei wohl leicht an das andere Freiburg, im Breisgau, welches an der Schwelle des allemanischen Weges zu den schweizerischen Republiken liegt, und gleich Freiburg im Uechtlande von Berthold von Zähringen in der That als eine Burg der Freiheit gegründet wurde. Allein unser Freiburg an der Schwelle des friesischen Weges nach den ehemaligen Freistaaten der Niederlande erstand vielmehr als eine Zwingfeste des Erzbischofs Hartwig I. von Bremen (1154) gegen die freien Bauern. Nicht in Burgen und Städten, sondern in Dorf und Hof wohnte hier die Freiheit, und der Warningsacker im Lande Hadeln, das Landeshaus der Wurstener zu Dorum, das Schlachtfeld von Altenesch im Stedingerlande und ähnliche Erinnerungsstätten des Richtens, Rathens und Thatens, bis hinüber zum Upstalsboom bei Aurich. zeigen uns den Weg zu jenen Bauernrepubliken des nördlichen Hollands, welche später, aber glücklicher als ihre östlichen Nachbarn, den Entscheidungskampf um ihre Freiheit zu fechten hatten.

Scheinbar also verlegen uns alte und neue Gränzen die friesische Straße; für den Wanderer mit historischem Blick aber werden diese Schranken zu Brücken, welche ihn sicher und geradaus nach Holland hinüberführen.

Die einzige und wahre Gränzsperre kam erst, als die vereinigten Provinzen sich vom deutschen Reiche trennten. Damals begann die holländische Hälfte unserer Nordseeküste aufzublühen und in den Vordergrund der Geschichte zu treten, während die im engeren Sinne deutsch gebliebene verkümmerte und zurücksank. Die politische Trennung führte zur culturgeschichtlichen, und nur an der Gränze, in Ostfriesland, konnte die alte Gemeinschaft der Sitte und Sprache so lebendig erhalten werden, daß man diesen Landstrich heute noch deutsch Holland nennt.

Wir haben bisher in die Vergangenheit geblickt; ein fragender Blick in die Zukünft ist wohl auch erlaubt. Wird sich deutsches und holländisches Volksthum wieder nähern, oder wird es sich immer schärfer scheiden? Wird der Wanderer auf dem Wege nach Holland auch in hundert Jahren noch ganz schrittweise und allmählich zu dem Nachbarvolke übergeleitet werden, ohne daß er recht merkt, wo er die Gränze überschritten hat, oder wird er sich plötzlich auf fremdem Boden finden, wie einer, der über den Splügen nach Italien oder über die Vogesen nach Frankreich geht?

Diese Frage kann nur durch die verhüllten politischen Ereignisse der Zukunft entschieden werden; ist sie doch auch vor dreihundert Jahren zum erstenmale hervorgerufen worden durch eine politische Katastrophe.

Im 16. und 17. Jahrhundert hatte Holland nur schwache Nachbarn an seiner deutschen Ostgränze. Dies förderte die Abschließung der vereinigten Provinzen in sich selbst, die Krystallisation um einen culturgeschichtlichen und volksthümlichen Mittelpunkt. Es bewirkte zugleich, daß die stammverwandten deutschen Gränzgebiete mancherlei Eigenart von den wirthschaftlich überlegenen, politisch aufstrebenden Holländern annahmen oder dieselbe wenigstens bewahrten, während sich Holland mehr und mehr dem deutschen Einflusse verschloß. Nicht überall gereicht es uns darum zum Ruhme, wenn wir so viel Holländisches auf deutschem Wege finden, indeß der Holländer, der aus seinem Lande zu unsern Gränzen wandert und sich zu Cleve schon „im Herzen von Deutsch-

land" fühlt, die deutsche Spur weit weniger auf holländischem Boden zugestehen will.

Die politische Lage hat sich aber nachgerade völlig geändert. Im Jahre 1744 fiel Ostfriesland an Preußen und schon früher war Cleve und das Oberquartier von Geldern an dieselbe Macht gefallen. Es ist höchst bedeutsam, daß Brandenburg-Preußen, zunächst in der Ostmark des deutschen Nordens concentrirt, durch diese Erwerbungen an der äußersten Westgränze sich sofort das Ziel auf's weiteste hinaussteckte, zu welchem es vordringen mußte, Holland bekam in Preußen den ersten starken deutschen Gränznachbarn. Allein solange der Zwischenraum zwischen den östlichen und westlichen Provinzen Preußens nicht ausgefüllt war, solange Preußen sich nicht mit Norddeutschland identificirte, hatte diese mächtige Nachbarschaft geringeres Gewicht für die Gestaltung des Volksthumes an den Gränzen. Das ist seit 1866 anders geworden. Ostfriesland fiel an Preußen zurück, die ganze deutsch-holländische Gränze ist nunmehr preußisch, das spröde Niedersachsenland wird trotz allen Widerstrebens doch zuletzt nach Berlin hinüber gravitiren, der Nordbund ist eine politisch aufstrebende Macht, die große Periode Hollands aber längst vorbei. Sie wird auch im modernen Europa kaum wiederkehren.

Hierdurch ist aber die deutsch-holländische Gränzfrage (ich betrachte sie natürlich nur vom Standpunkte des Ethnographen) in ein ganz neues Stadium getreten. Die größere politische Anziehungskraft liegt nunmehr auf unserer Seite. Das deutsche Volk an der Gränze wird energischer zum Binnenlande herübergezogen werden, und nur der Verband der wirthschaftlichen Interessen und der Stammesverwandtschaft wird noch einen Theil der alten holländischen Uebergangszüge lebendig erhalten.

Es gab eine Zeit, wo Holland geringschätzig auf den deutschen Nachbar sah; das ist anders geworden: Eifersucht und Besorgniß trat an die Stelle der Geringschätzung. Und doch ist Holland gewiß nicht von Preußen bedroht, und die Berliner Realpolitiker werden wahrlich auf keine Eroberung Hollands sinnen. Weit

eher könnten in Paris zu gelegener Zeit die alten bonapartischen Ideen von der „Anschwemmung des Rheines" wieder erwachen. Dennoch scheint Holland viel mehr geneigt, eine Stütze seiner Selbständigkeit bei Frankreich als bei Preußen zu suchen, denn von der deutschen Macht fürchtet es in seiner halbwüchsigen Nationalität aufgesogen zu werden, von Frankreich würde ihm zunächst nur Gefahr für seine politische Selbständigkeit drohen.

Die europäischen Staaten bleiben aber schwerlich lange in der Schwebe, worin sie sich gegenwärtig (1867) befinden. Die Neugestaltung Deutschlands ist ein für die Dauer unhaltbares Provisorium. Wir können auf zwei Wegen glücklich aus demselben herauskommen.

Entweder es vollzieht sich friedlich und schrittweise eine innigere Verschmelzung der deutschen Stämme und Staaten, ohne daß unsere Gränzen dabei verrückt würden. In diesem Falle wird Holland doppelt eifrig und eifersüchtig seine Art zu wahren und sich aus einer halbwüchsigen zu einer vollwüchsigen Nationalität auszurecken suchen, die Scheidung von den deutschen Gränznachbarn in Sitte und Art wird wachsen und schroffer werden.

Oder es kommt eine große kriegerische Katastrophe, in welcher Deutschland das Recht seiner ganzen und eigenartigen nationalen Entwickelung gegen das Ausland behaupten muß und, so Gott will, geeinigt und sieghaft behaupten wird. Dann wird Deutschland aber auch nicht stehen bleiben bei den von 1648 bis 1815 aufgezwungenen Gränzen. Jedes große Culturvolk strebt heutzutage nicht bloß nach nationaler Einigung, sondern auch *nach dem Vollbestand seines ganzen nationalen Gebietes.* Und wenn in einem europäischen Kriege, wie er hier gedacht werden muß, solche kleine Staatsgebilde wie Holland zerrieben werden, dann könnte den Deutschen gar leicht auch der Gedanke mit Macht erwachen, daß Holland doch nur eben so ächtes und gutes Niederdeutschland ist, wie die deutsche Schweiz ein nothwendiges Stück unsers allemanischen Oberdeutschlands, wir würden

dann noch einen andern Weg nach Holland suchen als den des ethnographischen Studiums, und die Uebergänge würden zuletzt wieder völlig werden, was sie von Anfang eigentlich gewesen sind, bloße Stammesübergänge, sie würden zur Wiederherstellung der alten Gemeinschaft führen.

Man braucht darum nicht an eine Eroberung Hollands und der deutschen Schweiz zu denken. Eine Nation wie die deutsche wird, wenn sie erst wieder einmal zu ihrer vollen Kraft und Gesundheit gelangte, die früher abgelösten Elemente zunächst ethnographisch, dann auch politisch wieder zu sich heranziehen. Wir sind und bleiben vorbestimmt zu einem Bundesvolke, und da der alte Bund zerbrochen ist, so kann ich mir eine große deutsche Zukunft nur in Gestalt eines größeren und kräftigeren neuen Bundes denken, in welchem der Nordbund, der Südbund, Deutsch-Oesterreich, die deutsche Schweiz und Holland die organischen Glieder bildeten.

Holland liegt zwar im Norden, es wäre aber in diesem Falle mit der Schweiz der natürliche Freund Süddeutschlands, der Verbündete nämlich jenes Individualismus, auf welchen wir Oberdeutsche fast so eifersüchtig erpicht sind, wie die Holländer und der zur deutschen Art eben so nöthig gehört wie das Streben der Norddeutschen nach Einheit.

Mag man jenen großen Bund der Zukunft ein phantastisches Traumgebilde nennen: jedenfalls liegt ihm der sehr reale Gedanke zu Grunde, daß die Größe einer Nation nicht in ihrer fortschreitenden territorialen Verkleinerung sich aussprechen könne, sondern im Gewinnen des Vollbestandes ihres nationalen Gebiets.

Drittes Kapitel.

Streifzüge längs der Nordseeküste.

Wir überschauten den friesischen Weg bisher im Großen und Ganzen, wie er sich eben auf der gewöhnlichen Landkarte darstellt. Da mußten wir Flußlinien, Landstraßen, Eisenbahnen und alte und neue Gebietsgränzen kreuzen und fanden zuletzt nur im historischen Rückblick den großen Zug von Ost nach West, von Deutschland nach Holland, der sich auf der Landkarte nicht findet.

Ein ganz anderes Bild aber zeigt die geognostische Karte und die Sprachenkarte, ein Bild, welches uns dann am allerlebendigsten wird, wenn wir zunächst von der Karte ganz absehen und den Weg selber unter die Füße nehmen, Einzelzüge von Landesnatur und Volksart schrittweise aufspürend.

Ich gebe im Folgenden eine kleine Probe, nicht sowohl um den Weg zu zeigen (Andere wissen ihn viel besser), als um Gedanken zu zeigen, die am Wege liegen.

Von Hamburg führt uns die Eisenbahn nach Glückstadt. Dort bietet ein offenes Segelboot regelmäßige Fahrgelegenheit über die bereits meerbusenartig breite Elbe nach Hammelwöhrden in's Land Kehdingen. Als ich im Jahre 1857 das Schifflein benützte, ruhte der romantische Zauber auf demselben, daß es kurz vorher umgeschlagen und alle Passagiere ertrunken waren. Uns ergeht es aber nicht so schlimm. Der Schiffer sitzt am

Steuer und commandirt mit unablässigem Zurufen die beiden Jungen, welche an den Segeln arbeiten, die Wellen gehen heute gerade nur so mäßig hoch, daß man angenehm geschaukelt wird, große Seeschiffe dampfen und segeln an uns vorüber, dem nahen offenen Meere zu, sie sind aus unserer Nußschaale so von unten herauf doppelt stattlich anzusehn: es ist eine frische, lustige Fahrt, ein prächtiger Eingang zur Küstenwanderung nach Holland.

Wie aber im Hochgebirge der Berg zum Berg unwiderstehlich lockt, wie es uns in den Vorhügeln keine Ruhe läßt, daß wir vom Hügel zum Berg, dann hinauf zu Grat, Kamm und Spitze, bis endlich zu den Schneegipfeln vordringen möchten, so lockt auch in verwandtem Zauber ein Mündungstrichter zum freien Meeresrand und die offene Küste zur hohen See. Wir möchten wohl lieber gleich eine friesische Seefahrt nach Holland machen statt einer Wanderung. In der That wäre eine solche Fahrt höchst anziehend und lehrreich. Sie dürfte aber nicht in der Elbmündung beginnen, sondern an der Nordwestküste Schleswigs bei den nordfriesischen Inseln (wo wir neben den Ueberresten des alten Friesenthumes zuletzt auf Nordstrand auch schon eine holländische Einwanderung des 17. Jahrhunderts fänden); dann schifften wir hinüber nach Helgoland, dem sagenhaften äußersten Vorposten der Nordfriesen, dann nach Wangeroge und nun weiter von Insel zu Insel durch die ganze Kette bis zum Texel. Dieser überaus merkwürdige Inselweg würde uns niederdeutsches und niederländisches Wesen auf's innigste verbunden zeigen, aber auch zugleich in seiner äußersten Abgeschlossenheit von festländischer Culturentwickelung. Auf der Küste zwischen Elbe und Ems hemmen die Naturwege der Flüsse fort und fort unsern Gang von Ost nach Westen, und ziehen uns südwärts zum Binnenlande zurück oder nordwärts weit übers Meer hinaus; hier dagegen erkennen wir, daß niederdeutsche und niederländische Friesen doch einer gemeinsamen Straße gefolgt sind, dem Meere. Das Meer ist der einzige Naturweg, welcher alle Friesenstämme verbindet, als ein ächtes Küsten- und Inselvolk. Allein auch dieser Weg

ist jetzt nur eine ideale Linie, die nicht in den Cursbüchern für Reisende verzeichnet steht, und schwieriger, und umständlicher zu bereisen wäre als irgend ein anderer deutscher Weg nach Holland.

So zieht er denn diesmal auch nur als ein Phantasiebild mit den zum Meere hinaus segelnden Schiffen an unserm Geist vorüber; wir erreichen auf unserer Elbfahrt das linke Ufer, übersteigen den hohen Damm und befinden uns nun im Lande Kehdingen auf echt niedersächsischem Boden. Die Wassergräben (Graften) rings um die Gehöfte erinnern uns bereits an die holländischen Grachten, und zum erstenmale betritt unser Fuß hier einen mit Backsteinen gepflasterten Feldweg, das Vorspiel der holländischen Klinkerwege. Dies und Aehnliches sind verwandte Einrichtungen, welche zunächst nur durch die verwandte Natur des Bodens bedingt zu seyn brauchen.

Wir wandern der Elbmündung parallel zur Oste und setzen bei Geversdorf über diesen Fluß, der uns seinerseits gleichfalls jene Verwandtschaft holländisch niederdeutscher Bodenbildung nahe rückt. Die Breite des Wassers überrascht uns. Der Binnenländer hätte bei einem Flüßchen von so kurzem Lauf eine Brücke, wohl gar einen Steg erwartet, allein die Oste ist hier an 600 Fuß breit und trägt mit der Fluth schon Seeschiffe. Wir lernen also zum erstenmal jene Küstengewässer des Moor- und Marschlandes kennen, die auf der Karte gar klein und verächtlich aussehen; verfehlt aber der Fußwanderer, welcher sich seinen Weg selber sucht, Ort oder Zeit zur Ueberfahrt, so kann ihm ihre stille Tücke eben so schwer zu schaffen machen, wie ein tobender Bergstrom im Hochgebirge. Das ist dann wieder eine gute Lehre für Holland.

Jenseit der Oste beginnt das Land Hadeln, gleichfalls noch ein Stück ächten Sachsenlandes. Betrachten wir zunächst den hohen Damm längs der Elbmündung; er steigt bis zu 40 Fuß und bietet nicht nur unsern Füßen einen Weg, sondern auch unsern Gedanken einen Wegweiser gen Westen. Es ist gar lustig

oben auf dem Damm zu gehen, „op dem Dieck," wie die Leute sagen, und auch der Holländer sagt Dijk gleich dem Niederdeutschen, während der Oberdeutsche nur aus Büchern weiß, daß Deich einen Damm bedeutet. Technisch genau heißt aber der Obertheil des Deiches „die Kappe," Kap bei den Holländern. Wir sehen an der Innenseite des Dammes ein tiefes Wasserloch, den Ueberrest eines alten Dammbruches: es ist ein „Kolk." Und dieses Wort versetzt uns sammt Gracht und Diek mit einem Schlage nach Amsterdam und ruft uns dortige Straßen- und Platznamen in's Gedächtniß, welche wir auf dem selbstgeschaffenen friesischen Wege schon im niedersächsischen Vorlande deuten lernen. Je weiter wir dann nach den Deichen fragen und den damit zusammenhängenden Gebilden des Bodens, um so fremdartigere Ausdrücke berühren unser oberdeutsches Ohr. Wir hören da von Stakwerken, Schlickfängern, Poldern, Heldern und ähnlichen Dingen; allein wir brauchen nur unser holländisches Taschenwörterbuch nachzuschlagen, es gibt uns in den meisten Fällen guten Bescheid. Umgekehrt wird uns nachher in den Niederlanden manche bildliche Redensart des Holländers klar werden, wenn wir uns dessen erinnern, was wir vom Deichwesen auf dem Wege durch die Elb- und Wesermarschen gelernt haben. So sagt z. B. der Holländer de spa steken (den Spaten stechen) und meint damit das Land verlassen oder einen Beruf aufgeben. Schon die Leute an der Elbmündung können uns aber den Sinn des Wortes aus ihrem alten Spatenrecht beim Deichbau erklären. Wer nicht beim Deichbau helfen will, der sticht seinen Spaten zum Wahrzeichen in das mit der Deichpflicht belastete Grundstück. Hiemit gibt er aber zugleich den Grundbesitz selber auf, denn „wer nicht will deichen, muß weichen." Warum uns aber das Holländische gerade auf dem Deiche so weit nach Osten entgegenkommt, hat seinen Grund wohl mit darin, daß die Holländer unsere alten Lehrmeister im Deichbau waren und zu diesem Zwecke schon im 10. und 11. Jahrhundert von den Erzbischöfen von Bremen in das Land zwischen Weser und Elbe berufen wurden.

Hinter den hohen Deichen des Landes Hadeln liegt eine baumreiche Ebene. Man hat diesen Baumwuchs oft gepriesen, vorab die stattlichen Erlen, Pappeln, Weiden. Sie sind hochschüssig, üppig, saftig im Laub, aber leicht und schwammig im Holze, und eben in ihren leichten, schlanken, rasch aufgeschossenen Formen unterscheiden sie sich sofort von den langsamer, karger, aber fester, runder und voller gewachsenen Bäumen des Binnenlandes. Sie zeigen uns zum erstenmal im wirklichen Vorbilde, was wir im gemalten Bilde so oft gesehen haben. Die bis zur Manierirtheit hochschüssigen Bäume des Sammt-Breughel, die Bäume der holländischen Alleen. Es ist ein Typus, der sich nicht leicht unterscheidend beschreiben läßt, ein Landschaftsmaler aber würde ihn sofort mit wenigen Bleistiftstrichen charakteristisch auf's Papier werfen, und man würde sagen: solche Bäume, vergleichbar einem jungen Manne, der so plötzlich in die Höhe wächst, daß er mit der Breite nicht nachkommen kann, stehen im Haag oder bei Utrecht oder Amsterdam, die Originale aber standen diesmal bei Otterndorf im Lande Hadeln.

Wer jedoch meint, eine Landschaft mit gar keinem Baum sey noch viel holländischer als eine Landschaft mit recht hohen Bäumen, der hat auch wiederum recht, und braucht dann nur aus Hadeln in das Nachbarland Wursten zu gehen, so findet er auch hier schon diesseit der Weser baumlose Flächen genug, wo der ewige Wind jeden aufsteigenden Strauch zerzaust und niederhält, und er kann westwärts längs der Küste eine lange Kette ähnlicher Scenerien verfolgen bis zum Bourtanger Moos, wo das Auge stellenweise nicht einmal einen Strauch mehr über den Boden sich erheben sieht, dem Wanderer zum Wahrzeichen, daß er jetzt wirklich auf ächt nordost-holländischem Boden angelangt sey.

Wir gehen aus dem Lande Hadeln in's hamburgische Amt Ritzebüttel, nach Cuxhafen. Hier wechselt die Scenerie: die Marsch verschwindet auf eine Weile sammt den Deichen, die Geest schiebt sich bis in's Meer vor.

Es ist der einzige Punkt unseres ganzen Striches, wo die Geest wie ein Vorgebirg unmittelbar an's Meer tritt. Zwar zeigen sich auch noch weiter westwärts (z. B. im Jeverlande) Geest-Inseln in der Marsch, allein sie vermochten schon nicht mehr das Profil des Ufers selbst zu bestimmen, wie bei der Cuxhafener Landspitze. Ich möchte überhaupt sagen: das Land zwischen Nieder-Elbe und Nieder-Weser ist Geestland, gesäumt von einem Marschen-Kranze; das Land zwischen der Nieder-Weser und der unteren Ems dagegen ist Marschland, durchwoben mit inselartigen Geestbügeln.

Geest ist ein niedersächsisches Wort, und die Sachsen als Geestvolk haben sich im Elb-Weserdreieck mit der Geest am weitesten zwischen die Friesen als Marschvolk vorgedrängt. Der Holländer hat das sächsische Wort nicht angenommen; er nennt die Geest hoogland oder in wörtlicher Uebersetzung dor land (dürres Land — geest, güst, wüst); für seine Marsch dagegen hat er mehrere charakteristische Namen: polderland, laag land drasland, und das deutsche Wort klingt wenigstens in dem holländischen moeras nach.

Das Sachsenland zwischen Nieder-Elbe und Nieder-Weser unterscheidet sich aber nicht bloß in dem anders geordneten Verhältnisse zwischen Geest und Marsch von dem westwärts gelegenen heute noch friesisch grundirten Küstenlande. Auch in den Marschen selber liegt ein Unterschied: zwischen Elbe und Weser dominirt die Flußmarsch, zwischen Weser und Ems die Seemarsch. Nur das Land Wursten besitzt eine ausgedehnte Seemarsch im Osten der Weser; dieses Land bewahrt aber auch bis auf diesen Tag die meisten friesischen Volksalterthümer unter allen Gebieten des sächsischen Elb-Weserdreiecks.

An diese Thatsache knüpft sich eine weitere Gedankenkette. Während Friesland in ältester Zeit von der Nordwestküste Schleswigs bis zum Westrande Hollands ein ununterbrochenes Ganze bildete, haben sich die Sachsen zwischen Elbe und Weser wie ein Keil mitten hinein geschoben und friesisches Wesen bis

auf geringe Nachklänge vernichtet. Durch Jahrhunderte des Mittelalters zieht sich hier dieser Aufsaugungsproceß friesischer Art durch sächsische; in der Neuzeit erscheint er vollendet. Die Landkarte aber sagt uns, warum die Sachsen gerade hier so gründlich aufräumen konnten. Im Elb-Weserdreieck schiebt sich nicht bloß die Geest am weitesten nordwärts zum Meere, sondern das ganze Gebiet ist zugleich viel mehr Flußland als Seeland, es ist ein Stück Mesopotamien, zwischen zwei großen Flüssen und im Grundcharakter bestimmt durch diese Flüsse. Weser und Elbe führten aus Binnen-Deutschland zur Küste und lenkten in's Binnenland zurück, und für Bremen und Hamburg, die festen Mittelpunkte der erobernden sächsischen Cultur wäre westwärts der Weser kein Boden gewesen. So wird nicht bloß der Pfad des forschenden Wanderers durch die Flüsse gekreuzt und von Holland abgelenkt: auch der Zusammenhang des alten Volksthumes ist durch sie gekreuzt worden, und Nordholland würde bis auf diesen Tag weit inniger mit Nordwestdeutschland verwachsen seyn, wenn Weser und Elbe nicht wären.

Obgleich wir nun bei Cuxhafen Holland um etliche weitere Meilen näher gerückt sind, so macht doch unsere Beobachtung hier einen Halt, ja sie wird um ein Stück zurückgeworfen. Denn auch das moderne Bild Cuxhafens weiset uns im Geiste wieder nach Hamburg zurück, oder andererseits über die See nach Helgoland und England, ähnlich wie einen Tagemarsch weiterfort Bremerhafen vielmehr als eine Station auf dem Wege nach Nordamerika denn nach Holland uns quer entgegentritt. Allein gerade diese Kreuzungslinien, welche unsere Straße gleichsam versperren und ablenken, geben ihr andererseits erst das eigenste Gepräge.

Denn unser friesischer Weg von Ost nach West ist höchst einsam, wenig begangen, ja genau genommen gehört es zu seinen Merkwürdigkeiten, daß er eigentlich gar kein Weg ist, sondern eine ideale Linie, quer durch dünn bevölkertes Land gezogen, keine größeren Städte berührend. Eben darum aber ist

er ein ganz besonders passender, organisch vermittelnder Weg nach den drei friesischen Provinzen Hollands (Gröningen, Friesland und Drenthe), welche gleichfalls die einsamsten, am wenigsten bereisten, großentheils dünn bevölkerten Provinzen sind, mit größeren Städten und industriellem Leben nur sparsam ausgestattet, dagegen anziehend durch Moore, Heiden und allerlei nutzloses Sand- und Wasserland. Cuxhafen und Bremerhafen sind keine Stationen unsers Weges, sondern vielmehr Stationen der Süd-Nordstraße aus Deutschland nach England und Amerika. Der friesische Weg ist darum hier vom großen Verkehr gekreuzt, nicht bewandert; es ist Transitverkehr, die Reisenden fahren hindurch wie plombirtes Gut, und ahnen selten was rechts und links liegt. Für den Fußgänger, der von Osten nach Westen zieht, um sich Holland schrittweise zu erobern, setzen aber gerade diese völlig fremdartig hereingeschneiten Stationen einer anderen Linie die Abgeschlossenheit des Landes contrastirend in doppelt grelles Licht, und wo der Weg wieder recht einsam wird, da bekundet er sich auch als der richtige Weg nach Nordost-Holland.

Erst jenseit der Landspitze von Cuxhafen erblicken wir das offene Meer. Der Binnenländer wird zwar die Deiche des Landes Hadeln schon für Seedeiche ansehen, allein dem Küstenbewohner sind das immer noch Elbdeiche, das scheinbar gränzenlose Wasser ist ihm dort noch nicht salzig genug, die Fische und Strandpflanzen sind ihm noch nicht ausschließend meerartig. Es geht mit dem Meere wie mit dem Sturm: wenn der Binnenländer schon von Sturm spricht, redet der Seemann noch von Wind; es geht aber auch mit dem Meere wie mit den Alpen: wo der Norddeutsche schon Berge sieht, gewahren wir erst Hügel; wo er bereits Alpen entdeckt, finden wir erst Vorberge. Das Meer will gesucht seyn, schrittweise und auf Uebergängen ganz wie das Hochgebirg. In Holland lernt man das Meer suchen, und unser friesischer Küstenweg bietet vortreffliche Vorstudien dazu. Wenn wir in den Watten des Wurstener und Butjahdinger Landes genügend gesucht und gezweifelt haben, wo Land und Meer sich

trennen, dann sind wir gerüstet für die großartigere Watten-Scenerie Ost- und Westfrieslands, und wenn wir an der Elb- und Wesermündung hinreichend uns geirrt haben in der Unterscheidung von Fluß- und Meeresküsten, dann verstehen wir erst, was es heißt, in den labyrinthischen Wasserstraßen zwischen der Leck- und Scheldemündung Fluß und See zu scheiden.

Also kommen wir zum erstenmale zur ächten Nordseeküste an der Landspitze jenseit Cuxhafen und in den angränzenden Marschen des Landes Wursten, und können auf dem Watt schon möglicherweise einen Seehund jagen helfen. In diesen Gegenden trägt der Blick überall in's Weite, nicht bloß der Blick des leiblichen Auges sondern auch der geistige. Das bestätigt schon der Name des Landes Wursten. Er rührt bekanntlich von den Wuhrden, jenen natürlichen oder künstlichen Erdhügeln in der Marsch, auf welchen sich die ersten Ansiedler vor der Fluth sicherten, bevor das Land eingedeicht war. Diese Wuhrden führen unser Auge sofort westwärts bis nach Westfriesland hinüber, wo man sie „Terpen"*) nennt, und wie in Wursten die ältesten Baudenkmale des Landes, die romanischen Granit- und Tuffsteinkirchen auf den Wuhrden emporragen, so gräbt man im holländischen Friesland die ältesten germanischen Culturdenkmale aus dem Schooße der Terpen. Und die berühmte Stelle bei Plinius (hist. nat. 16, 1), welche die uralte Besiedelung der Wuhrden so anschaulich schildert, wird von den Holländern mit demselben Rechte auf ihr Westfriesland gedeutet, wie von deutschen Topographen auf das Land Wursten und Butjahdingen.

Auf der geognostischen Karte bildet die niederländische und deutsche Nordseeküste ein Ganzes. Man kann dabei wohl eine Zweigliederung annehmen, und unterscheidet alsdann die von Süd nach Nord streichende Küstenlinie der Dünen und des in Inseln aufgelösten Flußmündungslandes von der grauen Nase bis Helder und andererseits die von West gen Osten streichende

*) Die Holländer leiten sogar das Wort Dorf (dorp) von diesen Terpen oder Flußbergen (Vlietbergen) her.

Wattenküste mit den Meerbusen und meerbusenartigen Flußmündungen, welche unsern friesischen Weg begleitet. Allein, wie man sieht, fällt diese Gliederung mit der holländisch-deutschen Gränze nicht entfernt zusammen: die ganze Küste vom äußersten Westfriesland bis zur Elbmündung ist ein wesentlich gleichartiges Gebilde. Das sind allbekannte geographische Thatsachen. Neu dürfte es aber doch den meisten Wanderern seyn, zu sehen, wie sich dieser landschaftliche Charakter so stätig, von Ost nach West vorschreitend, vor ihren Augen entwickelt, daß man die Steigerung im Buche nicht schöner ordnen kann, als sie sich in Wirklichkeit gestaltet.

So sagen die Holländer: Gott habe das Meer gemacht, sie selbst aber das Land. Auf dem deutschen Küstenstriche darf man jedoch bereits das gleiche Wort sprechen. Und gehen wir aus dem Lande Wursten über die Weser etwas stromaufwärts zu den Stedingern, so kommen wir sogar in ein Land, welches die Menschen zu früh und also stellenweise schlecht gemacht haben. Denn das Stedingerland soll schon im zehnten Jahrhundert eingedeicht worden seyn, wodurch aber nach der Ansicht des besten Führers in diesen Gegenden, Hermann Almers in seinem „Marschenbuch," das Land zu frühe den aufschlammenden Fluthen entzogen wurde, zu feucht und niedrig blieb und also nicht so gut gerathen ist, wie die später geschaffenen Nachbarmarschen. Die Streitfrage, ob ein oder das andere Stück Landes gut oder schlecht gemacht sey, spielt auch in Holland. So warf schon van Kampen in seiner Geschichte der Niederlande die Frage auf: ob Drusus, der zuerst den Rheinmündungslauf bedeichte, denn wirklich als Begründer des holländischen Flußdeich-Systems so besonderes Lob verdiene? Ob diese Flußdeiche nicht etwa das Land bloß für den nächsten Augenblick (d. h. für tausend bis zweitausend Jahre) sicherten, um es hinterher desto gewisser zu verderben? Denn solche Gefahr drohe nachgerade durch die steigende Erhöhung der eingeschnürten Flußbette, und van Kampen meint: man hätte vielmehr nach dem Muster der alten Aegypter die Ueberschwemmung befruchtend und

bodenbildend in's Land leiten sollen. Jedenfalls ist hier die durch den Naturproceß des Anschwemmens und Abnagens fortlaufend gebotene künstliche Landbildung und Wasserregelung ein Haupt-Problem der gesammten Staatswohlfahrt. Im Binnenlande finden wir weite Landstriche geographisch, geeint durch die Gebirgsformation, durch die „ewigen" Berge, die unantastbare Bodenplastik; der friesische Weg nach Holland durchzieht einen weiten Landstrich, welcher geeint ist im Wechsel, im Werden und Vergehen des festen Bodens, im stäten Kampfe der Naturgewalten und der Menschenhand um die Gränzen von Land und Wasser.

Bekanntlich wurde das Haarlemer Meer durch Dampfmaschinen ausgepumpt und in fruchtbares Land verwandelt. Das geschah in den Jahren 1848 bis 1853. Die größte hierbei benützte Maschine hieß der „Leeghwater," zu Ehren eines Mannes der über zweihundert Jahre vorher den ersten ausführlichen Plan zur Austrocknung jenes Meeres entworfen hatte. Leeghwater schlug damals Windmühlen zur Bewegung der Pumpen vor, und dieser Vorschlag ist wohl manchmal von Binnenländern als eine Naivetät der alten Zeit belächelt worden. Wer aber den friesischen Weg nach Holland gegangen ist, der wird nicht darüber lächeln; er weiß, daß Leeghwater's Plan, obgleich er für jenen Fall auf dem Papiere stehen blieb, doch keineswegs ein bloß theoretischer Einfall genannt werden darf. Denn im Stedingerlande wird der Boden in der That durch zahlreiche wasserhebende Windmühlen trocken gelegt, und zwar ist dieß nicht einmal eine altmodische, sondern eine moderne Einrichtung, und der Wind wirkt durch das Flügelrad auf eine archimedische Schraube. (S. Allmers 299 f.) Also wird dem Reisenden das Stedingerland bereits zu einer Vorstudie für das Haarlemer Meer.

Es schwebt aber ein eigener Humor über diesen wasserhebenden Windmühlen. Der freie Wind jagte die Sturmfluthen in's Land, gab ihnen Kraft selbst die Deiche zu zerbrechen, und wurde so, als Herr der Wogen, der ärgste Landverschlinger. Des Menschen Witz aber zwingt jetzt den gefesselten Wind, daß er

sein eigenes und fremdes Unheil wieder gut mache und das Wasser, welches er unerbeten bringen half, auf der Frohnde wieder über die Deiche in die Flüsse hebe. Darin liegt eine höchst anmuthige poetische Gerechtigkeit, und der ungeschlachte Brummbart Wind wird wie die Riesen der alten Sage mit Ironie durch sich selbst gestraft. Man hat vorgeschlagen die Urgeschichte der Erde poetisch zu behandeln, ein Epos zu dichten von den Schöpfungstagen, wie sie die moderne Geologie aufstellt, von den Revolutionen und Kämpfen, in welchen die Gebilde des Basalt und Porphyr, des Granit und Gneis, der Sandsteine, Kalke und Kreiden sich erheben und unter einander verschlingen, versenken, zertrümmern. Das wäre in der That ein großartiges Thema, und da wir diese Urgebilde handelnd und leidend auftreten sähen, so könnte sie uns der Dichter im Humor und erschütternden Ernst wie persönliche Wesen nahe führen, die mit ihrem Schicksal ringen. Ich wüßte aber ein noch besseres Thema dieser Art, minder kühn die Phantasie herausfordernd, doch dafür poetisch tiefer, ächter und reicher. Es spielt eben auf unserm friesischen Wege und dann weiter fort durch ganz Holland. Wir stehen hier auf einem Boden neuester Bildung — Quartärformation — und das kosmogonische Epos würde rein in der Gegenwart handeln, nämlich sofern dem Geologen tausend Jahre wie ein Tag sind. Es erzählte uns die historischen Kämpfe zwischen Land und Meer, das Auftauchen und Versinken des allerjüngst geschaffenen festen Grundes, und malte aber auch die Verstrickung des Menschen in diesen Kampf — handelnd und leidend — und zeigte uns in endloser Perspective, den Blick weithin über alle Länder führend, wie der Mensch nicht erst kam als die Erde vollendet war, sondern vielmehr berufen ward, daß er die Erde vollende.

Das ist das Eigenthümlichste unsers Weges und Landstriches, daß wir immer hinaus in's Weite getragen werden, so wie wir uns genauer an's Einzelne heften, und daß sich uns fort und fort Fernsichten öffnen, obgleich sich uns nirgends Berge und

Höhen bieten. So zeigen uns die wasserhebenden Windmühlen des Stedingerlandes fern im Westen das Haarlemer Meer, und erheben uns zu einem Epos von den jüngsten Wandlungen der Quartärformation. Man soll die wirkliche Fata Morgana zuweilen in diesen Marschen sehen, noch mehr aber treibt hier die Fata Morgana ihr Zauberwerk vor unserm Geiste, doch hoffentlich ohne die am Horizont auftauchenden Thürme und Bäume auf den Kopf zu stellen.

Als Siegesmale der alten Meereseinbrüche reihen sich Busen und Buchten längs unserer Nordseeküste bis zum äußersten Südwestrande Hollands. Auch hier gibt es eine Steigerung von Osten nach Westen, welche uns den Weg zeigt. Zuerst die Mündungsrichter der Elbe und Weser, dann der Jahdebusen, der Dollart, die Zuidersee. Bei jenen breit gerissenen Flußmündungen fesselt uns mehr nur das geographische Interesse, bei den darauf folgenden Meerbusen tritt die Geschichte als Schwester der Poesie hinzu, und erzählt uns von der Ohnmacht des Menschenvolkes, welches hier in Schaaren von dem wüthenden Element verschlungen wurde.

Wo solche Gewalt des Meeres zu bekämpfen ist, da bedarf es auch besonders starker Dämme. Und so gewahren wir denn am Jahdebusen zum erstenmal einen Deichbau, welcher verstärkt ist durch in Holzrahmen eingelassenes Mauerwerk. Das Eichenholz dieser Rahmen ist nicht im Lande gewachsen und die Bruchsteine ebensowenig. Wir werden dabei an die Riesendeiche des Helder in Holland erinnert, welche auf norwegischen Granit fundamentirt sind. Fremdes Holz und fremde Steine, importirtes Baumaterial erscheint für diese ganze deutsch-holländische Küste nicht bloß technisch, sondern auch kunstgeschichtlich charakteristisch. In den Elb- und Wesermarschen gibt sogar der fremde Ursprungsort der Steine einen Wink für das Alter der daraus erbauten Kirchen. Zuerst kommen die Granitkirchen, dann die Sandsteinkirchen, dann die Tuffsteinkirchen und zuletzt die Kirchen aus Backstein. Die Granitblöcke waren aus Scandinavien auf Gletscher-

trümmern über das Meer hierher geschwommen, der Sandstein wurde auf der Weser aus Westfalen herabgeführt, der Tuffstein soll, wie die Volkssage erzählt, aus Schottland geholt worden seyn, indem man für jede Schiffsladung Steine eine Ladung Korn hinüber schickte. Das alles geschah in der romanischen Zeit, und erst in der gothischen Epoche wandte man sich überwiegend zum heimischen Material, zum Backstein, dessen Fabrikation heutzutage ein ausgezeichnetes Nebengewerbe größerer Gutsbesitzer bildet und nun wiederum theilweise auf die Ausfuhr berechnet ist.

Aehnliches gilt von Holland. Zwar weiß ich nicht, ob die Holländer Backsteine ausführen; allein während der Mittelrhein den Holländern durch Jahrhunderte Holz und Steine lieferte, und theilweise noch liefert, rauchen dort neuerdings Hunderte von kleinen Ziegelöfen nach holländischem Muster (sogenannter „Feldbrand)", in welchem ein Jeder die Mauern seines Hauses gleich auf der Baustätte aus demselben Lehmboden brennt, den er für Keller und Fundament herausgeworfen hat. Und nicht bloß im Ziegelbrennen, auch im reinen Ziegelbau hat der Mittelrheiner während dieses Jahrhunderts von den Holländern gelernt. Die Bruchsteintechnik fuhr in alter Zeit zu Thal auf unsern großen Flüssen; dafür ist die Backsteintechnik in neuerer Zeit zu Berg gefahren

Doch ist das nur eine kleine und späte Gegengabe, und so gewiß überhaupt mancherlei Austausch der Cultur zwischen dem städtereichen Rheindelta Hollands und dem rheinischen Binnendeutschland stattgefunden hat, so waren doch die bäuerlichen Marschen längs der nordholländischen und norddeutschen Seeküste in diesem Stücke immer viel mehr auf Einfuhr als auf Ausfuhr angewiesen. Das Volk war und blieb eigenartig in Stamm, Sprache und Sitte; Kunst und Wissenschaft und feinere Bildung erschienen importirt, gleich den Steinen zu den alten Kirchenbauten. Und als Holland selbständige Cultur in Kunst und Wissenschaft gewann, war der Zusammenhang mit dem stammverwandten Volksthum der deutschen Nordseemarschen durch politische Schranken abgeschnitten.

Ich nannte den Weg, dessen verborgene Merkwürdigkeiten ich fragmentarisch andeutete, den friesischen, zunächst aus historischen Gründen. Doch führt er uns auch noch in der Gegenwart von den dürftigsten Spuren friesischer Art schrittweise in immer reichere Ueberreste friesischen Volksthumes, je weiter wir von Ost nach Westen vordringen. Diese aufsteigende ethnographische Linie sey in wenigen Worten zum Schlusse noch skizzirt.

Im Lande Kehdingen und Hadeln sitzt rein sächsisches Volk, durch sein rühriges Wesen und den vorwiegenden Bauernberuf von den schwerfälligeren Friesen unterschieden, welchen Viehzucht, Fischerei und Schifffahrt näher liegt als die Arbeit des Pfluges.

Im Lande Wursten zeugen bereits die Ortsnamen von dem versunkenen friesischen Element. Dazu auch die Rechtsalterthümer. Das Wurstener Landrecht war in seiner ältesten Abfassung friesisch, in der zweiten plattdeutsch, in der dritten hochdeutsch und lateinisch. Friesische Mundart behauptete sich bis in's 17. Jahrhundert, mählich absterbend; im Anfange des achtzehnten sollen nur noch einzelne alte Leute diese Sprache verstanden haben. Jetzt zählt Herman Almers hier und in den benachbarten Wesermarschen nur noch etwa 25 friesische Wörter und eine fast gleiche Summe gangbarer friesischer Taufnamen und fortblühender Geschlechtsnamen.

Osterstade und Wührden (gleichfalls rechts der Weser) bewahren einen Rest von Sagen und Sitten, der auf friesische Grundlage deuten soll. Das Vieland um Bremerhafen trägt wenigstens in seinem Namen (Vie, altfriesisch Sumpf) ein Denkzeichen der friesischen Vergangenheit.

Weit schärfer behauptete sich friesischer Charakter auf dem linken Weserufer. Die Stediger sind, abgesehen von ihren reichen historischen Erinnerungen, social bis auf diesen Tag alter Friesenart treu geblieben als Seeleute und Viehzüchter. Stadland und Butjahdingen gehörten als das Rüstringen der früheren Zeit politisch bereits zu den friesischen sogenannten „Freien Seelanden," welche unter dem Upstallboom bei Aurich ihre Versammlungen

hielten. Hier beginnt dann auch schon die friesische Bauart des Bauernhauses, des sogenannten „Berges," während zwischen Weser und Elbe das sächsische Haus allein herrscht. Weiter nordwärts dagegen bei den Ditmarsen und im Eiderstädtischen an Holsteins und Schleswigs Küste erinnern die sogenannten „Heuberge" wieder an den gemeinsamen Stamm.

So folgten wir den Spuren des Friesenvolkes in Ortsnamen, Personennamen, in Ueberresten der Sitte und Sage und in socialen und politischen Ueberlieferungen, bis wir zuletzt zu dem wichtigsten Trümmerstück, zu der Sprache selber kommen, die im Munde des Volkes lebt. Auf den Inseln westwärts von Butjahdingen redet man heute noch friesisch; allein wie diese Inseln, vom Meere benagt, theilweise zu verschwinden drohen, so wird auch der alte Dialekt von dem übermächtigen Nachbardialekte benagt, stirbt ab und verschwindet. Das Saterland bildet daneben den einzigen Winkel des deutschen Festlandes, welcher nach Sprache und Sitte die letzte Zufluchtsstätte friesischen Volksthumes auf dem festen Boden unsers nordwestlichen Küstengebietes genannt werden mag.

Spricht man nun aber auch im deutschen Ostfriesland nicht mehr friesisch, so kreuzt sich hier doch schon die niederdeutsche Mundart mit der holländischen, als einer reich mit friesischen Elementen gesättigten Sprache. Man hat Ostfriesland mit wenig deutschem Selbstbewußtseyn „Deutsch-Holland" genannt, richtiger wäre holländisch-Deutschland, wie denn auch der Holländer folgerecht die Gegend von Arnheim und Nymwegen seinerseits „Deutsch-Holland" nennt. Die Gränzlinie der deutschen und holländischen Sprache ist in Ostfriesland eine bestrittene, verwischte, und in Emden gilt oder galt es sogar als eine Art Glaubensartikel, daß das ächt reformirte Bekenntniß in Kirche und Schule holländisch gelehrt werde, während man von einem deutschpredigenden Pfarrer sagt: er lehrt lutherisch.

Hiermit gewinnt aber auch die Beobachtung des Wanderers „auf dem Wege nach Holland" ein ganz neues Ziel. Während

er bis dahin die oft verhüllten und versteckten Anzeichen des Zusammenhanges mit Holland aufspüren mußte, drängt sich jetzt dieser Zusammenhang auch dem blödesten Auge von selber auf, und es gilt nicht so sehr das Fremde im Heimathlichen zu suchen als gegentheils die oft unmerklichen Unterschiede zu erkennen, welche deutsche Art von der holländischen trennt.

Ueberschreiten wir aber den Dollart und kommen nun aus Deutsch-Holland in's wirkliche Holland, so versichert uns wohl gar der ächte Westfriese, daß wir nun erst recht *nicht* in Holland seyen; denn er scheidet Friesland und Holland ganz nach der Ausdrucksweise des 16. und 17. Jahrhunderts, und will sich nicht zu den Holländern gerechnet wissen. Und bei diesem landsmannschaftlichen Individualismus wird uns dann auch jenseit des Dollart gleich wieder ganz deutsch zu Muthe.

Viertes Kapitel.

Grundlinien des rheinfränkischen Weges.

Ein völlig contrastirendes Bild bietet der rheinfränkische Weg. Er ist nicht einsam, eine Linie, welche wir uns erst suchen und schaffen müssen, sondern umgekehrt, er ist die große Route, welche alle Welt fährt, zu Schiff und zu Wagen, und statt eines Weges bieten sich da gleich drei bis vier zur Auswahl.

Der verkehrsreichste deutsche Strom, der Rhein, weiset uns die Richtung zum rheinischen Holland. Und linksab führt die Maas in weit geschwungener Parallele denselben Weg. Nach Artikel 66 der Wiener Congreßacte soll Preußen nirgends die Maas berühren, sondern überall entlang des Flusses in einer Entfernung von wenigstens 800 rheinländischen Ruthen respectvoll zur Seite bleiben. Man fürchtete wohl, wenn Preußen neben dem Rhein auch noch ein Stück Maas besessen hätte, so wäre es gar zu sehr auf den natürlichen Weg nach Holland gerathen. Demgemäß bildete sich dann ein langer, schmaler, dünn bevölkerter holländischer Gränzstreifen auf dem rechten Maasufer. Im Norden bei der Ems ist es umgekehrt. Dort läuft die holländische Gränze der Ems zur Seite, ohne sie irgendwo zu berühren, und es bildet sich dadurch ein langer, schmaler, gleichfalls dünn bevölkerter preußischer Gränzstreifen auf dem linken Flußufer. Also ergibt sich das seltsame Spiel des Zufalls (sofern man bei Gottes Weltregierung im Allgemeinen und bei der Diplomatie im Besondern

von Zufall reden darf), daß im Rheinland, wo deutsche Art stärker auf holländischen Boden übergreift, der Gränzfluß wie zum Schutze holländisch geblieben ist, während in Ostfriesland, wo holländisches Wesen vielmehr die deutsche Gränze überschritten hat, der Gränzfluß deutsch blieb.

Uebrigens ziehen nicht bloß Rhein und Maas gen Nordwesten: in dem Lande zwischen beiden Flüssen haben selbst die Nebengewässer Roer, Erfft und Niers einen nach den Niederlanden weisenden Parallel-Lauf, das ganze Land senkt sich zum holländischen Rheinmündungsdelta.

Schon diese hydrographischen Linien bestimmen mich, den Landweg des linken Rheinufers von Köln nach Nymwegen der Straße des rechten Ufers von Deutz nach Arnheim vorzuziehen, wenn es gilt, die Uebergänge deutscher zu holländischer Art bei Land und Leuten schrittweise und recht naturgemäß zu erwandern, und vollends wenn man dabei den schärfsten, lehrreichsten Contrast des rheinfränkischen zum friesischen Wege sucht.

Man betrachte beide Rheinufer auf der Landkarte. Auf dem rechten Ufer führt uns nur das Thal des Hauptstromes nach Holland; die Nebenflüsse (Sieg, Wupper, Ruhr, Lippe ꝛc.) kommen allesammt von Osten herüber, stoßen fast rechtwinkelig auf den Rhein, kreuzen unsern Weg, und wenn wir ihre Thäler verfolgen, so kommen wir nicht bloß in der Himmelsrichtung sondern auch nach Landes- und Volksart immer weiter von Holland ab. Auf dem linken Rheinufer dagegen haben die Nebenflüsse zwischen Rhein und Maas den oben bezeichneten Parallellauf; sie deuten direct auf unser Ziel so gut wie der Hauptstrom, und wir können sie in ihrer vollen Länge auf oder ab verfolgen, ohne aus dem Zusammenhang unserer holländischen Gränzstudien gerissen zu werden. Das ganze Land zwischen Rhein und Maas unterhalb Köln ist eine natürliche Straße nach Holland, während man auf der rechten Rheinseite doch nur den Ufersaum so nennen kann.

Eine Wanderung nach Belgien würde ich auf dem rechten

Rheinufer beginnen, eine Wanderung nach Holland auf dem linken. Das erinnert vielleicht Manchen an den Reiseplan des Hieronymus Jobs. Allein die geognostische Karte wird mich rechtfertigen, und man soll keinen Entwurf zu größeren Fußreisen machen, ohne vorher auch die geognostische Karte befragt zu haben. Von den Quellen der Diemel und Ruhr zieht sich die Kohlenformation ost-westwärts bis nahe der Ruhrmündung zum Rheinthale, und das belgische Kohlenrevier von Aachen-Lüttich bis Charleroi erscheint wie die südwestwärts gebogene Fortsetzung jener Kohlenstrecke des rechten Rheinufers, allerdings unterbrochen durch die jüngeren Gebilde der Stromebene zwischen Düsseldorf und Aachen. Bei den Ruhrkohlen würde ich anfangen, in der naturwüchsigsten rheinischen Industrielandschaft, um Vorstudien zu machen für die Industriestädte des belgischen Kohlenbeckens und für das ganze Industrieland Belgien, welches freilich linksab vom Rheine liegt und doch dem rechten Rheinufer näher steht als dem linken.

Wenn wir aber auf jenem Wege nach Belgien die breite Thalebene des linken Ufers wie eine fremdartig eingeschobene Episode rasch durcheilen, so fesselt sie uns desto mehr beim Wege nach Holland, ja sie bildet hier den rechten Ausgangspunkt unserer Wanderschaft.

Schon der Umstand, daß auf der linken Rheinseite die Quartärformation des Küstenlandes in breitester, tiefster Bucht bis zu den Pforten des deutschen Mittelgebirges heraufsteigt, und daß hier selbst die kleinen Wasseradern nordwestlich führen, läßt uns den linksrheinischen Weg nach Holland vorziehen.

In ganz reizender Weise bietet aber das linke Ufer dazu vollends zwei Straßen, die zwar nahe neben einander laufen und dennoch unsere Anschauungen und Gedanken nach entgegengesetzten Richtungen lenken: einen Tiefweg durch wasserreiches Flachland und einen Hochweg, welcher durch Hügelzüge und Höhenrücken bezeichnet ist Der Tiefweg geht über Neuß, Crefeld, Kevelaer zur Maas, der Hügelweg über Xanten, Calcar, Cleve,

Nymwegen zur Waal. Gibt uns aber jener Tiefweg auf Tritt und Schritt zu bedenken, wie manichfach verwandte Züge holländischer Art in unserm Rheinland versteckt liegen, so bietet der Hügelweg die letzten Nachklänge deutscher Mittelgebirgs-Natur bis zur Gränze, ja bis über dieselbe. Hier ist die letzte deutsche Stadt, Cleve, eine Bergstadt und die erste holländische, Nymwegen, senkt sich von der letzten Höhe zur Flußniederung herab, und der letzte große deutsche Wald, der Reichswald bei Cleve, gibt uns das Geleit zur Gränze, zu den Geesthügeln bei Cranenburg. Wir verfolgen Deutschland nach Holland, wenn wir diesen waldigen Hügelweg gehen; wir spüren dagegen Holland in Deutschland, wenn wir in den wasserreichen Wiesengründen und zuletzt im Haideland jenes Tiefweges wandern. Und nicht bloß die Natur des Bodens, auch die Physiognomie der Städte birgt auf beiden Straßen die gleiche fein unterschiedene Färbung.

Ich begann dieses Vorwort zum rheinfränkischen Weg mit dem Satze, daß er einen vollendeten Contrast zum friesischen Wege bilde; ich schließe es mit Einzelzügen dieses Gegensatzes.

Längs der Nordsee gehen wir durch ehemals sächsische und friesische Bauernrepubliken zum holländischen Bauernlande; am linken Rheinufer wandern wir durch ein altes Land der Städte und der Adelsdynastien zum städtereichen und städtemächtigen Holland.

An der Nordsee fesselte uns uraltes naives Volksthum, reinster, abgeschlossenster Art; hier uralte Cultur, getragen vom Austausch der Stämme und Völker.

Wo am rheinischen Wege vordem ritterliche Herren herrschten, geistliche und weltliche Aristokratie, da waltet jetzt der kaufmännische und industrielle Bürger, und die ausebnende Macht des freien modernen Gewerbfleißes glättet und verwischt die vordem so scharf gegliederte Physiognomie von Land und Leuten. In den Marschen der Meeresküste dagegen sitzt noch immer der „Hausmann," der aristokratische Großbauer alten Schlages, ein halbwegs steckengebliebener Edelmann; auch er hat sich häufig stark modernisirt in Sitte und Bildung, die socialen Grundlagen

des alten Volkslebens — in Arbeit, Sprache, Sitte, Sage — wurden aber dennoch im Großen und Ganzen wunderbar treu behauptet.

Der friesische Weg führt durch protestantisches Land, und an der Gränze — in Emden — gewinnen wir zunächst den Eindruck, daß Holland ein Stammsitz des reformirten Bekenntnisses gewesen. An der rheinfränkischen Straße wohnt überwiegend katholisches Volk, auch jenseit der Gränze berühren uns zunächst noch katholische Elemente, und wir erinnern uns, daß Holland schon in alter Zeit eine Zufluchtsstätte der verschiedensten Confessionen war. Vorstudien dazu bieten unterwegs vor Allen Crefeld und Kevelaer.

Endlich erstreckt sich dieser Gegensatz aber auch auf die politische Territorialgeschichte. Am linken Rheinufer gibt es einen bedeutenden Gränzstrich (preußisch Geldern), der ehmals zu den Niederlanden gehörte, dann aber deutsch geworden ist, die Gränze war hier vielfach verschoben, oft genug bestritten, und in der burgundischen Zeit wurde die Erweiterung der burgundischen Niederlande gerade auf dieser Linie mit Macht versucht. An Ems und Dollart hingegen war seit der Gründung der holländischen Selbständigkeit eine im Wesentlichen feststehende Gränze. Das verwandte Volksthum verband sich hier friedlich, während es am Rheine in Kampf und Gebietswechsel sich vielmehr auffog und gegenseitig aufhob.

Doch genug der allgemeinen Sätze. Ich führe jetzt den Leser auf den doppelten rheinfränkischen Weg, nicht indem ich ihn von Stamm zu Stamm, von Land zu Land geleite, wie es an der Nordsee sich von selbst ergibt, sondern von Stadt zu Stadt. In einer Reihe kleiner Städtebilder suche ich die Züge auf, welche uns den Zusammenhang und die Wechselwirkung deutscher und holländischer Art verkündigen. Und also schildere ich die Städte nicht um die Städte zu schildern; ich gehe vielmehr nur auf einer Straße zum einen Thor hinein und zum andern hinaus — auf der Straße nach Holland.

Fünftes Kapitel.

Der Tiefweg von Neuß nach Kevelaer.

1. Die Mauern von Neuß.

Neuß lockt zunächst den Freund der Kunst und der Geschichte. Der Eine wird sofort zur Quirinskirche eilen; dem Andern empfehle ich einen beschaulichen Gang durch die Wallanlagen. Dem Handlungsreisenden bietet Neuß wenig Interesse, außer er müßte etwa in Oel machen, und neben den bunt bewegten Nachbarstädten Köln, Düsseldorf, Elberfeld gilt ihm das alte Novesium für todt und langweilig. Dennoch führt das Neußer Intelligenzblatt zugleich den Titel eines Handelsblattes. In einer oberdeutschen Stadt von gleich geringer Einwohnerzahl gäbe es ganz gewiß kein Handelsblatt, auch wenn die Getreidemärkte den ansehnlichen Neußer Kornhandel noch weit überträfen. Allein wir bewegen uns hier eben in einem Lande der großen Handelsstraßen, auf dem Weg zum Meere.

Beginnen wir mit einem Rundgang längs der alten Stadtmauern, um in den großen Erinnerungen des fünfzehnten Jahrhunderts die kleine Stadt vorerst groß zu sehen. Ein Stück des mittelaltrigen Mauerwerkes steht noch; der massive Unterbau von Basaltblöcken mit übergewaltigen Strebepfeilern zeigt die ehemalige Festigkeit, andere Theile liegen in Trümmern oder sind völlig verschwunden. Die schönsten Ueberreste ragen malerisch versteckt

aus dem dichten Grün parkartiger Anlagen, und während im Vordergrunde Wall und Graben als anmuthiges Motiv von Hügel und Thal der modernen Gartenkunst dienen mußten, schnaubt hinten die Dampfmaschine einer Fabrik neben Thürmen und Bollwerken, die gleich einer Burg an der Ringmauer aufsteigen. Ein gothisches Stadtthor ist noch wohl erhalten; den Thurm schmücken in Stein nachgeahmte und gleichsam halb in die Mauer geschossene Stückkugeln, ein seltsames aber charaktervolles Ornament, welches uns sofort an die ruhmreichsten Tage der Stadt, an die Belagerung von 1474 erinnert. Durch dieses Thor, und nicht von der offenen Seite des Eisenbahnhofes her, sollte der Reisende einziehen, welcher im ersten Eindrucke gleich ein volles und bedeutendes Bild der Stadt Neuß gewinnen will.

Wer aber mit dem historischen Sinne zugleich geographischen Blick verbindet, dem erzählen die Mauern von Neuß nicht bloß von der erprobten Wehrhaftigkeit deutscher Bürger im Mittelalter, sondern sie sagen ihm auch, eben als stumme Zeugen jener Belagerung durch Karl den Kühnen, daß er hier ein Gränzgebiet betritt, auf welchem deutsche und niederländische Geschicke mehr als einmal entschieden worden sind.

Karl der Kühne von Burgund, bereits im Besitze der gesammten Niederlande, wollte ein großes Reich zwischen Frankreich und Deutschland schaffen, langgestreckt von den Alpen, wohl gar vom Mittelmeer bis zur Nordsee. Es galt, die Rheingränze zu gewinnen und also zunächst die niederrheinischen Städte zu beugen. Karl rückte im Juli 1474 vor Neuß mit seinem aus allerlei Volk geworbenen Heere von 18,000 Mann, darunter auch Engländer, Italiener, Savoyarden. Elf Monate währte die Belagerung, und selbst der Winter setzte ihr, was damals unerhört war, keine Schranke. Allein obgleich der Burgunder siebzehn Thürme brach und dreihundert Häuser zusammenschoß und die Belagerten derart aushungerte, daß sie zuletzt ihre eigenen Pferde verzehrten, mußte er doch im Juni 1475 wieder abziehen, und Tausende die mit ihm gekommen waren, kamen niemals wieder

heim. Die elf Monate vor Neuß waren die Vorboten der Tage von Granson, Murten und Nancy. Es bildet diese Belagerung ein merkwürdiges Datum in der Geschichte der Niederlande und des rheinischen Deutschlands, wie auch weiterhin Frankreichs und der Schweiz. Vor Allem aber bezeichnet Karls des Kühnen seit 1475 fort und fort mißglückter Eroberungsplan einen großen Wendepunkt in der niederländischen Geschichte. Holland, Geldern und Seeland mußten damals schwere Steuern zahlen, um die burgundische Armee vor den Mauern von Neuß zu unterhalten, obgleich der Kampf mittelbar auch gegen die Freiheiten der Städte dieser Provinzen gerichtet war. Denn der burgundische Herzog war ein heftiger Gegner des freien und selbständigen Bürgerthums, und wie er verschiedenen holländischen Städten ihre Privilegien nicht wieder erneuerte, andere durch neue Steuern bis zum Aufruhr erbitterte, so suchte er bei Neuß ohne Zweifel auch einen Streich gegen das verhaßte Städtewesen überhaupt zu führen. Allein hier am Niederrhein sollte sein Herrschgelüsten vor dem Muthe der Bürger und ihren festen Mauern zu Schanden werden, wie später vor der Tapferkeit der eidgenössischen Bürger und Bauern in offener Feldschlacht.

Die mannhaften Bürger von Neuß waren stolz auf ihre festen Mauern und hatten Freude an denselben, sie schmückten sie mit allerlei feiner Kunst, wie uns jener Thorthurm und dürftige kleinere Ueberreste heute noch bezeugen. Es hat sich aber auch noch ein anderes Denkmal der berühmten Belagerung erhalten, gleichfalls „sere kunstlich vnd meyste-lich," das ist die Reimchronik des Christian Wierstraat, weiland Stadtschreibers von Neuß. Unter dem frischen Eindruck der miterlebten Ereignisse schilderte er schon im Jahre 1475 die schwersten und ruhmreichsten Tage seiner Vaterstadt in mehr als dreitausend Versen „mit manigerley manier der rymen" treuherzig, wahr und warm.

Wie sich aber fast endlos Glied an Glied reihet, wenn wir in diesem Lande einmal beginnen niederländische Bezüge auf deutschem Boden zu suchen, so ruft uns Wierstraat's Buch ein

verwandtes älteres Werk in's Gedächtniß, welches eine Entscheidungsschlacht darstellt, die in naher Nachbarschaft geschlagen, gleichfalls der niederländischen und niederrheinisch deutschen Geschichte gemeinsam angehört. Das ist Johann van Heelu's Reimchronik von der Schlacht bei Woringen (1288). Hier siegte bekanntlich Herzog Johann I. von Brabant über den Erzbischof Siegfried von Köln. Der Sieger pflegt redselig zu seyn, der Besiegte schweigt und spart seine Reime; darum begreift sich's, daß wir über die Belagerung von Neuß kein burgundisches, sondern ein Neußer Gedicht besitzen, und über die Schlacht von Woringen gegentheils keine Reimchronik eines Kölners, sondern eines Brabanters. Denn Johann van Heelu befand sich am Schlachttage nicht nur unter den Leuten des Herzogs von Brabant, sondern stammte auch aus Südbrabant — er heißt auch „broeder Jan van Leeuwe." Wehmüthig berührt es uns, wenn er gleich im Eingange erzählt, er habe seine Chronik nebenbei auch darum geschrieben, daß Herzog Johanns Schwigertochter, Margaretha von England, Lust bekomme die deutsche Sprache zu lernen. Heutzutage schreiben die Brabanter keine Bücher mehr, damit englische Prinzessinnen deutsch lernen, und je näher uns die niederländischen Schriftsteller der Zeit nach rücken, um so ferner rücken sie uns in der Sprache.

Deutsche und niederländische Geschichte kreuzt sich auf unserm jetzigen deutschen Gränzgebiete zwischen Maas und Rhein, deutsche und niederländische Augenzeugen schilderten die Ereignisse in alter Zeit; allein auch in der Gegenwart hat deutsche und niederländische Quellenforschung diesen unsern Boden gemeinsam bearbeitet.

Wierstraats Reimchronik ist von einem deutschen Gelehrten, E. von Groote, neu herausgegeben worden, während wir die deutsche Chronik Johann van Heelu's in der „Collection de Chroniques Belges inédites, publiée par ordre du gouvernement (1836)" suchen müssen. Die deutschen Lokalhistoriker des Niederrheins haben gar mancherlei Material an's Licht gestellt, was auch dem

holländischen Nachbar dienen mag, und gegentheils brachte der unlängst verstorbene holländische Gelehrte Nyhoff in Arnhem in seinen zahlreichen Urkundenbeiträgen und Regesten kaum weniger Quellenstoff für die historische Topographie unsers niederrheinischen Gränzgebietes als seiner eigenen politischen Heimath.

Als die belgische Malerschule in der Gegenwart einen neuen nationalen Aufschwung nahm, griffen die Künstler nach großen Stoffen der vaterländischen Geschichte. Eines der früheſten dieser epochemachenden Bilder versetzt uns auf denselben deutschen Boden, auf welchen Johann von Heelu's Reimchronik handelt, es war de Keysers „Schlacht von Woringen."

2. Architekturzone.

Die Stadt Neuß hat ein Doppelgesicht, einen Januskopf, dessen eine Hälfte nach Holland hinaus, dessen andere nach Deutschland hereinschaut. Da, wo die alten Stadtmauern noch am höchsten ragen, von Büschen und Bäumen begränzt, umgibt uns ein ächt deutsches Landschaftsbild, so wie wir aber nach der andern Seite um die Ecke biegen, öffnet sich ein weites Flachland, Schiffsmasten und Segelwerk ragen mitten aus den Wiesen, wir stehen am Nordkanal, der, unvollendet, vom Rheine zur Maas, von der Maas zur Schelde führen, der Köln mit Antwerpen verbinden sollte.

Der Geschichtsfreund, welcher die Mauertrümmer betrachtet, wird im Geiste da und dort nach den Niederlanden geführt; der Kunstfreund, welchen die Quirinskirche fesselt, schweift dagegen rheinaufwärts, um diesen merkwürdigen Bau aus der rechten historischen und örtlichen Perspective zu fassen; ihn zieht es nach Köln zurück, und er denkt, daß Neuß doch noch gar weit von Holland entfernt sey.

Die Stadt war kölnisch. Erzbischof Anno (1056—75) gab ihr die die wichtigsten Freiheiten und hob sie aus tiefem Verfall. Es ist der heilige Anno, der Held jenes Annoliedes, der Maere von Sente Annen, welches uns Opitz gerettet und dadurch so

frühe schon für die aufkeimende deutsche Literaturgeschichte fruchtbar gemacht hat, des Annoliedes, welches die Brücke vom mittelaltrigen Volksepos zur Legendendichtung schlägt und in seinen ersten Versen noch an's Nibelungenlied anknüpft — und Neuß liegt auf dem Wege von Siegfrieds Heimath, Xanten, nach dem heiligen Köln.

Doch ich wollte von der Quirinskirche reden, die in anderem Sinne Neuß, Xanten und Köln als drei verbundene Punkte zeigt. Neuß ist ein Vorposten jener wunderbar reichen romanischen Architekturzone, deren Mittelpunkt Köln bildet; Xanten ein äußerster Vorposten der großen kölnisch-niederrheinischen Gothik. Beide Kirchen aber zu Xanten und Neuß stehen in einem eben so auffallenden als vortheilhaften Gegensatze zu den meisten mittelaltrigen Baudenkmalen Hollands.

Die Quirinskirche in Neuß ist kunstgeschichtlich längst gewürdigt; ich spreche von ihr an diesem Orte nur als von einem Marksteine der culturgeschichtlichen Landeskunde. Der kühne Bau aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, also spätromanisch, überrascht durch seine fast übermüthige Originalität, die sich uns namentlich im Aufbau und Schmuck der Westfaçade blendend entgegendrängt. Aus der manichfachsten Verbindung von Friesen und Bogenstellungen gestaltet sich hier ein ganz phantastisches Gesammtbild, wobei alles selbständige Sculpturwerk und plastisch durchgeführte Ornament wie mit Absicht vermieden ist, gleich als habe der Architekt uns zeigen wollen, wie bunt und reich er mit den einfachsten constructiven Elementen zu schmücken vermöge. An den Seitenschiffen und der Kuppel über der Kreuzung spielt er geradezu mit den abenteuerlichsten Fensterformen in Gestalt eines Fächers, ja eines Kleeblattes, und setzt im Innern aus freier Laune Kragsteine an, welche sicherlich niemals etwas zu tragen hatten. Der Meister war ein gefährlicher Mann, ein Originalitätsgenie, das Großes vollbrachte, wunderliche Wege und Abwege gehend, auf welchen geistlosere Nachtreter völlig hätten verderben müssen. Allein der

Spitzbogen welcher bereits da und dort hervorlugt, an der Quirinskirche verkündet uns auch, daß ein neuer Geist neue Formen bringen, daß der Romanismus nicht in der hier bereits vorgedeuteten Willkür und Manier stecken bleiben sollte, sondern sich auflösen in die strenge jugendfrische Kunst der Frühgothik.

Wenn ich nun aber freie, ja überkühne Originalität als den Grundcharakter der Quirinskirche bezeichne, so erscheint sie schon dadurch in engem Zusammenhange mit den romanischen Denkmalen Kölns. Denn keine andere deutsche Stadt besitzt so vielartige Kirchen dieses Styles, die nicht nur unter einander äußerst verschieden sind, sondern zumeist auch durch ihre phantasievolle Eigenart selbständig aus dem Kreise des gesammten deutschen Romanismus hervortreten.

Was dann aber Köln im kleinen Raume und gleichsam in einer Zusammenstellung der verschiedensten Musterbilder dieser Art bietet, das wiederholt sich in der ganzen weiten Architekturzone von Limburg an der Lahn, Koblenz und Laach bis Neuß herab, jenes freiere Formenspiel der romanischen Schluß- und Uebergangszeit — und contrastirt entschieden gegen den strengeren, symmetrischen älteren Romanismus des Oberrheins, der in Mainz, Worms und Speyer seine Mittelpunkte fand. So wird sich also der Kunsthistoriker in Neuß keineswegs schon auf dem Wege nach Holland fühlen, im Gegentheil: es zieht ihn nach Köln, in das Herz des niederrheinisch deutschen Kunstlebens, zurück. Und nicht bloß was er in der Quirinskirche mit Augen sieht, sondern was er dort leider nicht mehr sehen und nur noch in Gedanken sich vorstellen kann, gemahnt ihn an rheinisch deutsche Kunst. Denn eben im Chor und in der Kuppel dieser Kirche war es, wo Cornelius, der Sohn des benachbarten Düsseldorf, Engelchöre und Moses und David, Petrus und Paulus gemalt hatte, seine erste größere Composition, die nun übertüncht und mit neuer Malerei überzogen ist. Es waren jene Bilder zwischen 1806 und 1808 entstanden, im Zusammenhange mit den frühesten von Köln aus angeregten Bestrebungen, unsere

Mittelalterthümer zu retten und wiederherzustellen, und allen Orten erinnern uns heute Restaurationen und neuer stylgemäßer Kirchenschmuck in diesem Gränzstriche, daß Köln in der Gegenwart eben so sehr ein Centrum der erneuten und erneuenden mittelalterlichen Kunst geworden ist, wie es dies vor Jahrhunderten hier für die schaffende Kunst des kirchlichen Styles war.

Ich nannte die Quirinskirche einen Markstein. Auf dem Wege nach Holland nehmen wir mit ihr von den großen Denkmalen des rheinischen Romanismus Abschied. Zwar findet sich romanische Kunst auch noch weiter abwärts an den Kirchen zu Mehr und Wissel, an der Westfaçade der Xantener Victorskirche, an Chor und Krypta der Collegiatkirche zu Emmerich, an der Stiftskirche auf dem Eltenberge; das sind aber zerstreute, zum Theil bloß fragmentarische Ueberreste, herrschend erscheint jetzt unterhalb Neuß die Gothik, wie sie auch in Holland und Belgien herrscht.

Schon das Baumaterial der Neußer Quirinskirche spricht es charakteristisch aus, daß sie auf einem Vorposten steht, hart am Uebergange. Man baute nämlich die romanischen Kirchen des Niederrheines am liebsten aus Tuffsteinen, welche vom Brohlthal oder vom Laacher See kamen, bei den gothischen Bauten weicht dagegen der Tuff den Ziegeln, und so sind denn auch die gothischen Kirchen Hollands meist aus Ziegeln aufgeführt. Bei der Quirinskirche, örtlich auf einen Uebergangspunkt, zeitlich in eine Uebergangsperiode gestellt, findet sich nun eine höchst bezeichnende Verbindung der Backstein- und Bruchsteintechnik: die Wandflächen bestehen aus Tuffsteinen, welche aber so klein und gleichförmig behauen sind, daß sie ganz wie Backsteine wirken. Von weitem glaubt man vor einem Ziegelbau zu stehen, erst aus der Nähe erkennt man die Bruchsteine: der Werkmeister ahmte künstliche Steine in natürlichen nach, er anticipirte die Technik der anbrechenden neuen Stylperiode im Material der ablaufenden alten. Die Bänder, Rahmen, Gesimse sind dann aus dem größeren Block gehauen und fügen solchergestalt die scharfen Profile des

gemeißelten Steines zu der gleichmäßigen Füllung der nachgeahmten gebrannten Steine.

Beim chronologischen Ueberblick der Baudenkmale des Landes zwischen Rhein und Maas stoßen wir übrigens noch auf eine Thatsache, die ich nicht am Wege liegen lassen darf. In dieser altcultivirten und vorab kirchlich so früh entwickelten Gegend mit ihren vielen dem Gründungsjahre nach uralten Klöstern und Pfarreien befremdet es, daß von frühromanischen Werken und gar von Monumenten der altchristlich vorromanischen Kunst kaum eine Spur mehr vorhanden ist.

Denn da das angebliche Baptisterium Karls des Großen im Valkenhofe zu Nymwegen sicherlich einer viel späteren Zeit angehört, so bleibt meines Wissens nur die Chornische der Pfarrkirche zu Ryndern, Kreis Cleve, übrig, welche nach dem Urtheile kundiger Forscher aus dem achten Jahrhundert stammen soll. Ich habe sie nicht gesehen.

Als Grund für das völlige Verschwinden der ältesten Denkmale macht man aber geltend, daß die Normannen bei ihren Raubzügen vom Meere stromaufwärts dieselben zerstört hätten. Das ist auch wieder ein historischer Zug, der uns den Zusammenhang unsers Landstrichs mit der Meeresküste in's Gedächtniß ruft. Bis Bonn läßt Regino im Jahre 881 die Normanen verwüstend den Rhein herauf dringen, dort schwenkten sie rechts ab; sie gingen also bis zum großen Portal des mittelrheinischen Landes, bis zum Siebengebirg; sie verfolgten die Kölner Rheinbucht bis zum innersten Winkel, bis zur Gränze der Quartärformation des niederdeutschen Nordseeküstenlandes, gleich als ob es ihnen nur so lange heimlich gewesen wäre geradeaus in's Innere Deutschland vorzudringen, als sie sich auf der gemeinsamen geognostischen Basis befanden, welche den deutschen Niederrhein mit Holland zu einer natürlichen Einheit verbindet.

Wenn der oberdeutsche Wanderer zwischen den letzten Höhen des Siebengebirges hervor in die Rheinebene tritt und gar bei Bonn die erste Windmühle erblickt, so kommt ihm die Landschaft

schon ganz holländisch vor. Der Holländer lächelt darüber, denn er fühlt sich gegentheils schon bei Cleve mitten im Binnenlande. Allein der Oberdeutsche kann sich auf die Normannen berufen, welche doch auch gute Kenner Niederlands waren und ihre Verbindung von Land- und Seeräuberei mit richtigem Instinkt gerade bis zur Bonner Windmühle erstreckten.

3. Crefeld. Cornelius de Greiff.

Neuß versetzt uns in's Mittelalter; in Crefeld athmen wir die Luft der neueren Zeit. Die Stadt verdankt ihr Aufblühen seit dem siebzehnten Jahrhundert der religiösen Duldung und dem Gewerbfleiße, einem Geschwisterpaar, welches gar häufig Hand in Hand geht.

Crefeld gehörte zur Grafschaft Mörs, welche im Jahre 1600 an das Haus Oranien-Nassau fiel. Schon dadurch ward die Stadt Holland nahe gerückt; die Oranier übten als Grafen von Mörs jene Toleranz, welche sie als Erbstatthalter von Holland nachgerade üben gelernt hatten, Crefeld wurde eine Zufluchtsstätte der in Jülich und Berg verfolgten Reformirten, Mennoniten und Separatisten und erwuchs im siebzehnten Jahrhundert zu einem gewerbfleißigen Flecken, im achtzehnten unter preußischer Herrschaft zu einer Industriestadt von 6000, im neunzehnten von 50,000 Einwohnern.*) Aber nicht bloß durch das alte bunte Gemisch von anderswo unterdrückten religiösen Bekenntnissen erinnert Crefeld an holländische Städte, sondern auch durch den Umstand, daß das Gedeihen seiner Manufacturen keineswegs von der Oertlichkeit begünstigt, nur durch den zähen Fleiß des Volkes der widerstrebenden Lage abgerungen werden konnte.

*) Neuerdings ist freilich nahezu Stillstand eingetreten in der Volkszunahme Crefeld's. Im Jahr 1864 zählte die Stadt 53,412 Seelen, 1867 53,837, zeigte also nur eine Zunahme von $^5/_6$ Procent, während das benachbarte Düsseldorf gleichzeitig um $30\,^1/_2$ Procent gewachsen war. Das Stillestehen Crefeld's hängt wohl mit der relativ geminderten Bedeutung seiner Industrie zusammen.

Die äußere Physiognomie Crefelds als Industriestadt sticht merklich ab von den Städten der benachbarten zwei großen Industriereviere zwischen Ruhr und Wupper auf dem rechten Rheinufer und zwischen Roer und Maas an der belgischen Gränze, wo die Kohlenformation das Land charakterisirt, Kohlenstaub den Boden deckt, Kohlenrauch die Luft erfüllt, riesige Schlote und große concentrirte Fabrikgebäude die Herrschaft der Dampfmaschine verkünden. Man erfülle sich mit diesen Eindrücken in dem wenige Meilen entfernten Essen und Ruhrort und fahre dann nach Crefeld herüber, um des Gegensatzes inne zu werden. Die Crefelder Seiden- und Sammtweberei macht weder so viel Staub und Rauch, noch so viel Geräusch, sie bewahrte dem Ort das Gepräge einer alten Manufactur-Stadt, und während wir in jenen großen Fabrikplätzen bereits auf dem Sprunge nach Belgien stehen, werden wir in dem stillfleißigen, reinlichen Crefeld nach Holland versetzt. Kleine und mittelgroße, zum Theil sehr elegante Familienhäuser erfüllen die Stadt, und ringsum schlingt sich ein weitgezogener Kranz von Gartenhäusern, Villen, Landwohnungen, zerstreuten Wirthschaftsgebäuden, dann aber auch von Bauernhäusern, in welchen der Webstuhl geht. Das Hausgewerbe ist hier noch mit der Industrie verwachsen und zerstreut die Siedelungen.

Breit und regelmäßig in's Geviert gebaut, mit den hellen, geradlinigen, zum Verwechseln gleichförmigen Straßen, erscheint Crefeld als das niederrheinische Mannheim. Während jedoch bei Mannheim Fürstenlaune den Grundplan so symmetrisch nach Lineal und Zirkel entwarf und solchergestalt, wie man damals ausdrücklich sagte, die Stadt nach holländischer Art anlegte, ist die verwandte Gestalt Crefelds vielmehr durch die innere Geschichte des Ortes und seine geographische Lage gerechtfertigt. Langweilig angelegt sind beide Städte, allein wir ertragen weit eher Jemanden, der von Natur als der aus Grundsatz langweilig ist.

Am Osterwall zu Crefeld erhebt sich eine hohe Säule zum

Gedächtniß des berühmtesten Crefelder Bürgers neuerer Zeit, des Cornelius de Greiff (geb. 1781, gest. 1863), der durch seine großartigen Stiftungen einen seltenen bürgerlichen Gemeinsinn bewährt hat. Die Säule mit glänzend polirtem Schaft ist schmuck und modern elegant, die Alleen rechts und links sind zwar noch klein und jung im Wuchs, aber wohlgepflegt und von netten Gartenbeeten umgeben, und diese Alleen werden dann wiederum von zwei langen Reihen anmuthiger Familienhäuser eingerahmt, welche mit ihren blinkenden Spiegelfenstern und den glitzernden schwarz glasirten Dachziegeln die höchsten Lichter auf das durchaus heitere Gesammtbild setzen. In solcher vernünftig geordneten, behäbig reinlichen und freundlichen Umgebung, in solcher Anmuth der Prosa ist das Denkmal eines wohlthätigen reichen Bürgers der Gegenwart ohne Zweifel ganz an seinem Platze, und das Gesammtbild charakterisirt den Mann, welchen die Säule ehren soll.

Und doch findet man ein noch bezeichnenderes Denkmal als jene schöne Säule am Osterwall. In Form einer recht dilettantisch gezeichneten Lithographie hängt es da und dort in den Häusern unter Glas und Rahmen, als ein Bild, welches eigentlich für den Spaß zu trocken und für den Ernst zu geschmacklos ist. Aber das Bild spricht. Wir sehen da den untersetzten Mann mit scharf geschnittenem Profil, eine feste, ächt bürgerliche, wenn man will spießbürgerliche Gestalt im altmodischen Rocke, die Schirmkappe auf dem Kopf, den Regenschirm unter'm Arm, die Cigarre in der Hand. Das ist Herr de Greiff, wie er leibte und lebte, sagen die Crefelder, so ging er durch die Straßen. Hinter ihm aber erhebt sich eine Pyramide in ganz neuem Styl, aus unten großen, nach oben immer kleineren viereckigen Kasten aufgebaut, und auf denselben stehen seine sämmtlichen Stiftungen zu Gemeindezwecken derart verzeichnet, daß der unterste Kasten mit der breiten Grundlage eines Vermächtnisses von 100,000 Thalern anhebt, dann verjüngen sich die Summen und Kasten höher und immer höher, bis die Spitze mit einer kleinen Schatulle von 1000 Thalern abschließt.

Dies kindlich kunstlose Gedenkblatt rührte mich mehr als die polirte Steinsäule auf dem Osterwall mit dem feingebildeten Erzcapitäl. Es gibt uns den nüchternen, thätigen Bürger, den schlichten Mann voll Arbeitskraft, Wohlwollen und Gemeinsinn, und ich dachte dieser Bürger möge zugleich ein ächter Typus für den historischen Gesammtcharakter der ganzen Stadt seyn.

Aber nicht bloß der Stadt, er ist auch weiter ein niederdeutscher Typus. Die oberdeutschen Reichsstädte hatten ähnliche in Reichthum und Wohlthätigkeit großartige Gestalten, allein die gingen anders einher als der Crefelder mit seiner Schirmmütze. Und wenn ich nun vollends die ganze Mischung von Thatkraft, Nüchternheit, Gemeinsinn und naiver Geschmacklosigkeit zusammenfasse, wie sie aus dem lithographirten Bilde spricht, und den Tauf- und Familiennamen des Cornelius de Greiff dazu, so kann ich mich wiederum des Gedankens nicht erwehren, daß Crefeld eben auf dem Wege nach Holland liege.

4. Maasländisches Tuch und maasländische Holzschuhe.

Crefeld ist eine neue Stadt, und auch seine Betriebsamkeit, obgleich alterthümlicheren Gepräges als so manche Nachbar-Industrie an und für sich, doch nicht vom ältesten Datum. Allein das ganze Land, in welchem wir hier wandern, unser nördliches Gränzgebiet zwischen Maas und Rhein, ist altes Industrieland. Es war schon im früheren Mittelalter ein Sitz weitberühmter Tuchwebereien, später auch bedeutender Leinwandmanufacturen, und bildet in der Gewerbegeschichte gleichsam eine große industrielle Provinz mit Flandern und den angränzenden holländischen Gebieten.

Dieser culturhistorische Zusammenhang ist natürlich wiederum Wasser auf meine Mühle. Zur klaren Erkenntniß desselben ändern wir nur ein wenig unsern Beobachtungspunkt, indem wir uns von Crefeld um fünf Eisenbahnstationen vorwärts nach Goch versetzen und dann in Goch um fünf Jahrhunderte rückwärts in's Mittelalter. Dieses Goch, jetzt ein unbedeutender

Ort, war damals ein ähnliches Centrum für die Wollweberei zwischen Maas und Rhein wie heutzutage Crefeld für die Weberei in Sammt und Seide.

Bekanntlich stehen die Friesen als Tuchweber weit voran in der deutschen Gewerbegeschichte, der freie Friese wob für Kundschaft und Handel schon zu einer Zeit, wo bei andern deutschen Stämmen nur erst Frauen und Hörige für den nächsten Hausbedarf Gewebe bereiteten. Und diese Kunst der Friesen, im „Friestuch" auch sprachlich bezeugt, behauptete sich durch lange Jahrhunderte. Von der Veluwe herüber, im süd- und westfriesischen Lande an Rhein und Yssel, verbreitete sich die Wollarbeit auch in das fränkische Land zwischen Maas und Rhein, und da man beim ältesten Gewerbebetrieb jener Friesen auch sächsischen Einfluß annimmt, so kreuzt sich ein friesischer, sächsischer und fränkischer Weg sogar in der Tuchmanufactur. Nur möge man diesen friesischen Weg nicht mit unserm vorbeschriebenen längs der deutschen Nordseeküste verwechseln, denn in den dortigen Marschen wurde schwerlich viel Tuch fabricirt.

Im vierzehnten Jahrhundert blühte die Weberei in Gelderland; pannus mosanus, maasländisches Tuch, nannte man damals das Gewebe, welches im gelder'schen und clevischen Rhein-Maas-Dreieck verfertigt wurde; jetzt deutsche und holländische Städte wie Emmerich und Arnheim hatten ihre Weberstraße, Goch, Geldern und Venlo ihre bedeutende Weberzunft, und selbst auf den Dörfern ging damals der Webstuhl eben so fleißig, wie er heutzutage in den Bauernhäusern um Crefeld schlägt; lombardische Kaufleute saßen als Geldwechsler in Goch, und die weitgedehnten Haiden bei diesem Orte wie auf dem ganzen rechten Maasufer bis über Nymwegen hinaus dienten als Schafweiden der Wollerzeugung.

Heutigen Tages sind diese Haiden zumeist in Ackerland verwandelt, die Wollweberei von Goch nahm ab im sechzehnten Jahrhundert und erstarb im achtzehnten. Doch ist das Gedächtniß des ruhmreichen Gewerbfleißes der Vorfahren dort noch

immer nicht ganz erloschen. Nach dem Zeugnisse eines eifrigen Localforschers, des Dr. Bergrath, der in den Annalen des niederrheinischen Geschichts-Vereines über das „Wüllenamt" zu Goch geschrieben hat, erinnern sich noch einige alte Leute der letzten Tuchweber, und in scherzhaften Beinamen klingt das Andenken der alten Industriegröße auch weiter in der Umgegend nach: die Gocher heißen im ganzen clevischen Lande heute noch Goch'sche Weber, Goch'sche Spulkinder und der Pfarrer von Goch der Weberpastor.

Aber selbst das Ersterben der Wollweberei sollte den industriellen Zusammenhang des Landes mit Holland nicht sofort und völlig lösen. Am Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts kam in Goch, wenn auch nur für kürzere Zeit, die Leineweberei in Schwung, ein Absenker der berühmten holländischen Leinenindustrie, und als der dreißigjährige Krieg auch diesen Betrieb lähmte, wanderten Leineweber, Bleicher und Leinwandhändler großentheils nach Haarlem.

Crefeld und Goch liegen an der Niers, also im Maasgebiete, und das „maasländische Tuch" führte uns gleichfalls an die Maas und weit maasabwärts, dann auch über die Waal, durch die Betuwe und über den Rhein bis zur Veluwe. Als Münchner wurde ich in Crefeld aber auch noch durch ein anderes lebendiges Alterthum an die Maas geführt und maasabwärts, ja noch viel weiter über ganz Holland und Belgien und Nordfrankreich hinaus.

Im ersten Saale der Münchener Pinakothek hängt ein Bild Hans Schühleins. Es stellt den heiligen Servatius dar und zeigt linker Hand ein Wappenschild mit drei Holzschuhen, rechts eine Aufschrift, in welcher der Heilige also spricht:

„Zu Lüttich den Glauben leret ich
Servatius, do warff man mich
Mit Holzschuchen zutodt auff der fart,
Zu Mastric ich begraben wardt."

Ich ging eines Nachmittags durch die Straßen von Crefeld, als sich eben eine stark bevölkerte Elementarschule entleerte. Gleich einem Wasserfall stürzte die Kinderschaar die inneren Treppen herab und zur Thüre heraus, und polterte dann über's Straßenpflaster mit hunderttönigem Geklapper, denn die Kinder trugen fast allesammt Holzschuhe bis zu den Kleinsten, allerliebste Miniatur-Holzschuhe. Nun aber ging's an ein Wettlaufen und Balgen in der wimmelnden Schaar, und die Knaben sprangen und hüpften mit bewundernswerther Virtuosität in ihren Holzschuhen, fast so gelenk wie unsere Tänzerinnen, wenn sie ein niederländisches Holzschuh-Ballet tanzen. Einige Jungen vornehmeren Schlages trugen jedoch Lederschuhe, und gewannen's dadurch vor den Andern im Ringen und Laufen; es kam zum Streit: da zogen ein paar der entschlossensten ihre Holzschuhe aus, warfen sie den Lederbeschuhten zwischen die Beine, und die Holzschuhe flogen herüber und hinüber und wurde geschwungen als Geschoß und Handwaffe. Es war eine prächtige Rauferei, zum Malen schön, und alte Niederländer haben wirklich zum öfteren eine Prügelei mit Holzschuhen gemalt. Ich aber dachte nicht an Genremalerei, sondern an Hans Schühlein und den heiligen Servatius, welcher durch sein Martyrium das Maasland zum classischen Boden der Holzschuhe gemacht hat: hier stand ich jetzt auf maasländischem Boden, Mastricht und Lüttich sind nicht weit entfernt, ich stand an der Schwelle des Niederlandes. Und in der That merkte ich nun erst recht auf, wie der gemeine Mann, Alt und Jung, hier bereits Holzschuhe trägt.

Holzschuhe bezeichnen ein ebenes, feuchtes Land. In den Bergen kann man sie nicht tragen, und im trockenen mittelrheinischen Flachland gehen die geringen Leute barfuß. Für rechtes Sumpfland taugen die Holzschuhe aber auch nicht, man würde stecken bleiben, darum trägt der Bauer in den bayerischen Moosflächen hohe Wadenstiefel, und der kleine Knabe erscheint durch seine hohen Stiefel dem Fremden dort eben so komisch wie hier durch seine Diminutiv-Holzschuhe. Dann passen Holzschuhe aber

auch nicht für die fette, humusreiche Fruchtebene, der klebrige Boden würde sie Einem von den Füßen ziehen; also trägt auch der Ungar keine Holzschuhe, sondern Stiefel. Er trägt sie andererseits gleich dem Altbayern, weil er Pferdezüchter ist und am liebsten reitet. Man sieht, die Holzschuhe gedeihen nur in einer ganz bestimmten Art ebenen und wasserreichen Landes und setzen obendrein ein gewisses Phlegma des Volkscharakters voraus, welches sie dann ihrerseits wieder fördern und erhalten. Am besten paßt der Holzschuh einem Schiffervolk, in sandigem, wasserreichem, aber canalisirtem Lande, und so verkündet sein allgemeiner Gebrauch, daß wir bereits aus den Pforten des Binnenlandes getreten sind. Wir ahnen im Holzschuh die Meeresküste.

Wer übrigens die für's Gedeihen der Holzschuhe bereits so günstige Bodenbeschaffenheit Crefeld's aus der Ferne näher kennen lernen will, dem empfehle ich das einschlagende Blatt in v. Deckens trefflichem geognostischem Atlas des Rheinlands und Westfalens und dazu E. v. Schomburg's Monographie über die Schlacht von Crefeld. Hier besiegte nämlich Herzog Ferdinand von Braunschweig (am 23. Juli 1758) die Franzosen unter Clermont dadurch, daß er einen Fehler gegen die Grundregeln der Strategie beging. „Le plan du duc Ferdinand à la bataille de Crefeld est contre la règle," sagte Napoleon auf St. Helena. Denn der Herzog theilte seine beiden Flügel dergestalt, daß sich der Feind in den unverbundenen Zwischenraum hätte einschieben können. Trotzdem siegte der Herzog, weil er einerseits Charakter und Kampfweise des Gegners, dann aber auch die Bodenbeschaffenheit bei seinem schulwidrigen Plan meisterhaft in Rechnung brachte. Das Schlachtfeld bestand zum Theil aus einer großen Haide, dann aber aus Culturland, mit zahlreichen einzelnen Gehöften, die von Wassergräben umzogen sind, überhaupt aus einem Lande, welches durch Wasserrinnen, Hecken, bewachsene Dämme, zerstreute Wäldchen auf's bunteste durchschnitten wird, und durch Wege verbunden, die wegen der zur Seite lau-

fenden tiefen Wassergräben ein Ausweichen weder nach rechts noch links gestatten. Ein herrliches Terrain für Holzschuhe und für gewagte Manöver und kecke Handstreiche. Und so war es denn auch gerade dieser bei Neuß und Crefeld beginnende niederrheinisch holländische Uebergangsboden, durch dessen genaue Kenntniß und Benützung der Herzog einen theoretischen Fehler in den praktisch richtigen Griff verwandelte. Er hatte berechnet, daß die Crefelder Landschaft bereits auf dem Wege nach Holland liegt.

5. Aus der deutschen und holländischen Kirchengeschichte. (Kempen und Goch.)

Der Leser wird schon bemerkt haben, daß ich zunächst der Eisenbahnlinie Köln-Cleve folge. Jede Station bietet hier ein neues Interesse, und doch fügen sich diese zerstreuten, fremdartigen Dinge wieder ganz von selbst in unsern Gesammtplan. In Neuß fanden wir politische Geschichte, Kunst- und Literaturgeschichte, in Crefeld Gewerbegeschichte und Kriegsgeschichte; in Kempen, nur anderthalb Meilen weiter nordwärts, erwartet uns Kirchengeschichte — immer wieder im Zusammenhange mit Holland.

Thomas Hemmerken, der Sohn eines Bauern und Gürtlers, ward ihm Jahre 1379 oder 80 zu Kempen geboren, der Verfasser der „Nachfolge Christi.“ Der Vaterstadt dankte er den Namen Thomas von Kempen, doch könnte man in tieferem Sinne sagen, daß Kempen vielmehr dem Thomas seinen „Namen“ danke, indem *er* diese Stadt erst namhaft gemacht hat vor aller Welt. Es gibt viele Männer, große und kleine Größen, welche von ihrem Heimathsorte den Namen gewannen, später aber in ihrem Namen dem Orte selbst wieder einen rechten Namen gaben, nämlich einen bedeutsamen, weittragenden. Das Mittelalter und die Renaissance waren besonders reich an solchen namengebenden Männern, weil sich damals die Familiennamen vielfach erst aus den Ortsnamen bildeten oder umbildeten — in seltsamem Wechselspiel, denn in der ältesten Zeit hatten sich umgekehrt zahllose Ortsnamen aus Personennamen gebildet. Allein

auch in der Gegenwart gibt es Männer, welche sich wenigstens einen Beinamen von ihrem Heimathsorte nahmen und dadurch den Ort selbst erst in aller Leute Mund brachten. Das ist also eine sehr lange und bunte Reihe von Persönlichkeiten; denn sie reicht von Fiesole und Thomas a Kempis und weiter her bis auf Schulze-Delitzsch und Hoffmann von Fallersleben. Nur daß letztere sich nicht den Localnamen gaben, weil es an Familiennamen mangelte, sondern weil deren so viele geworden sind, daß ganze Massen derselben gar kein Unterscheidungszeichen mehr bieten.

Einen kleinen Tagemarsch nordwestwärts von Kempen liegt Goch und einen Nachmittags-Spaziergang ostwärts von Goch Calcar. Verbinden wir diese drei Punkte, so gibt es ein Dreieck, welches die Uebergangsnatur unsers Maas-Rheinwinkels in engem aber ziemlich vollständigem Auszuge umschließt. Diese drei Punkte sind aber auch verbunden durch drei Männer, welche eng zusammenhängend von ihnen die Namen trugen: Heinrich Eger von Calcar, Thomas von Kempen und Johannes von Goch. Heinrich von Calcar, ein halber Heiliger, leitete Thomas von Kempen auf jenen Weg der Ascese und des beschaulichen Lebens, wo er den Beruf fand, das Volk (nach Hase's treffendem Worte) „aus der römischen Kirche in die Kirche des Herzens zu führen." Johannes von Goch, der jüngste von den Dreien, gehört schon nicht mehr bloß wie Thomas zu den Männern der aufbauenden, sondern auch der protestirenden Reform, und schreibt gar manchen Satz von der „christlichen Freiheit" und von den „vier Irrthümern" des damaligen Kirchenthums, den Luther könnte geschrieben haben. Diese ganze vorbereitende kirchliche Bewegung aber hatte örtlich einen Ausgangspunkt und Zusammenhalt am Niederrhein gefunden in den Häusern der „Brüder vom gemeinsamen Leben." Diese Brüderhäuser verbreiteten sich von den Niederlanden über das nördliche Deutschland, und so finden wir in Goch schon seit 1365 einen Verein gemeinsam lebender Kleriker ähnlich dem Bruderhause zu Deventer, wie auch in den Städten Geldern und Goch eine Genossenschaft

der fratres lugentes, der niederländischen Lollharden, welche den Brüdern vom gemeinsamen Leben vorangegangen waren, und ein „Beginnenhof" bei Kamp erinnert heute noch an die gleichfalls den Niederlanden entsprungenen Beghinen, welche ihrerseits wieder den Lollharden zum Vorbild gedient hatten. Ortskundigere Forscher werden ohne Zweifel noch viel mehr Punkte der örtlichen Erinnerung nachweisen können, die uns hier den großen Zusammenhang der religiösen Bewegung von den Beghinen bis zu Johannes von Goch signalisiren, zugleich aber das Auge fortwährend von unserm deutschen Maasrheinwinkel auf die heutigen Niederlande lenkend.

Thomas von Kempen blieb nicht in seinem rheinischen Geburtslande; er zog auf den Agnesberg bei Zwoll in Oberyssel, wo er das stille aber so weittragende Wirken seines ereignißlosen Lebens entfaltete. In Deutschland stand seine Wiege, in Holland liegt sein Grab. Aehnlich Johannes von Goch, welcher das Kloster Tabor in Mecheln gegründet und dort die Arbeit seiner letzten vierundzwanzig Lebensjahre vollbracht hat. Wie darum Protestanten und Katholiken Anspruch auf beide Männer erheben, so andererseits auch Deutsche und Niederländer. Sie stehen im Uebergange zweier Länder und zweier Confessionen, und zwar derart, daß zu ihren Lebzeiten das Land noch gemeinsam deutsch war und die Kirche einheitlich, im Jahrhundert nach ihrem Tode aber hier wie dort die Trennung eintrat, und nun die Nachkommen Doppelansprüche an diese Männer erheben, welche die Zeitgenossen nicht geahnt haben. Holländische und deutsche Schriftsteller theilen sich namentlich in die moderne Specialliteratur über Thomas von Kempen. Insofern Thomas aber der erste Biograph des Gerhart Groot war und der Chronist des holländischen Stammbruderhauses zu Windesheim, gibt er selber uns einen Wink, wie die gegenseitigen Ansprüche Deutschlands und Hollands in den Thatsachen bereits geschlichtet seyen. Gerhard Groot, der berühmte Bürgermeisterssohn von Deventer, gab uns die still reformirenden Brüder vom gemeinsamen Leben, dafür gaben wir

Holland den Thomas von Kempen, der in der Lebensluft dieser Bruderschaften die Stellung als deutscher Mystiker gewann, welche ihn vor allen auszeichnet. Denn tiefer, phantasiegewaltiger und reicher im Geiste waren je nach ihrer Art die ältern Mystiker Eckard, Tauler, Ruysbroek, Suso, aber an volksthümlich praktischer, weittragender Wirkenskraft überragt sie alle doch Thomas von Kempen.

Wie über die Landsmannschaft des Thomas, so hat man auch über die Autorschaft seines berühmtesten Buches, der „Nachfolge Christi," gestritten und zuletzt gar zwei Thomas von Kempen entdecken wollen, wobei es sich dann fragte, welcher von beiden eigentlich der Rechte sey und jenes Buch geschrieben habe? Die Kemper aber meinen, das sey ihnen ganz gleichgültig, denn da beide von Kempen, so habe ihre Stadt doch jedenfalls den Rechten geboren.

Oertliche Erinnerungen an Thomas und Johannes haben sich weder in Kempen noch in Goch erhalten. Das begreift sich leicht bei Männern der stillen Geistesarbeit, vorab im Mittelalter, wo die Kluft zwischen Volksbildung und wissenschaftlicher Bildung viel breiter war als heutzutage. Doch gehörte wenigstens Thomas von Kempen zu den Männern, welche diese Kluft zu überbrücken begannen, auch hierin ein Vorbote Luther's. Und eben dadurch ward die ganze Stadt Kempen, welcher er einen Weltnamen schuf, wiederum zum örtlichen Erinnerungsmale seines Namens. Auf Johannes von Goch deutet nur noch eine längst verhallte, aus den Acten neuerdings wieder an's Licht gezogene Ueberlieferung in seiner Geburtsstadt. Noch im Jahre 1517 hieß ein Haus „Pupperserff," Puppers Erbe (Erff holländisch = Erbe) nach seinem Namen, welcher ursprünglich Pupper oder richtiger Capupper lautete. Jener Hausname verschwand aber auch bald wieder, denn die Familie, wohlhabende und angesehene Leute, zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in dem gewerbfleißigen Städtchen eingewandert, soll gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bereits wieder von dort hinweggezogen seyn. Jetzt

kann man die Stätte nicht mehr finden, wo Pupperserff gestanden hat.

6. Boden und Landschaft bei Geldern.

Zwischen Kempen und Goch liegt die Stadt Geldern, der Stammsitz der einst so mächtigen Herzoge, die namengebende Stadt für eine jetzt zum größeren Theil holländische, zum kleinern deutsche Provinz.

Man erwartet demnach wohl auch architektonische Denkmale, Trümmerzeichen des alten Dynastenhauses der Grafen und Herzoge von Geldern, zu finden, welche bis 1343 hier residirten. Allein darin täuscht man sich, es müßte denn Jemand, wie es anfangs meinem ungeübten oberdeutschen Auge erging, das Mauerwerk der verlassenen großen Windmühle an der Wallpromenade für einen thurmartigen Ueberrest des mittelaltrigen Gelderns halten. Das bedeutendste historische Denkmal der Stadt ist ohne Zweifel ihr Name. Lediglich um dieses Namens und der damit verknüpften alten Geschichte willen dürfen die Holländer es bedauern, daß die unscheinbare Stadt Geldern jetzt innerhalb der deutschen Gränzen liegt. Die Einwohner sprechen übrigens diesen Namen noch nach der holländischen Schreibart „Geldre," wie man hierzuland auch nicht Cleve, sondern „Kleef" spricht, und nicht Xanten, sondern Santen (Sanctum bei Widukind II., 17, Santen im Nibelungenliede), ganz wie es die Holländer schreiben.

Für den Mangel denkwürdiger Trümmer entschädigt jedoch angesichts unsers Wanderzieles die moderne Physiognomie der Stadt und der Charakter der umgebenden Landschaft; denn beide zeigen unverkennbar, daß wir Holland um ein gutes Stück näher gerückt sind.

Geldern ist eine nüchterne Landstadt mit breiten stillen Straßen und kleinen Häusern, die größtentheils zu sauber sind, um von Armuth zu zeugen, und zu beschränkt, um Reichthum zu verrathen, zu altmodisch, um elegant zu seyn, und zu neu, um irgend malerisch anzusprechen. Also ein vollkommenes Bild der

Prosa und des Mittelmaaßes. Die gothische Hallenkirche aus Backstein mit auffallend breiten Seitenschiffen, doch stattlicher Perspective des Innern, zeigt bereits nächste Verwandtschaft mit den holländischen Architekturen. Sie setzt wenigstens einen bestimmten Drucker auf den blassen niederrheinisch-niederländischen Localton der inneren Ansicht der Stadt.

Aber noch klarer wirkt in diesem Betracht die Staffage, welche wir am Sonntag vor der Kirche erblicken. Es sind da bunte Gruppen von Landleuten versammelt. Scharf und bedachtsam prüfen sie die augenfällig seltene Erscheinung des Reisenden von Kopf zu Fuß, doch Niemand redet ihn an. Der Gelderländer ist neugierig mit den Augen, nicht mit dem Munde. Er erscheint uns schweigsam, schwer beweglich, dem noch viel gemessenern Holländer dagegen gilt er für lebendig. Wie Gestalten aus vergangener Zeit rauschen die Frauen an uns vorüber in schwarzen Kleidern von schwerem Seidenstoff, geziert mit mancherlei Goldschmuck und vorab mit einem goldenen Kreuze auf der Brust, und die rothwangigen Gesichter schauen aus breiten blüthenweißen Sonntagshauben, hinten mit Spitzen besetzt, welche die Nähe Brabants verkünden, und die schönsten dieser Hauben sollen wirklich Brabant gesehen haben und mit sieben Thalern nicht zu theuer bezahlt seyn. Leider fehlen neben diesen Frauengestalten die bedächtigen, schwarzbemäntelten Männer „mit weißen Halskrausen und Ehrenketten und langen Degen und langen Gesichtern," sonst würden wir ganz in jene Vision einer altniederländischen Stadt versetzt, wie sie Heine in seinem „Seegespenst" gemalt hat. Allein wie die Frauen überhaupt treuer sind als die Männer, so haben auch bloß die Bäuerinnen von preußisch Gelderland Costümtreue bewahrt, die Bauern sind neumodisch geworden.

Ich sage preußisch Geldern, ich könnte ebensogut österreichisch oder spanisch Geldern sagen, und die goldenen Kreuze am Halse der Frauen reden heute noch von der alten spanischen Zeit. Volkstrachten haben, abgesehen vom malerischen Reize, meist nur

tiefere Bedeutung als Wahrzeichen des socialen Volkscharakters; selten erinnern sie an die politischen Schicksale des Landes. Dies ist hier der Fall. Die Tracht dieser geldrischen Frauen ragt fremdartig in das preußische Rheinland; indem wir aber ihrem zeitlichen und örtlichen Ursprunge nachdenken, zieht jenes großartige Wechselspiel der Gebietsherrschaft an unserm Geiste vorüber, welchem diese Gegend zwischen Maas und Rhein im Laufe der Jahrhunderte preisgegeben war. Es ist ein Wechselspiel ohne Gleichen. Manche kleine Länder haben vielleicht noch öfter ihre Herren gewechselt, allein ich kenne kein deutsches Land, das so fremdartigen und verschiedenen Herren unterworfen und von einer europäischen Macht zur andern, von einem nationalen Centrum zum andern hin und hergezerrt worden wäre. Lothringisch, unter eigenen Dynasten, burgundisch, österreichisch, niederländisch, spanisch, französisch, preußisch mußte Obergeldern, seine Hauptstadt in Madrid, Brüssel, Wien, Paris, Berlin suchen; immer eine Gränzprovinz, lag es bald an der Ost- bald an der Westgränze eines großen Staates, und ist doch immer gut deutsch geblieben.

Als Stammsitz der Herzoge von Geldern führt uns die unbedeutende Stadt mit dem berühmten Namen in jenen mittleren Strich der Niederlande, wo das Feudalwesen überwucherte und unter dem Einflusse der Ritter und Herren weder ein altdeutsch selbständiges Bauernthum sich behaupten konnte, wie im friesischen Norden, noch ein großartiges Städteleben aufkam, wie im belgischen Süden. Es ist darum ein neckisches Spiel der Geschichte, daß heute in der preußischen Stadt Geldern die Alleen auf den niedergelegten mittelaltrigen Wällen mit Plakaten versehen sind, auf welchen ein Graf aus einem alten westfälischen Geschlechte als Bürgermeister von Geldern die Anlagen dem Schutze des Publikums empfiehlt.

Diese Anlagen überraschen uns aber auch in anderer Weise: durch eine stattliche Allee hochschüssiger Buchen. Im innern Deutschland ist die Buche als regelrechter Alleebaum unerhört;

nur im feuchten Niederungslande mag der harte, eigensinnige Waldbaum zu so gleichmäßig schlanken Stämmen mit oben breit schattendem Laubdach nach Pfahl und Schnur herangezogen werden.

Noch lebendiger zeigt sich dieser Charakter des Wasserlandes bei einem Gange vor die Stadt. Gärten, von kleinen Wassergräben rings umrahmt, mit Portalen und Schattengängen von barock verschnittenem Taxus geschmückt, verrathen bereits die Nähe Hollands. Hinter den Gärten beginnen frische Wiesen, und am jenseitigen Wiesensaume lockt ein hoher Eichwald. Wir eilen hinüber, um dort im Schatten zu lagern, aber am Rande angelangt, entdecken wir erst, daß auch der Wald rings von einem breiten Wassergraben umzogen wird; wir gewahren eine kleine, höchst zierliche Brücke, allein sie ist durch eine ebenso zierliche Gatterthüre abgesperrt, und daneben steht eine Tafel mit der Aufschrift „Privatweg." Ein Gärtner, welcher eben den Waldpfad mit dem Rechen bearbeitet, erlaubt uns übrigens einzutreten. Das Innere des Wäldchens ist wieder von zahlreichen kleineren Wassergräben rechtwinkelig durchschnitten, so daß wir uns streng auf dem sauberen Wege halten müssen; wir suchen vergebens den Wald im Walde, denn zum Wald gehören nicht bloß Bäume, sondern vor allen Dingen auch Wildniß und Freiheit. Zwar gibt es auch noch wirklichen Wald an dieser deutsch-holländischen Gränze, aber er kommt nur da, wo Bodenplastik und Landschaftscharakter ausnahmsweise einmal nicht holländisch sind, und gerade das Flachland an der Niers zeichnet sich aus durch sein herrliches Grün und seine großen Baumgruppen, welche täuschende Coulissen eines Waldes, aber keinen wirklichen Wald bilden. Gar oft winkt von fernher solch scheinbarer Wald, kommt man aber näher, so ist es nur eine Zeile dicht verwachsener Bäume längs eines Canals, und sucht man Rast in ihrem Schatten, so fällt derselbe ganz gewiß jenseit des Wassers. Setzte ich mich doch bei Kevelaer, nachdem ich lange von Baumgruppe zu Baumgruppe gegangen und immer wieder in der eben bezeichneten Weise getäuscht worden war, zuletzt derart am

Wasserrande nieder, daß ich Schuhe und Strümpfe auszog und die Füße in's Wasser hängen ließ, weil ich einzig in dieser Stellung ein ordentliches Stück Schatten genießen und das Kevelaerer Wallfahrtsbüchlein, welches ich mir zur Nachmittagslectüre in die Tasche gesteckt, mit Behagen studieren konnte. Erst weiter westwärts gegen das Haideland zur Maas hinüber gab es wieder trockenen Schatten.

Wald- und schattenloses Land verdrießt den ächten Fußgänger nicht, aber durch ein waldgrünes Land zu wandern, welches mehrentheils nur den täuschenden Schein von Waldesfreiheit und Waldesschatten bietet, das ist verdrießlich. Früher war es auch in diesen Niederungen anders, sie besaßen großen, ächten Wald: allein die Zeit ist längst vorbei, wo (im 13. Jahrhundert) auf einem Hofe bei Crefeld noch die Pflicht lastete, daß der Bauer alljährlich zum Domkirchweihfest nach Köln eine Kuh und ein Wildschwein liefern mußte, und wenn man jetzt etwa in Crefeld oder Geldern einen Rehbraten ißt, so stammt er aus dem Reichswalde bei Cleve, das heißt aus jenem Hügellande, wo die Gegend zum Schlusse noch einmal mitteldeutsch wird und ächten Wald gewinnt.

Das städtereiche rheinische Holland ist ein Land des ausgetheiltesten Privateigenthums. Wer gleich mir die unbegränzte Wegfreiheit des bayerischen Hochgebirges gewöhnt ist, wo Wald und Wiese und Feld, ja selbst der Durchgang durch Hof und Garten dem Fuße des Wanderers offen liegt und die Schonung fremden Eigenthums zunächst dem allgemeinen Billigkeits-Gefühle anheimgegeben bleibt, dem schmeckt es freilich schlecht, sich überall auf einen Weg gebannt zu sehen, ja nicht einmal jeden Weg gehen zu dürfen. Zwar steigt die Zone der Flurschützen und Feldwächter hoch nach Süden hinauf, denn sie beginnt überall da, wo Obst- und Weincultur herrscht und intensiver, wohl gar gartenmäßiger Feldbau und Stallfütterung. Wo man dagegen überwiegend Wiesland mit Weidevieh sieht, da erwartet der denkende Mensch Wegfreiheit und wenige oder gar keine Flur-

schützen. Allein wenn zahlreiche Verkehrslinien solches Weideland kreuzen und das Privateigenthum an Grund und Boden seit alter Zeit scharf ausgemessen war, dann schwindet der freie Weg auch bei Wald und Wiese.

Dem gemessenen Wege des Menschen entspricht der gemessene Weg des Viehes in unserm Gränzstrich. Wer mit dem flüchtigen Dampfwagen durch die Landschaft fährt, der sieht hier schon überall frei weidende Kühe, prächtige Thiere von bunten Farben, rechte Holländer-Kühe. Aber bei langsamerem Gang entschwindet dem genauer betrachtenden Auge ein gut Stück ihrer Freiheit. Nicht nur daß die Wiesen durch Hecken und Gräben begränzt sind, auch auf engere Bezirke ist das Weidevieh wiederum durch gespannte Dräthe abgesperrt. Darum trägt es auch keine Glocken, denn wenn sich die Kuh nicht verlaufen darf, dann braucht sie auch nicht zu läuten. (Dagegen läuten die Fuhrmannspferde hier zu Land). Von jener Romantik unseres Hochgebirges, wo man Nachts mitten auf offener Landstraße wider ein paar schlafende Pferde prallen kann, oder auf gangbarstem Fußsteige plötzlich in Zwiesprach mit einem einsam lustwandelnden Stier geräth, der brummend seinen dicken Kopf schüttelt, indem er uns den schmalen Weg vertritt, — von solcher Romantik habe ich hier keine Spur gefunden. Gras'ten einzelne Kühe ja an der Landstraße, dann sah ich sie am langen Strick gehalten, der wohl um so fester seyn mußte, da der Führer in Holzschuhen zu nicht ganz gleichem Wettlauf gerüstet gewesen wäre. Ich dachte dabei unwillkürlich an die sinnreiche Methode die mein Hauswirth in Brunnbüchel bei Kreut einschlägt um seine in den weiten Wäldern verlaufene Kühe möglichst rasch wieder aufzuspüren. Er wartet ab bis wenigstens eine Kuh von selbst wieder heim kommt, jagt sie dann sofort wieder in den Wald zurück, und schreitet spähend und horchend hinter ihr d'rein; denn er weiß sicher, daß sie ihm zeigen wird, in welcher Wildniß auch die Uebrigen zu finden sind. Diese Wegfreiheit sogar für's liebe Vieh eröffnet uns eine weite culturgeschichtliche Perspective. Sie ist nur denk-

bar, wo es keinen nennenswerthen Feldbau mehr gibt und der Holzwuchs auch des üppigsten Waldes nur äußerst karg rentirt; ferner setzt sie voraus entweder weit verstreute Hofsiedelungen oder bei kleineren Weilergruppen eine eigenthümliche Gütergemeinschaft, welche in einzelnen Fällen noch darin besteht, daß Wald- und Weideland Gemeingut des Weilers ist, ein Besitzunterschied aber doch derart sich abstuft, daß der größere Bauer mehr Vieh, der kleinere weniger zu halten berechtigt ist. Das kann dann weiden wo es will, und morgens und abends kommt es zum melken pflichtlich schon von selbst an's Haus. Ja sein Erscheinen ist oft der einzige regelmäßige Zeitmesser des primitiven Hirtenvolkes.

Der wirthschaftsgeschichtliche Gegensatz zwischen den weidenden Kühen Hollands und des Niederrheines und andererseits unserer inneren Alpenthäler lockt aber auch zu einer kunstgeschichtlichen Parallele. Die alten Holländer malten das Vieh meist in der Ruhe oder doch nur in lässiger Bewegung; die neueren schweizerischen und oberdeutschen Thiermaler hingegen stellen es mit Vorliebe in der Leidenschaft, oder auch im grotesken Spiel, in seiner humoristischen Tölpelei dar, sie charakterisiren und dramatisiren, während Jene mehr ruhige Stimmung gaben. Dieser Grundunterschied erklärt sich meines Erachtens nicht bloß daraus, daß der Oberdeutsche bewegterer Natur ist als der Niederländer, und darum geneigter das Bewegte zu gestalten, und daß andererseits die moderne Kunst überhaupt affectvoller geworden ist. Der Münchener Maler hat das Thier in seiner Freiheit zum Vorbilde, der Niederländer das Thier, welches gleich seinem ganzen Land von Schranken und Gränzwehren umstellt ist, innerhalb derselben aber durch den täuschenden Schein behaglicher Freiheit anmuthet.

Mächtiger vielleicht wirkt aber noch ein anderes Verhältniß des Thieres zur Landschaft. Auf der weiten ebenen Wiesenfläche Hollands heben sich die scheckigen Kühe als der einzige plastische Gegenstand ab, der Form und mannichfaltiges Colorit in die

einförmige Scenerie verwebt, sie erscheinen in ihrem trägen Behagen selber wie ein landschaftliches Naturgebilde, erfüllen schon in ihrer Ruhe höchst bedeutsam den Vorder- und Mittelgrund und machen eine solche Wiesenlandschaft überhaupt erst malenswerth. Es ruht die Gegend mit dem Vieh. In den Alpen dagegen ist selbst bei dem fragmentarischen Hintergrund eines Viehstückes die Natur so gewaltig und reich in Form und Farbe daß sie das Vieh erdrücken würde, wenn man es bloß in seinem passiven Daseyn als einen Theil der Landschaft behandelte. Berg und Wiese und Wald haben da für sich schon dramatische Bewegung, und die Thiere treten erst kräftig und harmonisch hervor, wenn der Künstler auch sie in selbständige Handlung setzt und durch den Reiz psychologischer Effecte dem landschaftlichen Aufbau überordnet.

7. Drei Wunder von Kevelaer.

Jeder gebildete Deutsche kennt die Wallfahrt nach Kevelaer — aus Heine's Gedichten. Von Kevelaer selbst erfährt er dort freilich nichts. Denn obgleich Heine gar wohl die Kunst verstand, in drei Zeilen eine Oertlichkeit zu zeichnen und Localtöne aufzusetzen, so hat er es diesmal doch verschmäht, und die rührende Geschichte, welche er von seiner Wallfahrt erzählt, könnte ebensogut bei jedem andern Gnadenbilde spielen als bei der Muttergottes von Kevelaer. Es führt aber diese Madonna einen unterscheidenden Namen vor andern Madonnen, sie heißt die Trösterin der Betrübten, „Consolatrix afflictorum," wie an ihrer Kapelle zu lesen steht, und so gehört denn Heine's Geschichte doch eben gerade nach Kevelaer: die consolatrix afflictorum war es, welche dem Jüngling die Hand auf's kranke Herz legte, um es zu heilen — durch den Frieden des Todes.

Uebrigens ist Kevelaer auch ohne Heine's Verse einer der merkwürdigsten deutschen Wallfahrtsorte, und ich rechne es zu meinem besondern Reiseglück, daß mir's vergönnt war, einen

ganzen schönen Augustsonntag dort zu verweilen, als gerade die Wallfahrer zu Tausenden von allen Seiten zusammenströmten.

Kevelaer hat eine Kapelle, vier Kirchen und beiläufig dreitausend Einwohner. Ich setze gegen alle geographische Regel die Kirchen vor die Einwohner und die Kapelle vor die Kirchen; denn ohne die Kapelle wären weder so viele Kirchen da noch so viele Einwohner, und Kevelaer wäre ein ganz obscures kleines Dorf. Diese sechseckige Kapelle stehet aber mitten im Orte auf einem mäßig großen freien Platze. Hier und in den nächstliegenden Straßen sammelt sich das ganze wogende Menschengewimmel.

Es war ein prächtiger Anblick. Der Platz von hohen, schlanken Bäumen überschattet, deren Wipfel in den wolkenlosen Himmel ragten, rechts im Vordergrunde die große gothische Wallfahrtskirche, ein schöner dreischiffiger Neubau, daneben die Beichthalle und das Gebäude des Oratoriums mit der sinnigen Aufschrift: Christo peregrinanti in terris, links die alte Pfarrkirche, in der Mitte die Gnadenkapelle, im Hintergrund eine Reihe schmaler kleiner Giebelhäuser, ächt holländisch mit den lebhaftesten Farben gemalt, dann im Vordergrunde verstreut Buden mit Heiligenbildchen, Rosenkränzen, Wallfahrtsbüchlein und allerlei anderer bunter Waare — und nun der ganze Raum erfüllt von Andächtigen, die zu Hunderten betend auf den Knieen liegen oder in großen Chören singen, zu den Kirchen aus- und einströmen, und selbst im äußern Ring des Platzes langsam, gemessen, fast lautlos durcheinanderwogen. Das ganze formenreiche Bild belebt sich dazu durch eine wahre Pracht derb contrastirender Farben, wie sie kein Maler schöner und gesättigter zusammendichten kann: die grünen Bäume, der blaue Himmel, der lichte Steinton der neuen Kirche, der dunkle, geschwärzte der alten, die heiteren Farben der Wohnhäuser, und dazu die bewegte Menge, fast ganz in Schwarz gekleidet, vorab die Frauen im glänzend schwarzen Seidenkleid, von welchem sich mancherlei Goldschmuck und die weißen breiten Brabanter Hauben wundervoll abheben.

Weit auffallender als die grellen Farbengegensätze hier an

der Schwelle der Niederlande, wo sonst Landschaft und Staffage vielmehr in abgedämpfte Mitteltinten getaucht ist, erscheint dem Süddeutschen jedoch ein anderer Contrast: daß eine so gedrängte Menschenmasse so stille seyn kann und daß die Straßen so vollgepfropft von Menschen sind und die Wirthshäuser so leer. Ich ging aus dem Gewühl der Kirchen und Straßen in das beste Gasthaus zum Mittagstisch: dort war es so leer wie anderswo in der Kirche bei einer Nachmittagspredigt. Wir setzten uns etwa zu Zwölfen zur Tafel, der Wirth und die Wirthin führten patriarchalisch den Vorsitz, ein kleines Töchterchen servirte, Jeder sprach im Stillen sein Tischgebet; die meisten Anwesenden waren Wallfahrer. Man hatte durchaus den Eindruck, als ob man in einer ehrbaren Bürgerfamilie vom guten alten Schlag zu Gaste sey. In den geringeren Wirthshäusern ging es wohl etwas lebhafter zu; allein auch dort waren auffallend wenige Leute im Vergleich mit dem Menschenstrom, welcher vor den Fenstern auf und abfluthete. Ich dachte an manche oberdeutsche Wallfahrt, wo es mit zur Würze des Tages gehört, daß man im erdrückenden Knäuel der durstigen Andächtigen eine halbe Stunde lang um einen Krug Bier oder eine Wurst kämpfen muß; in der Kirche wird das Adagio gespielt und nebenan im Wirthshause folgt dann der Menuett wie in einer richtigen Symphonie, heller volksfestlicher Jubel mit Trinkgelagen und Kegelparthien; am Morgen zerschlagene Herzen und am Abend zerschlagene Köpfe. Und endlich des Nachts das gemeinsame Uebernachten halber Gemeinden, Mann und Weib, in Scheunen und eigens aufgebauten Bretterhütten, wo die malerische Confusion zu Zeiten auch in etwas moralische Confusion übergehen soll. Ich sage, das kommt bei oberdeutschen Wallfahrten manchmal vor und verwahre mich dagegen, daß man mir dieses „manchmal" für „immer" lese, denn man kann heutzutage nicht deutlich genug schreiben. Die Regel bleibt aber doch der heitere volksfestliche Charakter, welcher sich im Süden mit dem ascetischen Werke der Wallfahrten verbindet. Das ist nun in Kevelaer ganz anders, wie uns auch

im dortigen Wallfahrtsbüchlein gedruckt versichert wird. Große Processionen kommen und gehen, ohne im Orte weiter einzukehren, sie bringen ihren Proviant selber mit, und den Zug beschließen mit Linnen gedeckte Wagen, in welchen die Müden unterschlupfen können. Längs der Wände des Schiffes der neuen gothischen Kirche aber hat man umlaufende Bänke angebracht: dort rasten nachmittags Hunderte von Wanderern beschaulich in langen Reihen, und diese stille Rast in der schweigenden Kirche kam mir fast frommer vor als das laute Singen und Beten draußen unter den Bäumen vor der Kapelle.

Es ruhet ein puritanischer Geist auf der Wallfahrt von Kevelaer, und der lautlose Ernst der gläubigen Menge erinnert uns daß wir hier schon auf dem Boden der ehemaligen spanischen Niederlande stehen, während uns das tirolische und südbayerische Wallfahrtsgetümmel gar leicht über die Berge in das benachbarte Italien entrückt.

Jene ächt niederdeutsche gemessene Haltung des Volkes bei einer katholischen Wallfahrt war für mich das erste Wunder von Kevelaer.

Das zweite fand ich in der Geschichte des Gnadenbildes selber. Die Muttergottes von Kevelaer entstammt dem dreißigjährigen Kriege. Sie ist nichts weiter als ein Papierblatt mit der Abbildung der Muttergottes von Luxemburg, welches ein hessischer Soldat im Jahre 1642 von dort herüber gebracht hatte. Ursprünglich auf eine Holztafel geklebt, wurde das Bild später mit einem vergoldeten Silberrahmen und anderem kostbarem Schmuck umgeben. Allein obgleich das Wunderbild von so gar unscheinbarem Stoffe, ja nur die Copie eines anderen war, und obgleich die Kriegsfurie das kleine Kevelaer erst 1635 schrecklich heimgesucht und noch im vorgedachten Jahre 1642 selber in nächster Nähe (Schlacht bei Kempen am 7. Januar) getobt hatte, so strömten doch alsbald Tausende von Gläubigen herbei und der Zulauf der Pilger wuchs dergestalt rasch, daß schon am 22. Oct. 1643 der Grundstein zu der jetzigen großen Kapelle gelegt werden

konnte und schon 1646 Oratorherren von Mecheln hierher zogen, um die Wallfahrt zu leiten und sich dauernd in Kevelaer anzusiedeln. Solch rasches Aufblühen in solcher Zeit erscheint mir eigentlich als das merkwürdigste Wunder des Bildes und gibt zugleich einen höchst bedeutsamen Wink für die Charakteristik des Volkes dieser Gegend.

Wie die Muttergottes selber aus Luxemburg herübergebracht wurde, so scheint im ersten Jahrhundert auch die größere Schaar der Pilger aus dem heutigen Holland gekommen zu seyn, in der Liste der älteren Mirakel finden sich viele holländische Namen, und die Wallfahrtsbüchlein sind von 1647 bis zur französischen Revolution sämmtlich in holländischer Sprache verfaßt, obgleich Kevelaer doch schon seit 1713 politisch zu Preußen gehörte. Allein kirchlich gehörte es zum Bisthum Roermonde (jetzt zu Münster), und auch heutigen Tages ziehen noch immer zahlreiche Wallfahrer aus dem benachbarten Brabant und aus holländisch Geldern nach Kevelaer, es wird ab und zu holländisch gepredigt und das auf einige Beichtstühle mit Kreide geschriebene Wort „hollandsch“ erinnert uns, wie nahe wir bereits der Gränze gekommen sind.

Das dritte Wunder von Kevelaer ist ein politisches und kann weit sicherer rationell erklärt werden als die kirchlichen. Kevelaer fiel durch den Utrechter Frieden 1713 an Preußen, und im sechsten Friedensartikel ist den Bewohnern des ehemaligen Oberquartiers Geldern die katholische Religionsübung sammt den öffentlichen Prozessionen und Wallfahrten nach althergebrachter Weise ausdrücklich gewährleistet. Als nun im Jahre 1714 König Friedrich Wilhelm I. von Preußen in dieses neuerworbene Gebiet und auch nach Kevelaer kam, ließ er sich eine Schachtel voll Rosenkränze schenken, betrachtete dann die großen zum Opfern bestimmten Kerzen und wählte die größte für sich selber aus, um sie darzubringen und, wie er vor vielen Hundert Menschen sagte, „anzünden zu lassen zu Ehren der seligen Mutter Gottes.“ Dann forderte er den erstaunten Superior der Oratorherren auf, sich eine Gnade zu erbitten. Derselbe bat zunächst um Schutz für

Kevelaers kirchliche Privilegien, worauf der König sprach: „Protegam, fovebo, manutenebo!“ Das war preußische Realpolitik, und wo es galt in einem neuerworbenen Lande festen Fuß zu fassen, da opferte der reformirte Fürst die größte Kerze zu Ehren eines wunderthätigen Muttergottesbildes, dachte aber bei den lakonischen drei Worten neben den Privilegien von Kevelaer ohne Zweifel auch in anderem Sinne an ganz preußisch Geldern und an seinen neuen Besitz des Landes: protegam, fovebo, *manutenebo!*

Im Jahre 1738 kam derselbe König noch einmal nach Kevelaer, begleitet von dem Kronprinzen (Friedrich II.); damals nahm er nur einige Dutzend Rosenkränze und Gebetbücher mit zum Geschenk für seine Lieblinge, für lange Soldaten, natürlich katholischen Glaubens. Als im neunzehnten Jahrhunderte wiederum ein künftiger König von Preußen, der Kronprinz Friedrich Wilhelm (1833) Kevelaer besuchte, opferte er keine Kerze mehr, sondern betrachtete nur das Gnadenbild, die Kerzen und das Wappen seines Ahnherren und erwies sich, wie der Bericht lautet, „sehr freundlich und wohlwollend.“ Politische Mirakel waren damals in der That nicht mehr nöthig, preußisch Geldern gehörte bereits zu den „älteren Provinzen.“

Merkwürdigerweise gehen auch die im Wallfahrtsbüchlein (von 1858) verzeichneten kirchlichen Wunder des Bildes genau nur bis zur französischen Revolution. Der Verfasser, Pfarrer Krickelberg, erklärt uns dies dadurch, daß bis 1788 nun eben Wunder genug beglaubigt worden seyen, und daß derjenige selbst wunderlich sey, der noch weitere Wunder fordere. Es scheint also eine Oekonomie der Uebernatur zu geben, ähnlich wie eine Oekonomie der Natur, welche, wie bekannt, ja auch nichts Ueberflüssiges macht. Demgemäß wurde dann auch die preußische Politik neuerdings haushälterisch in Wundern — namentlich frisch annectirten Ländern gegenüber.

Sechstes Kapitel.

Die Höhenstraße von Xanten nach Nymwegen.

1. Sage und Geschichte.

Ich verlasse die neue Eisenstraße, welche uns durch das Tiefland der Erft und Niers hart an die Maasgränze führt, und verfolge vom Rheine herüber noch die Richtung der alten Römerstraße, die auf einem flachen Höhenzuge von Xanten über Cleve nach Nymwegen ging. Diese Linie ist in doppeltem Sinne von der Natur vorgezeichnet, einmal durch die Hügelkette, dann durch eine Strecke des ehemaligen Rheinlaufes am Fuße der Hügel, das sogenannte „Kirmesdael."

Hier ragt deutsche Landschaft und deutscher Städtecharakter am tiefsten westwärts in's Niederländische hinein, während umgekehrt auf dem bisher beschriebenen Wege holländische Art am weitesten in deutsches Land vorgreift.

Drei Städte fesseln hier besonders unsere Aufmerksamkeit; eine jede derselben liegt auf einer Anhöhe und bietet einen charaktervollen Aussichtspunkt, welcher je ein anderes geographisches Gebiet beherrscht: vom Thurme der Victorskirche in Xanten überblicken wir den untersten deutschen Rheinlauf; vom Schwanenthurm der Burg zu Cleve schauen wir hinüber zur Schenkenschanze, dem (wenigstens historischen) Theilungspunkte des holländischen Rheindeltas; von der Trümmerstätte der alten Kaiserpfalz zu Nymwegen liegt die Betuwe vor unserm Auge

gebreitet, die alte Bataver-Insel zwischen Waal und Leck. Aber auch drei Fernsichten anderer Art erschließen sich uns beim bloßen Klang des Namens dieser drei Städte: bei Xanten gedenken wir der deutschen Heldensage im Nibelungenlied, bei Cleve der ritterlichen Dichtung im Lohengrin, bei Nymwegen steigen mächtige Kaisergestalten der Karolinger- und Salierzeit vor unserm Geiste empor.

Xanten steht auf uralt fränkischem Boden und war früher schon der Sitz fränkischer Großer. Als Colonia Trojana (nicht Trajana, denn eine Römercolonie war hier wohl nicht vorhanden) führt es uns zu jenem merkwürdigen, oft belachten zweiten Kapitel des Fredegar, wo die Franken als Sprößlinge der flüchtigen Trojaner geschildert werden, die sich nach langer Irrfahrt am Ufer des Rheines niederließen, „und begannen unfern des Flusses nach dem Muster von Troja eine Stadt zu bauen, die sie auch Troja nannten.“ Die seltsame Sage klingt dann weiter durch's ganze Mittelalter.

Erinnert Xanten uns Deutsche an eine dunkle Stammsage, so sieht der Holländer in dieser Stadt eine Gedenkstätte aus der ältesten Geschichte seines Volkes. Er sucht nicht die Colonia Trojana, sondern die Castra vetera in oder bei Xanten, berühmt durch die Freiheitskämpfe der Bataver unter Civilis gegen die Römer. Und wenn diese Erhebung zunächst auch mißlang, so erblickt der patriotische holländische Historiker in ihr doch ein großartiges Vorbild der Freiheitskämpfe, welche sein Volk anderthalbtausend Jahre nachher siegreicher gegen ein anderes weltbeherrschendes Reich gefochten hat und vergleicht beide Revolutionen, geistreich spielend, wohl gar im Einzelnen, wozu schon Schiller den Weg deutete.

Das erste Abenteuer des Nibelungenliedes führt uns nach Worms zu Chriemhild, das zweite nach Xanten zu dem jungen Siegfried — „der stark- Sîfrit, der helt von Niderlant,“ wie der Text sagt. Worms und Xanten liegen weit auseinander, jenes bei den „Burgonden,“ dieses im „Niederlande,“ Chriem-

bild und Siegfried konnten wohl von dort und hier zusammenkommen, aber man sollte meinen, zwischen den beiden Orten selbst sey kein weiterer Zusammenhang. Dennoch ist dem also. Die moderne Forschung entdeckte Urkunden (sie sind schon bei Schannat und in Würdtwein's historischen Subsidien abgedruckt) aus dem Jahre 1237, also nicht viel jünger als der Zeitpunkt, in welchen wir die gegenwärtige Redaktion des Nibelungentextes setzen, denen zufolge die Xantener Victorskirche in der wormser Gegend begütert war und vermuthlich die Victorskirche zu Guntersblum bei Worms gegründet hat. Der hl. Viktor von Marseille, der Sieger, als Drachentödter abgebildet, erinnert aber selbst wieder in Name und That an Siegfried, den Drachentödter, und bekanntlich führt auch die Stadt Worms einen Lindwurm als Schildhalter ihres Wappens. Welch räthselhafter Dämmerschein von Sage und Geschichte der Nahes und Fernes mit gleichem Farbentone übergießt, nicht aufklärend, sondern verwirrend und die Phantasie verlockend zum keckſten Spiele! Und dennoch ruht im dunklen Hintergrunde wieder etwas mehr als bloßes Phantasiespiel. Mancherlei alter Verkehr zwischen Xanten und Worms ist nachgewiesen; das Kloster Lorsch z. B., Worms gegenüber auf dem rechten Rheinufer, Lorsch in dessen Kirche Frau Ute, Chriemhildens Mutter begraben ward, besaß Güter nicht gar weit von Xanten in der Grafschaft Geldern.

Solch zerstreute Winke der urkundlichen Ortsgeschichte mögen Xanten und Worms, die von der Sage verbundenen Städte, einander näher rücken. Ueberraschend verwandt ist aber auch der Charakter der weit entfernten Landschaft, welche hier und dort die beiden Punkte umrahmt. Bei Worms wie bei Xanten hat der Rhein im Flachland strömend, mannigfach sein altes Bett verlassen, von welchem nur noch Altrheine Kunde geben oder sumpfige Niederungen, bei beiden Orten regeln Steindämme den neuen Stromlauf, hier wie dort verwandte Bodenformation, von neuester Bildung für den Geognosten, aber uraltes Culturland für den Historiker, kurzum im Ganzen und Einzelnen ver-

wandte Scenerie. Man kann eben den niederrheinischen Charakter gleichsam episodisch vorgebildet finden an den Rheinufern zwischen Mannheim und Oppenheim, holländisch ist er nicht, aber auch die Rheinlandschaft bei Xanten wird demjenigen kaum holländisch erscheinen, der von Geldern oder Kevelaer herüberkommt.

Fragen wir freilich die Leute aus der Gegend von Xanten und Worms, wie sie jene beiderorts so ähnlichen vom wechselnden Rheinlauf geschaffenen Bodengebilde heißen, so erhalten wir dort und hier ganz verschiedene Namen und werden bei Xanten alsbald wieder erinnert, daß wir auf dem Wege nach Holland sind. Hier nennt man die Altrheine „Strangen" (holländisch strang), die abgeschnittenen teichartigen Flußüberreste „Maare, Mehre oder Meere," ein Name, der sich auch zur Maas und nach Holland hinüberzieht, die versumpften Stromüberbleibsel „Donke" (auch bei Ortsnamen öfters auftauchend), die durch Deichbruch ausgewühlten Wasserlöcher „Kolke" wie in Holland und an der deutschen Nordseeküste, die Inseln „Wurde," holländisch waard, mittelrheinisch Wörth, die Landspitzen „Spei, Spyk," ein Name, welcher dem Oberrheiner völlig fremd ist, und nur bei Koblenz in dem Ortsnamen Osterspei, Oberspei und Niederspei noch einmal auftaucht.

2. Die Xantener Victorskirche.

Xanten ist eine kleine stille Landstadt; sie würde uns nur in Gedanken fesseln, wenn nicht die St. Victorskirche all das umliegende zwergenhafte Bauwerk mächtig überragend, unser Auge ganz gefangen nähme, — außer dem alten Stadtthore an der Straße nach Calcar der einzige augenfällige Ueberrest des Mittelalters.

Die Kirche zeigt nach Styl und Zeitalter dreierlei Kunst: romanische Bauweise an der Westfaçade, aufkeimende und blühende Gothik am Chor und den Schiffen und Spätgothik mit Uebergang zur Renaissance im Oberbau der Thürme und bei mancherlei architektonischem Schmucke des Innern. Die roma-

nische Façade hat überwiegend kunsthistorisches Interesse, der herrliche gothische Hauptbau künstlerisches, der spätgothische Thurmbau ethnographisches. Die Thürme stellen uns nämlich einen populären niederrheinischen Typus dar, welcher hier bei sehr vielen Dorfkirchen wiederkehrt und solchergestalt auch den landschaftlichen Charakter mit bestimmen hilft, einen Viereckbau, worauf die niedrige Schlußpyramide ohne vermittelndes Achteck unmittelbar aufsitzt. Am Mittelrhein hat man ein mäßiges Achteck, in Bayern ein übermäßiges, weßhalb so viele alte Kirchthürme am Niederrheine vierschrötig erscheinen, während die mittelrheinischen häufig wohlproportionirt sind, die bayerischen nicht selten überschlank, — man denke an St. Martin in Landshut — wie Spargeln aufgeschossen.

Doch an dergleichen Dinge denkt man nicht beim Anschauen der Viktorskirche sondern erst lange nachher. Der unmittelbare Eindruck war für mich nicht einmal ein überwiegend architektonischer sondern ein poetischer. Erst wenn man des romantischen Zaubers Herr geworden ist, der auf dem Gesammtbilde ruht, vermag man die Schönheit der architektonischen Gebilde ruhig auf sich wirken zu lassen. Die Stadt ringsum ist neu und klein, die große alte Kirche thront in ihr wie ein königlicher Gast aus einer fremden Welt. Allein sie erhebt sich trotzdem nicht in unvermitteltem Contraste aus der neuen Umgebung; von alterthümlichen, zum Theil trümmerhaften Vor- und Nebenbauten umlagert, die einst zu ihr gehörten, ist sie doch auch wieder abgeschlossen, sie ruhet in sich, und der Eingang durch diese Vorgebäude mit so manchem Reste feinen künstlerischen Schmuckes versetzt uns in die Poesie der alten Zeit zurück, bevor sich noch die Kirchenthüre öffnet. Die Ruinen erzählen uns, daß das altberühmte St. Victorsstift in der französischen Revolution zu Grunde ging, während die Kirche selbst wunderbar erhalten wurde.

Gerade im Gegensatz zu diesen Zeugen der Zerstörung ergreift uns dann das voll und treu bewahrte Bild vergangener Tage im Innern und Aeußern der Kirche mit doppelter Kraft

Sie wurde weder durch Krieg, Raub und Brand verwüstet noch durch den kaum minder gefährlichen blinden Restaurations- und Säuberungs-Fanatismus. Wie sie erwachsen ist, so steht sie da, ein ächt historisches Denkmal; denn die Geschichte ist nicht Alterthum, die Geschichte ist Werden und Wachsen. Alle kunstgeschichtlichen Epochen seit dem dreizehnten Jahrhundert steigen vor unsern Augen empor: St. Victor ist ein wahres Museum von Kunstalterthümern, aber nicht ein absichtlich hinterher angelegtes, sondern von selbst entstanden. Und im Anschauen der Fülle großer und kleiner Denkmäler des Innern — Sculpturen, Tafel- und Glasgemälde, Teppiche, Geräthe ꝛc. — sehen wir die Vorfahren leibhaftig an uns vorüberziehen mit ihrem Glauben und Aberglauben, Fürchten und Hoffen, Geschmack und Barbarei, Stolz und Demuth. Das ist ja die poetische Weihe der allmählich erwachsenen und mit den bunten Zuthaten der Jahrhunderte bewahrten mittelaltrigen Kirchen, welche keine noch so correct einheitliche Restauration, kein noch so vollendet stylgemäßer Neubau zu gewinnen vermag. Es gibt künstlerisch bedeutendere und gibt noch besser erhaltene Kirchen als die Xantener, allein ich kenne keine, welche so schön und so vollständig erhalten zugleich wäre, das Dauernde im Gang der Zeiten verkündend und dann umgeben von einem Trümmerkranze, der, ein Wahrzeichen der Wandelbarkeit, uns nicht minder klar Geschichte predigt.

Eine Kirche, deren Inneres wie ein absichtslos gewordenes Museum vieler Jahrhunderte erscheint, hält uns auf deutschem Boden fest; denn in den meisten Kirchen Hollands hat der Bildersturm gründlich aufgeräumt, sie sind nur allzuoft kahl, leer, verbaut im Innern und nur der architektonische Rahmen bewahrte noch das ursprüngliche Bild.

Darum fehlt es aber doch nicht an einzelnen Eindrücken, welche uns auch in der Xantener Kirche erinnern, wie nahe wir den Niederlanden gerückt sind. Das Altargemälde, von Bartholomäus de Bruyn, einem Meister der kölnischen Schule, gemalt im Jahre 1536, zeigt uns nicht bloß wie tief der Einfluß der

Eyck'schen Kunstweise am Niederrheine griff, sondern auch wie lang und nachhaltig derselbe hier das Feld behalten hat. Und wie wollte man überhaupt unsere altniederrheinische Malerei verstehen und die westphälische des 15. und 16. Jahrhunderts dazu, wenn man sie nicht im untrennbaren Zusammenhange mit der altniederländischen erfaßte?

Bei dem inneren Schmuck der Xantener Kirche (wie auch in Cleve und andern Nachbarorten) überrascht den Fremden die auffällige Verwendung blanken Messings nicht bloß zu massiven Kronleuchtern und ähnlichen Geräthen, sondern auch zu allerlei rein architektonischem Ornament. Auch hierin spürt man die Nachbarschaft Hollands, wo das glänzend polirte, allezeit rein gescheuerte Messing von Kirche und Haus bis hinab zu den Milchwagen auf der Straße mit ihren weithin blinkenden großen Messinggefäßen eine so charakteristische Rolle spielt.

Der Styl des gothischen Hauptbaues der Victorskirche bezeugt den Zusammenhang mit der Kölner Bauhütte, wir stehen noch auf dem Boden der Kölner Architekturzone und blicken rheinaufwärts wie man vom Werke des Schülerkreises auf den Großmeister der Schule blickt. Allein dabei dürfen wir nicht vergessen, daß auch der Dom zu Utrecht von Jüngern der Kölner Hütte erbaut seyn soll, und daß der Kölner Dom selber auf einem stylistischen Uebergangsgebiete steht, nicht zwar zwischen Niederrhein und Holland, wohl aber zwischen West-Deutschland und Ost-Frankreich. Also Gränzlage aller Orten.

Man hat äußerst langsam an der Xantener Victorskirche gebaut — vom Jahre 1213 bis über die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Xanten ist klein und war auch im Mittelalter keine reiche oder bedeutende Stadt, dennoch brachte sie in Geduld und Ausdauer eine so große, reichgeschmückte Kirche zu Stande, und man kann sagen, die Xantener haben sich ihre Kirche langsam geschaffen, aber sie haben sie sich selbst geschaffen.

Es gibt ein kleines, wohl nur sehr wenig gekanntes Büchlein: „Auszüge aus den Baurechnungen der St. Victorskirche zu Xanten

von H. C. Scholten." Der Inhalt ist scheinbar trocken genug und nur für den Fachmann lesbar: ein paar hundert Auszüge aus lateinischen Kirchenrechnungen des vierzehnten bis sechzehnten Jahrhunderts nebst fragmentarischer Einleitung des Herausgebers. Liest man sich aber hinein in die Hieroglyphen dieser oft wunderlich genug latinisirten und mit deutschen Flickwörtern ergänzten Rechnungen, dann gestaltet sich uns doch zuletzt ein lebensvolles Genrebild zwischen den Zeilen: Meister, Palier, Gesellen und Lehrlinge arbeiten vor unsern Augen, schaffen das Material herbei und fassen ihren Lohn, und wir entdecken nicht bloß woher man Holz, Blei und Steine, sondern auch woher man das Geld zum Bau genommen hat; wir sehen die Kirche, welche uns als ein stätig erwachsenes Werk von vier Jahrhunderten so tief anspricht, nun auch baulich emporwachsen — alles in naiv mittelalterlicher Weise — und da der letzte Meister Johannes Langenberg im Jahre 1522 stirbt, vermacht die Wittwe seinen zwölf Loth schweren silbernen Zollstab der Kirche, das Kapitel aber schenkt der Wittwe zu des heimgegangenen Meisters Ehren auf Lebenszeit ein Haus.

So taucht ein anmuthendes Gemälde altväterischer Arbeitsweise aus diesen dürren Rechnungen. Sie reizen unsere Phantasie, sie reizen aber auch nicht minder unser Nachdenken. Was an der Kirche und für die Kirche geschieht, das deutet auf die Stadt selbst oder ihre nähere Nachbarschaft rheinaufwärts; nur in wenigen Fällen werden wir gegen Niederland gewiesen: auch jene Kirchenrechnungen sind ein Wegweiser für unsere Straße längs den Hügeln, die mehr nach Deutschland zurück als nach Holland hinüber führt.

Unter den Xantener Baumeistern der gothischen Zeit waren zwei aus Köln, zwei aus Cleve, drei aus Wesel, zwei aus Calcar, einer aus Kranenburg, einer aus Mainz und einer aus Utrecht. Sie stammten also sämmtlich aus nächster Umgegend bis auf den Mainzer und Utrechter; allein auch diese gehören noch in die weitere Peripherie der Kölner Bauhütte, deren Einflüsse man

ja rheinaufwärts bis Wimpfen und Oppenheim, rheinab bis Utrecht erstreckt.

Die Gelder zum Bau flossen aus dem Orte selber, aus Renten auf Häusern in Xanten, einer Kanonikatspräbende und andern Gefällen, aus dem Verkauf von Grabstätten, aus Vermächtnissen, dem Opferkasten und freiwilligen Gaben. Nur eine kleine Beisteuer aus der Ferne wird erwähnt: sie wurde gegeben von holländischen Pilgern, die durch Xanten nach Aachen zogen. Also bauten sich die Leute von Xanten ihre Kirche mit größtentheils landsmännischen Meistern und aus eigenen Mitteln, und die Lateinschüler haben zu guterletzt die Dachschiefer vom Schiffe zur Baustätte getragen, doch nicht schlechthin um Gotteswillen, sondern für ein Butterbrod mit Käse auf Rechnung des Kirchenfonds. Als im Jahre 1492 der letzte Meister, eben jener Johannes Langenberg, an den Bau kam, betrug die für des Baues Fortführung zu verwendende Jahressumme zwar nur 1214 Mark, was Scholten auf 1900 Thaler heutigen Geldwerthes berechnet, manchmal stieg sie aber auch bis 7000 Thaler. Für eine Stadt, welche bloß durch den mythischen und poetischen Glanz ihres Namens reich war, gewiß keine kleine Summe! Dazu kam, daß man sich nicht mit einem Ziegelbau begnügte, wozu die Steine beim Orte selbst gebacken werden konnten, sondern, auch hierin dem Muster des Kölner Domes folgend, die Steine vom Drachenfels kommen ließ, dann auch aus dem Münster'schen, von der Ruhr, ja sogar von Namur (naemensteyn); das Blei zu den Dachrinnen bezog man von Wesel, das Holz theils aus der Nachbarschaft, theils vom Oberrheine.

Die mittelaltrigen Baudenkmale sind tiefer in dem Boden gewurzelt, auf welchem sie stehen, als die Architekturen der Renaissance und der Neuzeit; der Gau, das Land bestimmt und bannt die Schule, und so führen uns diese Werke immer wieder auf die örtliche Volksgeschichte und den individuellen Stammescharakter zurück, sie sind nicht bloß Kunstdenkmale sondern zugleich Culturdenkmale des Volkes. Einseitige Verehrer der

Renaissancekunst suchen neuerdings wieder ganz besonders den pfäffischen Charakter und die phantastische Barbarei der Feudalzeit im gothischen Style und bedenken nicht, daß gerade während der gothischen Zeit die bürgerlichen Meister und Genossenschaften es waren, welche die neue Kunst den Händen des Klerus entwandten. In der geistlichen und ritterlichen Culturepoche hatte man romanisch gebaut; die Gothik mag auch weiterhin zur Verherrlichung der Kirche dienen, sie verherrlichte aber doch zugleich das freie hochaufstrebende Bürgerthum. Man spricht der Gothik national deutschen Charakter ab und betont dabei die Priorität der nordfranzösischen Gothik, deren maßgebende Einflüsse wir im Kölner Architekturgebiete am wenigsten läugnen werden. Allein das Mittelalter übte überhaupt nicht im modernen Sinne nationale Kunst, so wenig wie eine nationale Politik. Dennoch bleibt gewiß, daß wir uns die gothische Weise durch individuellste örtliche Durchbildung ganz gründlich verdeutscht, daß wir sie zu selbständiger Höhe entwickelt und in den germanischen Ländern weit treuer und ausdauernder bewahrt haben als in den romanischen. Je ferner dem deutschen Centrum, um so willkürlicher wird die Gothik und um so kürzere Frist behauptet sie das Feld gegen die aufkeimende Renaissance.

Seit Schnaase zog man die örtliche Culturgeschichte erläuternd und begründend in die mittelalterliche Kunstgeschichte; allein auch umgekehrt kann der Volksforscher in den mittelaltrigen Kunstdenkmalen einer Gegend unterscheidende Anhaltspunkte für die örtlich historische Charakteristik des Volkes finden. Die Bauwerke des Mittelalters haben allezeit ein anregendes und orientirendes Object meiner Wanderstudien gebildet. An einer alten Kirche würde der Kundige gar oft schon errathen, ob er sich in Franken, Schwaben, Bayern, an der Ostsee, am Niederrhein befände, wenn man ihn aus der Luft so plötzlich dorthin versetzte. Das kann er wohl auch bei romanischen Werken, aber er vermag es nicht bei Bauten der Renaissance oder der Neuzeit. Aus diesen spricht die Individualität des Künstlers

und die nicht an Stamm und Gau gebundene Schule. Bei mittelaltrigen Bauten fragt man vorab nach Ort und Zeit, bei späteren nach dem Meister. Die Renaissance ist und war von Anbeginn weltbürgerlich, die Gothik volksthümlich individualistisch, und ich glaube fast, weil sie so individualistisch war, haben die allezeit sonderthümlichen Deutschen diese Kunstweise so gern gehabt. Die Renaissance ist ein Produkt gelehrten Studiums; die Gothik erwuchs naiv mit unserer Bildungsgeschichte, sie erwuchs aus dem Volksgeiste. Darum wirkt die Renaissance nur, wo sie groß oder reich, zierlich oder fein ist, wo sie ein durchgebildetes Kunstwerk gibt; die Gothik kann uns auch bei einer rohen Dorfkirche noch liebenswürdig anmuthen, wie ein Volkslied mit all seinen falschen Reimen, Knittelversen und Gedankensprüngen, während eine sapphische Ode derlei wildwüchsiges Wesen nicht im Mindesten verträgt.

Das sage ich von der ächten alten Gothik; mit der Neu-Gothik steht es anders. Sie ist selbst wieder eine Art Renaissance, das heißt gelehrte Wiedergeburt der Kunstweise einer vergangenen, unserm Leben fremd gewordenen Zeit. Darum mißräth sie so leicht nach zwei Richtungen; entweder man ahmt falsch nach, weil man das Wesen des alten Styles überhaupt nicht verstanden hat, wie es im Anfange der wiedererweckten Gothik so häufig geschah, oder man verdirbt den Styl, weil man original seyn möchte, wo man doch nur etwas in sich Fertiges nachahmen kann, und dies ist gegenwärtig der gangbarste Mißgriff. So verkehrt es nun wäre, die alte Art auf Gebäude völlig moderner Bestimmung anzuwenden und also eine gothische Eisenbahnhalle zu bauen oder gothische Fabriken und Parlamentshäuser, so wird doch eine gothische Kirche nach gutem altem Muster oder ein gothisches Rathhaus auch als Neubau zu rechtfertigen seyn, denn hier ist der Styl selber ein Denkmal der alten Kirchenherrlichkeit und der alten Bürgermacht. Und kommt ein solcher Neubau vollends in alterthümliche Umgebung, so kann der nachgeahmte mittelalterliche Styl geradezu geboten

erscheinen, weil der Neubau dann selber nur als Vollendung und Abschluß eines älteren Ganzen wirkt, nämlich der Straße, des Platzes, des Stadtviertels.

Doch ich gerathe auf Nebenwege. Mögen die Künstler sich streiten über Mittelalter oder Renaissance: wer Land und Leute erforschen will, der wird die maßgebende Bedeutung unserer mittelaltrigen Denkmale für die Erkenntniß des historischen Volkscharakters allezeit fest im Auge behalten und dieselben mit unermüdeter Liebe und Hingabe studieren müssen.

3. Rast in Calcar.

Zwischen Xanten und Cleve gönnen wir uns noch kurze Rast in Calcar.

Ich rechne Calcar zu den „dankbaren" Städten, das heißt zu den Städten, welche auf engem Raum ein klares, aus wenigen aber bedeutsamen Zügen zusammengesetztes Bild geben. Wir durchwandern sie mit leichter Mühe, sind sofort orientirt und wissen schon nach den ersten Eindrücken das Charakteristische herauszufinden und zu gestalten. Wir beherrschen eine solche Stadt leicht und sicher, während es andere Städte gibt, worin man sich erst in Tagen und Wochen nicht gerade nach dem äußeren Plan, wohl aber geistig zurecht zu finden vermag. Die Größe oder Kleinheit bedingt nicht schlechthin diesen Unterschied: wir haben verworrene und zerfahrene Kleinstädte und andererseits Großstädte von so breiten, scharf geprägten Zügen, daß sie sich ganz von selbst zur schlagenden Darstellung bieten.

Umkreisen wir Calcar, so verkünden die kleinen äußerst ländlichen Häuser neben den unbedeutenden Resten von Mauer und Graben eine Landstadt, welche sich dem Dorfe nähert, dringen wir dagegen in's Innere, auf den Marktplatz, so erzählt uns das einfach schöne gothische Rathhaus (ein merkwürdiges Gegenstück zu dem reichen und zierlichen Rathhause in Wesel), die vielen alten Giebelhäuser und vorab die gothische Kirche, daß wir eine Stadt von wirklich städtischer Geschichte vor uns haben,

eine Stadt sogar von kunstgeschichtlichem Namen. Neben der Kirche stehet endlich aber ein bescheidenes Haus mit der Inschrift: „Hier wurde Seydlitz geboren am 3. Februar 1721." Den Marktplatz ziert dann ein Denkmal des berühmten Heerführers. Also gehet auch die preußische Geschichte bereits nicht mehr leer aus in Calcar.

Die gothische Hallenkirche mit unvollendetem Thurme ist von Außen nach ihrer Art kaum minder schlicht wie das Rathhaus, überrascht aber im Innern durch die edeln Verhältnisse und den gleichartigen und dennoch reichen Schmuck der Altäre mit unbemaltem Schnitzwerk, überhaupt durch das leicht faßliche, einheitliche Gesammtbild im Gegensatze zu dem verwirrenden Reichthum der Kirche von Xanten. Calcar hatte sein eigenes vielgestaltiges Kunstleben in Baukunst, Bildnerei und Malerei, wovon auch die Xantener Kirchenrechnungen Zeugniß geben. Den Höhepunkt dieser künstlerischen Betriebsamkeit bezeichnet ein großer Maler ohne Namen, der anonyme „Meister von Calcar," ein Jünger oder mindestens ein naher Verwandter der Eyck'schen Schule aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Und wie er in seiner Richtung ganz dem örtlichen Gränzgebiet der niederrheinisch-niederländischen Kunst angehört, so hat er auch sein Hauptwerk dem Heimatsorte gewidmet, das große Altarbild in der Kirche zu Calcar; und daß er nicht blos *für* Calcar sondern auch *in* Calcar gemalt, beweist die Tafel mit der Auferweckung des Lazarus, wo wir das Calcarer Rathhaus, wie es heute noch steht, im Hintergrunde erblicken. So war es eben im Mittelalter, als die Kunst noch im örtlichen Boden festwurzelte; ein hiesiger Meister der Renaissancezeit dagegen, Johann von Calcar, trägt von der Stadt nur noch den Namen, seine Bilder, Nachahmung von Tizian's Kunst und Art, könnten eben so gut von einem Johann von Nürnberg oder von Buxtehude gemalt seyn.

Damit ich jedoch nicht bloß Kunstdenkmale als Wegweiser nach Holland aufführe, will ich noch von meinem Abendessen in Calcar erzählen und von meinem Mittagessen in Nymwegen.

Ich trete gegen Abend zu Calcar in ein Wirthshaus — nicht ein Hôtel war's, sondern halb bürgerlich, halb bäuerlich, wie sich's für das Städtchen schickt — und begehre und erhalte Quartier; — ich frage was ich zu essen haben könne? — „nun das wird sich ja wohl finden!" entgegnet der Wirth mit unnachahmlichem Phlegma, und weiter war nichts herauszubringen. Ich will noch einen Rundgang durch die Stadt machen und bestimme 7 Uhr als die Zeit, wo ich zum Essen zurückkehren will. Der Wirth schaut mich an, als verstehe er mich nicht, und ich gehe meiner Wege. Nach zwei Stunden, punkt 7 Uhr heimgekehrt, finde ich keine Spur eines Essens. Ich frage darnach. „Das wird ja wohl schon kommen," erwidert der Wirth und schneidet jede weitere Gegenrede ab, indem er mich aus der Schenkstube in ein zierlich und reinlich herausgeputztes Familienzimmer führte, wo ich einsam zurückbleibe, bis die Kinder des Hauses kommen, Eines nach dem Andern, und mich artig und zuthunlich ansprechen, als sey ich ein bekannter Hausfreund. Das dauert wieder eine Weile, dann wird noch ein anderer Gast in dieses Wartezimmer geführt, ein Handlungsreisender, der zum erstenmale diese Gegend besucht. Auch er wartet schon seit einer halben Stunde auf ein Gericht, welches ihm Niemand nennen will, und wird im Uebrigen damit vertröstet, daß sich Alles finden werde.

Und es fand sich wirklich. Punkt acht Uhr wurden wir zu Tisch gerufen, das heißt zum Familientische des Wirthes, an welchem wir Beide den Ehrenplatz als die einzigen wirklichen Gäste erhielten. Ein Jedes sprach sein stilles Tischgebet und bald entspann sich auch ein rechtes Tischgespräch, nicht von Nachbar zu Nachbar, sondern ein Gespräch für's Ganze. Wir aßen eine gut und mannigfach besetzte Tafel durch, weit mehr Gerichte als ich außerdem hätte essen mögen, bis der Edamer Käse den Beschluß machte. Und am andern Morgen beim Frühstück ging es eben so. Wir waren eben die Gäste unseres Wirthes im alten patriarchalischen Sinne, und der Wirth hatte mich Tags vorher gar nicht verstanden, als ich mir ein besonderes Gericht

hatte auswählen und eine Essensstunde für mich privatim hatte festsetzen wollen. Der Reisende ißt nicht was und wann er essen will, sondern was und wann „gegessen wird."

Wäre ich aus Holland herübergekommen, statt erst nach Holland hinüberzugehen, so würde ich dem Wirth und der Wirth würde mir kein Räthsel gewesen seyn. Denn was hier in Dorf und Kleinstadt beim bäuerlichen und schlicht bürgerlichen Wirthshause sich bewahrt hat, das gilt dort auch noch in der Großstadt und im Hôtel.

In Nymwegen trat ich wenige Tage später um 12 Uhr in ein Gasthaus und fragte, scharf hochdeutsch wie aus dem Buche gelesen, damit mich der Holländer verstehe: „kann ich etwas zu essen bekommen?" Der Wirth antwortete — ebenso buchgerecht hochdeutsch: „Ja." — „Was kann ich haben?" — „Um drei Uhr wird gegessen." — „Kann ich jetzt nichts haben?" — „Nein!" — Ich versuchte mein Glück in einem zweiten Hause und erhielt ähnlichen Bescheid. Nun ging ich in ein Bierhaus, wo ich auch wirklich ohne Rücksicht auf landesübliche Trinkzeit sofort ein Glas Bier bekam. Es war zwar völlig untrinkbar, doch das focht mich wenig an, da ich das Bier bloß gefordert hatte, um ein Stück Brod dazu verlangen zu können. Allein das Stück Brod bekam ich wiederum nicht, man hatte bloß Bier. Also ließ ich mein Bier ungetrunken stehen, ging in einen Bäckerladen, kaufte mir dort etliche Rosinenbrode, setzte mich vor den Thurm des Herzogs von Alba, genoß die herrliche Aussicht auf die Waal mit ihren Segeln und Kähnen und mein frugales Mittagsmahl dazu, und schrieb dann zum Dessert in mein Notizbuch:

„Man ziehe auf der Landkarte eine gerade Linie von Nymwegen nach Preßburg, von der deutsch-holländischen Gränzstadt nach der deutsch-ungarischen und kehre im Geiste hier und dort in einem Gasthofe ein. Welch äußerster Contrast! In Holland patriarchalischer Tischzwang durch einen Landesbrauch, welcher aus der Familiensitte erwachsen ist, ein Nachklang der guten

alten Zeit auch im modernen Hôtel. In Ungarn fesselloſe individuelle Freiheit, ſo ganz im neueſten Geſchmack. Ich miethe im Preßburger Gaſthofe mein Zimmer und zahle es beſonders, ich gehe in den Speiſeſaal, eſſe wann und was mir beliebt und zahle nach jeder Mahlzeit, denn die Reſtauration iſt wieder ein Geſchäft für ſich, von Gaſttafel iſt keine Rede und ob der Wirth Familie hat oder nicht, bleibt mir völlig unbekannt. Ich trinke meinen Kaffee zwar unter demſelben Dache aber doch in einem anderen Local, welches unter ſeinem beſonderen Eigenthümer oder Pächter ſteht. Alles iſt vereinzelt, das Gaſthaus ein Conglomerat von Einzelgeſchäften, Niemand kümmert ſich um mein Thun oder Laſſen, ich lebe in unbedingter Freiheit. Aehnliches gilt bekanntlich auch von Wien. Eine Strecke nordweſtwärts, in Bayern, geſtaltet ſich der Brauch ſchon etwas anders. Die Gaſttafel begegnet uns hier bereits als verbreitete vornehmere Ausnahme, im Allgemeinen aber lebt und ſpeist ein Jeder noch nach freier Wahl (ſelbſt auf dem Dorfe), obgleich auch der größte Gaſthof ein einheitliches Ganzes bildet. Am Mittelrhein kommt die regelmäßige Gaſttafel mindeſtens des Mittags, neben freier Wahl, die der ſelbſtherrliche Gaſt aber vor der allgemeinen Tafelſtunde oft theuer genug bezahlen muß. In den eigentlichen Dorfwirthshäuſern ißt man dort wohl auch ſchon am Familientiſche des Wirths, doch meiſt nur in armen, abgelegenen Dörfern. Am Niederrhein dagegen iſt der Familientiſch keineswegs ein Zeichen dürftiger Wirthſchaft, ſondern vielmehr der Behäbigkeit und gediegener altväterlicher Sitte, während man in den größeren, rein ſtädtiſchen Gaſthöfen nach der Karte oder an der Gaſttafel ſpeist wie am Mittelrhein. Bei den Holländern endlich wird der aus dem Familientiſch erwachſene Tafelzwang ſelbſt in den großen Gaſthöfen derart die Regel, daß der Reiſende in eine Reſtauration gehen muß, um nach freier Wahl eſſen zu können was und wann es ihm beliebt.

Man ſieht, dies iſt eine aufſteigende Scala von der Freiheit zur Bindung, und obgleich Nord und Süd die äußerſten

Gegensätze bilden, so beanspruchen doch Beide je für ihre Weise das besondere Lob der Gemüthlichkeit. Den am meisten idealen und poetischen Standpunkt behauptet hierbei jedenfalls der prosaische Holländer und der Niederrheiner, und als Verfasser der „Familie" müßte ich ihnen laut und unbedingt zustimmen; materialistischer und nüchterner gestaltet sich der Ungar, Oesterreicher und Bayer sein Reiseleben im Wirthshause. Als Fußgänger, der vor allen Dingen freier Herr seiner Zeit und seines Geldbeutels seyn will, halte ich es darum ganz heimlich dennoch mit den Letzteren.

4. Ueber Cleve nach Nymwegen.

Zwischen Calcar und Cleve, rechts der Landstraße, in der Ebene liegt ein stattliches Lustschloß mit schattigem Park von Wassergräben umrahmt, wahrscheinlich der Landsitz eines reichen Holländers, während links unser Hügelzug ansteigt mit Tannen und Eichen bewachsen und Mynher, welcher da unten noch ganz in holländischer Umgebung sitzt, braucht nur ein paar Schritte vor seine Gartenthüre zu thun, um den deutschen Waldberg mühelos zu ersteigen.

Wir befinden uns hier bereits in einer Gegend, welche von Holländern vielfach zum Landaufenthalte gewählt wird, gewiß mit aus dem Grunde, daß ihnen dieses Uebergangsgebiet noch so heimathlich und doch so fremd zugleich ist. Sie leben im schönen Deutschland und brauchen ihr schönes Holland nicht aufzugeben. Nirgends tritt uns dieser Gedanke näher als in der Stadt Cleve selbst, die eine ganze holländische Colonie beherbergt, und wo der bedeutendste neuere niederländische Landschaftsmaler B. C. Koekkoek lebte. Cleve liegt an und auf dem Berge, die letzte Stadt ächt deutscher Physiognomie; am Fuße des Berges aber zieht sich eine lange Reihe holländischer Villen mit fein und reich geschmückten Gärten, dann weiterhin der Thiergarten mit seinen hochschüssigen Bäumen und Alleen, von Kanälen begränzt, auf deren stiller Fluth grell durchbrechende Sonnenlichter mit

dunklem Laubschatten wechseln. Es gibt deutsche Gränzstädte von weit ausgesprochener niederländischem Charakter wie Cleve, aber wohl keine, welche solch ein vollendetes Doppelbild gäbe: deutsche Art auf dem Berge und holländische im Thale.

In dieser Doppelnatur ruht das Geheimniß der Schönheit Cleve's, und ich rechne diese reizende Stadt zu den schönsten deutschen Städten. Sie birgt aber ein Doppelgesicht auf gar vielen Punkten.

Cleve liegt in der Ebene und auf dem Berge, am Altrhein und am Walde, als Eisenbahnstation gehört es zu den Städten jenes Tiefweges, welcher zwischen Maaß und Rhein nach Holland führt, andererseits kreuzt aber hier auch der Xantener Hochweg, die alte Römerstraße vom Rheine zur Bataverinsel den modernen Schienenstrang. Und während dieser im Thale bleibt, steigt der Römerweg durch die Schlucht („Gruft") östlich vom Heiberge die Höhe hinan.

Kommen wir auf der Tiefstraße von Goch und Kevelaer und steigen den Clever Berg hinauf, so finden wir uns um viele Meilen rheinaufwärts zurückversetzt, kommen wir dagegen von Calcar und wandern etwa zum Thiergarten hinüber, so sind wir um ein gutes Stück gegen Holland vorgeschritten.

Als Bergstadt erhebt sich Cleve auch wiederum auf zwei Bergen oder richtiger Vorhügeln, dem Hartenberg und dem Heiberg, und die beiden Hauptwege zu dieser Doppelhöhe erscheinen als zwei Schluchten, eben jene „Gruft" mit der alten Römerstraße und dann die jetzige Hauptstraße der Stadt, welche als ehemalige Schlucht eine besonders malerische Perspective bietet. Gar anmuthig buckelig heimelt sie uns an, als seyen wir in einem Bergstädtchen zwischen Bingen und Koblenz. Allein die Klinker, mit welchen der Fußweg gepflastert ist, die halb deutschen halb holländischen Aufschriften an verschiedenen Häusern, die holländischen „Nationallieder," welche neben den „Zündnadelblitzen" an einem Buch- und Musikladen ausgestellt sind, versetzen uns wieder an die Schwelle von Holland. Uebrigens fängt das schönste jener

Nationallieder bekanntlich mit dem Verse an: „Wilhelmus von Nassaue bin ich, von deutschem Blut!“

Der Schloßberg, die Akropolis der Stadt, wird bekrönt von dem alten Schlosse mit dem Schwanenthurm, da aber ganz nahe seitab auf fast gleicher Höhe die gothische Stiftskirche thront, so gewinnen wir selbst hier wiederum ein architektonisches Doppelbild. Uebrigens ist Cleve (wie alles Originelle und Poetische) eine Stadt der Räthsel, der Gegensätze und fesselnden Widersprüche und auch darin dualistischer Art. Man sollte meinen der Schloßberg (Hartenberg) mit Thurm und Schloß und der benachbarten alten Kirche sey der älteste Theil von Cleve. Dies ist aber (nach Dederich's Ausführung in den histor. Annalen) gegentheils der Heiberg mit einer Windmühle und dem Mennoniten-Bethause. Man sollte auch meinen, hier auf den zwei Vorbergen, die als ein Wahrzeichen weit in's Land schauen, ehemals vom Rheine bespült, müsse einer der früheſt bekannten Culturmittelpunkte der Gegend zu suchen seyn, älter noch, weil zur Besiedelung verlockender und zur Abwehr bequemer als selbst Xanten und Nymwegen. Allein Cleve, obgleich gewiß uralt, tritt doch viel später als jene beiden Städte in die Geschichte. Der Name Cleve, Clive kommt nicht vor dem elften Jahrhunderte vor und erst im Jahre 1162 wird die Burg oder zunächst wenigstens der Burgvogt urkundlich erwähnt.

Wir betreten die von großen Bäumen beschattete Höhe des Schloßberges und betrachten das alte Gebäude und den Schwanenthurm mit dem Schwan als Wetterfahne, wir versenken unser Auge in das Bild der weitgebreiteten Rheinebene und gedenken der Sage von Lohengrin. Die phantasiegewaltige Kunst selber kann zu der reizenden Dichtung keine schönere Scenerie ersinnen, als sie hier Natur und Geschichte, zwei absichtslos malende Künstlerinnen, geschaffen haben. Allein die preußische Schildwache, welche das Schloß umkreist, weckt uns aus dem Traume: da drinnen sitzen Gefangene. Auswendig Lohengrin und inwendig ein Zuchthaus. Und der Schwanenthurm, so malerisch

und scheinbar so alt, ist eigentlich nicht besonders alt; er wurde erst 1439 an der Stelle des zusammengestürzten alten Thurmes erbaut, und auch das Schloß, obgleich an der Stätte, wo seit langen Jahrhunderten die alten Grafen von Cleve residirten, stammt in seinem jetzigen Bau erst aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Wer sich Cleve von der Rückseite, von der Höhe nähert, der glaubt durch die großen alten Lindenalleen zur Kuppe des Kirch- und Schloßbergs hinüber in eine kleine mitteldeutsche Residenzstadt der Rococozeit einzuziehn; wer im Thale die Nymweger Landstraße kommt, der erblickt in den zierlichen Landhäusern zunächst die moderne Fremdenstadt, wer vom Rheine zum Rheinkanal die Handelsstadt; wer aber seinen Standpunkt vorzugsweise in den belebten Straßen des Innern nimmt, dem erscheint Cleve als alterthümliche Gewerbestadt. Der Fabrik- und Gewerbebetrieb selber zeichnet sich jedoch wiederum nicht durch compacte Großartigkeit aus sondern durch das bunte Vielerlei der mannichfaltigsten Artikel. Und so fesselt uns Cleve überall durch die Fülle seiner Gegensätze, durch seinen Dualismus, durch seinen Uebergangscharakter.

Wir sind vorbereitet für die nächste holländische Stadt, für Nymwegen, welches dem Holländer hinwieder eine dualistische Uebergangsstation ist, den Deutschen aber dennoch überrascht durch seinen ausgeprägt fremden Typus, auch wenn er noch so gründlich und langsam unsere rheinfränkische Straße gewandert wäre, Holländisches in Deutschland suchend, und nun umgekehrt Deutsches in Holland aufspürte.

Schon aus der Ferne begrüßt uns das Glockenspiel vom Kirchthurm, Bauersleute in malerischer Volkstracht ziehen unsers Weges oder fahren auf jenen breiten, zweirädrigen Karren, die uns schon vom Mittelrheine her bekannt sind und immer größer in den Rädern werden je weiter wir rheinabwärts kommen. Hier aber sind sie vollends mit grellen Farben bunt bemalt. Stattliche Heuwagen begegnen uns, von Eseln gezogen, fremde

Sprachklänge schlagen an unser Ohr. Wir pilgern von der Landseite durch die altmodischen Festungswerke zum Thore herein: ein Blick auf die Häuser und mehr noch durch die Thüren und hellen Fensterscheiben in's Innere läßt uns bereits eine neue Art des sozialen Lebens errathen, die Kaufläden, der Markt mit seinem bunten Gewimmel neue Formen des Verkehrs', wir gerathen in Seitengassen, deren Schmutz und Elend in schneidendem Widerspruche steht mit der blendenden holländischen Reinlichkeit und dem Wohlstande der Hauptstraßen. Wir gehen an einer gothischen Kirche vorbei, deren geköpfte und verstümmelte Heiligen vom Bilderſturme erzählen und gelangen endlich zum Hafen hinab, in dessen Nähe uns zum erstenmale die abgeschmackte Fratze des „Gaapers" an einer Apotheke, ein bekanntes holländisches Wahrzeichen, mit grinsendem Lachen und herausgestreckter Zunge begrüßt. Die Trümmer alter Befestigungen am unteren Ende des Hafens mit ihren malerisch zerbröckelnden Backsteinmauern schauen uns so befreundet an, denn wir glauben sie schon einmal auf irgend einem niederländischen Architekturbilde des siebzehnten Jahrhunderts gesehen zu haben, die ungleich reicheren und schöneren Trümmer aber auf der Höhe oberhalb des Hafens im Valkenhofe gemahnen uns wehmüthig an die Zeit, wo Niederland noch deutsches Land in jedem Sinne war und deutsche Kaiser in Nymwegen Hof hielten.

Doch es treibt uns wieder hinab zur Waal und über den Fluß, daß wir eine rechte Vorderansicht der amphitheatralisch aufsteigenden Stadt gewinnen. Wir besteigen die fliegende Brücke, den „Pont" (auch schon am deutschen Niederrhein gebraucht man diesen Ausdruck); in Holland wo Alles individuell und mit Namen benannt ist, trägt selbst diese Fähre ihren Namen, sie heißt passend „Zelden Rust" — Selten-Ruhe —, mit unbeschreiblichem anmuthigem Phlegma tritt der Fährmann während der Fahrt zu uns heran und sagt zu jedem Passagiere bloß „Mynheer!" und die dargestreckte Hand erklärt das Weitere: Was hätte nicht ein Mittelrheiner im selben Augenblicke uns

alles zu sagen und in der Geschwindigkeit zu fragen gehabt! Aber der Holländer ist träge, wortkarg und langsam, nicht aus Trägheit sondern aus weiser Sparsamkeit. So fahren auch seine Schiffe langsamer als die Schiffe anderer Völker, und wenn man auf dem Rheine ein Dampfboot recht langsam herankommen sieht, so sagen die Leute noch ehe sie Form und Farben erkennen: das ist ein Niederländer. Dennoch kommen die langsamen Schiffe so weit und weiter wie andere. Auch „Zelden-Rust" bringt uns gemächlich an's jenseitige Ufer. Wir betreten die Betuve, die alte Stammінsel des Volkes, auf welches der moderne Holländer so gerne seine nationale Selbständigkeit zurückführt; hinter hohen Dämmen versteckt sich das tiefe Flachland und hinter den vorgepflanzten verschnittenen Bäumen die ächt holländischen Häuser des Dorfes, deren Giebel sich in der regungslosen Fluth der umgebenden kleinen Kanäle und Teiche spiegeln. Meine Wanderung *auf dem Wege nach Holland* ist zu Ende; ich bin ohne Zweifel in Holland selber.

Wer Schritt für Schritt wandert, der kommt langsam vorwärts, aber er kommt in der Regel weiter als er will und hoffen durfte. So habe ich hier auch den Leser weiter geführt als ich ursprünglich beabsichtigte.

Anfangs wollte ich durch meinen „Weg" nur darthun wie viel Jene verlieren an Kenntniß und Genuß, welche von Contrast zu Contrast, von einem Höhepunkte der dichtenden und gestaltenden Natur, von einem Centrum der Volkscultur zum andern eilend, alle sogenannten „uninteressanten" *Zwischenstrecken* im Schlafe durchfliegen. Gerade diese Gegenden des Ueberganges und der scheinbaren Indifferenz lehren uns erst die Länder und Völker als Organismen erkennen, Glied mit Gliede verbunden; sie eröffnen uns erst den rechten Verstand für die Totalität des Volkslebens.

Ich wurde aber unvermerkt weiter geführt und schilderte zugleich, wie untrennbar auch heute noch Holland mit Niederdeutschland verwachsen ist.

Obgleich ich mich dabei in vielerlei Einzelzüge verlor, so gab ich schließlich doch nur eine leicht umrissene Skizze, die sich unendlich vertiefen und vervollständigen ließe. Denn man müßte eine zusammenhängende Geographie, Ethnographie und Culturgeschichte des ganzen nordwestlichen Deutschlands schreiben, um alle seine versteckten Verbindungen mit Holland bloszulegen. Neben meinem friesischen und rheinfränkischen Wege würde dann auch ein niedersächsisch-westfälischer in sein volles Recht treten und ein vlaemischer dazu, welcher von Aachen durch Limburg und Nordbrabant zöge mit Ausflügen in die weitgedehnten vlaemischen Nachbarstriche des heutigen Königreichs Belgien. Denn man kann gar nicht vollständig zeigen, wie deutsch Holland ist, wenn man nicht zugleich darthut, wie deutsch auch der größere Theil Belgiens bis auf diesen Tag genannt werden muß. Beim Wandern merkt man erst wie groß die Länder sind und wie gränzenlos weitgedehnt die Volkskunde.

Wenn alle Holländer, die über Deutschland und alle Deutsche, die über Holland reden und schreiben wollen, auch nur einen jener Gränzwege vorher zu Fuße begingen, so würde in beiden Ländern solch ein festes Bewußtseyn unlösbaren Zusammengehörens entstehen, daß auch die politische Stellung von Land zu Land über kurz oder lang eine bundesbrüderliche werden müßte. Nicht die Natur hat uns getrennt sondern die Politik. Von den Centren beider Länder aus merkt Jeder gar leicht den seit Jahrhunderten hervorgekünstelten Unterschied; an den Peripherien finden wir — und das ist schwieriger, den natürlichen Zusammenhang. Alle wahre Staatskunst soll zur Natur zurückkehren: das erste Stadium dieses Weges ist erwanderte und erlebte Kenntniß von Land und Leuten.

III.

Ein Gang durch's Tauberthal.

(1865.)

Erstes Kapitel.

Allgemeine Umschau.

„Man baut gegenwärtig eine Tauberbahn, welche die bedeutendere Hälfte des Tauberthales — von Weikersheim bis Wertheim — dem großen Verkehre öffnen wird. Also ist die Tauber jetzt auf eine Weile zeitungsfähig und man darf wohl auch die Leser eines größeren Blattes an ihre stillen, wenig gekannten Ufer führen."

Mit diesen Worten leitete ich im Herbste 1865 den ersten Abdruck des nachfolgenden Aufsatzes in der Allgemeinen Zeitung ein. Ich ahnte damals freilich nicht, daß die Tauber binnen Jahresfrist noch in ganz anderem Sinne „zeitungsfähig" werden sollte: als Kriegsschauplatz in einem deutschen Bruderkriege und als beachtenswerthe strategische Linie auch für künftige kriegerische Operationen, wie sie auf Grund des Prager „Friedens" über kurz oder lang zu gewärtigen sind. Um so lieber liest man darum vielleicht diesen letzten Gang durch's Tauberthal, unternommen und geschildert in einer Zeit, wo der tiefe Friede dieser Landschaft nur erst durch die Eisenbahn gestört zu werden drohte.

Ich fahre fort in meinem Texte von 1865. Als Fußwanderer, — so schrieb ich damals — komme ich gleichsam vor Thorschluß. Denn noch kann man mit der Reisetasche durch den ganzen Taubergrund wandern, ohne für einen Handwerksburschen angesehen zu werden, kann dabei Land und Leuten fest in's

Gesicht blicken und darf noch etwas neues davon erzählen; aus den Eisenbahnfenstern werden die Reisenden über Land und Leute hinausschauen und man wird ihnen nichts neues mehr erzählen dürfen, denn Jeder „kennt" alsdann das Land. In Folge derartiger Kenntniß sind unsere größten Verkehrsstrecken bereits die unbekanntesten uns bekannten Gegenden geworden.

Wer das Tauberthal mit Vernunft durchwandern will, der muß zwei Reisekarten mitnehmen: eine neue und eine alte aus der Schlußzeit des alten römischen Reichs. Ohne die letztere weiß er gar nicht, auf welchem Grund und Boden er eigentlich steht, und die rasch wechselnde historische Physiognomie der Städte und Dörfer bleibt ihm ein Räthsel. Ein Gang durch's Tauberthal ist ein Gang durch die deutsche Geschichte, ist heute noch ein Gang durch's alte Reich, und da man bei der gleichfalls noch alterthümlichen Billigkeit der Wirthshäuser mit einer ziemlich leichten Barschaft des Geldbeutels durchkommen kann, so thut man wohl, eine etwas schwerere Barschaft historischer Vorstudien in die Tasche zu stecken.

Die liebliche Gegend hat einen kleinen Wurf, aber die Geschichte des Thals einen großen. Du trittst auf den Felsrücken der alten Burg zu Rotenburg, um einen Blick in das enggewundene obere Tauberthal zu gewinnen: der Boden, auf welchem du stehst, gehört der deutschen Kaisergeschichte, hier lag die Veste der Hohenstaufen. Du gehst in's Thal hinab über die Tauberbrücke: sie stammt aus dem vierzehnten Jahrhundert und erinnert an die Verkettung der Geschicke der Stadt mit den Geschicken Kaiser Ludwig des Bayern. Du wandelst über den Marktplatz von Rotenburg, wo es jetzt so stille geworden: hier belehnte Kaiser Friedrich III. den König Christian I. von Dänemark mit Holstein, Stormarn und Ditmarschen und unter den Zuschauern befand sich auch ein türkischer Prinz Bajazet. Du betrachtest das neue Rathhaus: hier saß Kaiser Karl V. im untern Erker und nahm die Huldigung der Bürgerschaft entgegen. Er kehrte damals als Sieger über den schmalkaldischen Bund hier ein, aber

das Podagra hielt den Sieger zwölf Tage lang in diesem selben Rathhaus gefangen. An das neue Rathhaus stößt rückwärts das alte: es erinnert an die politische und kriegerische Kraft- und Glanzzeit der Reichsstadt im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert und an den größten Rotenburger Bürger, Heinrich Toppler, der kein großer Kaufmann, sondern ein großer Staatsmann und Soldat gewesen und in den geheimen Gefängnissen dieses Hauses verhungert ist. Gehst du durchs Klingenthor gegen Mergentheim nach Dettwang hinab und zweifelst, ob du die breite Landstraße oder den steilen Streckweg links den Berg hinunter wählen sollst, so kannst du dich wohl dem steilen Pfad hinunter vertrauen, denn hier ist Kaiser Ferdinand I. mit seinem ganzen Gefolge heraufgeritten.

Selbst in der Bauernsprache der Umgegend soll noch ein Stücklein Reichsgeschichte umgehen: die Bauern sagen „wenzeln" statt schlemmen und faullenzen, und man führt dieses Wort auf den faulen König Wenzel zurück, der sich im Jahr 1387 in Rotenburg aufhielt und in dem Schlößchen im Rosenthal wenzelte.

Auf Schritt und Tritt verfolgen uns durch das stille Thal die Erinnerungen nicht sowohl der Provinzialgeschichte als der deutschen Geschichte.

Die letzte Residenz der Hoch- und Deutschmeister in Mergentheim kündigt sich uns an, lange bevor wir den Thurm der alten Ordensburg Neuhaus oder des spätern Schlosses unten in der Stadt erblicken: da und dort an der Tauber begegnet uns das Ordenskreuz, in Stein gehauen. Als Residenz der Hochmeister seit dem 16. Jahrhundert erinnert Mergentheim freilich nur an den Verfall des Ordens, aber als viel älterer Hauptsitz der Deutschmeister (mit Horneck am Neckar) auch an dessen Kraft und Blüthe.

In Creglingen suchen wir das prächtige Altarwerk von Veit Stoß, und wenn er's nicht selbst geschnitzt hat, so ist es doch seines Geistes und seiner Schule durchaus würdig und gehört als ein Meisterstück ersten Rangs, nicht bloß der fränkischen,

sondern der deutschen und allgemeinen Kunstgeschichte. Aber ungesucht tritt uns dort auch die Geschichte der Reformation entgegen, Ablaßbriefe, zumeist zerkratzt und zerrissen, sind an den Chorstühlen angeklebt und Tetzels Kanzel — so nennt die Sage ein kleines Thürmchen mit Plattform — ragt noch immer an der äußern Kirchenwand so hoch und luftig, daß der Dominikanermönch wohl ein schwindelfreier Redner gewesen seyn muß. Und wie Creglingen an Tetzel, so erinnert Rotenburg an Andreas Bodenstein von Karlstadt und dieser Name führt uns wiederum zum Bauernkrieg, für welchen das Tauberthal ein klassischer Boden ist, wie kaum ein anderer. Anfang, Mitte und Ende liegt hier beisammen. In Niklashausen an der Tauber hatte Henselin, der Pauker von Niklashausen (1476), seine Visionen und predigte vor vielen Tausenden sein socialistisches Evangelium; an der Tauber zündete fast fünfzig Jahre später, der Funken des Bauernaufruhrs ungemein rasch, aber in Rotenburg wurde der Nerv der fränkischen Bewegung schon gelähmt, noch ehe die streitbaren Haufen in der großen Bauernschlacht bei Königshofen an der Tauber vernichtet waren. Wir sehen übrigens nicht bloß Denkzeichen der zerstörenden Wuth jener Kämpfe im Tauberthal, sondern von der Tauber ist auch manches neue Streiflicht historischer Forschung aus der Spezialgeschichte der Gegend (durch Bensen) auf jene große deutsche Bewegung geworfen worden.

Inmitten eines regsamen Volks und einer ergiebigen Natur durchschreiten wir an der Tauber die Gebiete von lauter gefallenen Reichsgrößen. Das zeigt uns eben die alte Landkarte schon in den Gränzlinien aus der letzten Reichszeit, die siebenmal den nur dreißig Stunden langen Thalgrund kreuzten. Zu oberst das Gebiet der annectirten Reichsstadt (Rotenburg); dann eine ausgestorbene Markgrafschaft (Ansbach) bei Creglingen; ein säkularisirtes Hochstift (Würzburg) bei Röttingen und Lauda; ein mediatisirtes Fürstenthum (Hohenlohe) bei Weikersheim; das Land eines aufgehobenen Ritterordens (der Deutschherren) bei Mergentheim, und ein ehemaliges halbes Reichsdorf (Althausen);

eine weiland unmittelbare Reichsherrschaft (Gamburg), ritterschaftliche Besitzungen (in Archshofen, Edelfingen 2c. 2c.), verlassene Klöster, ein säkularisirtes geistliches Kurfürstenthum (Mainz) bei Bischofsheim und endlich eine mediatisirte Grafschaft (Wertheim) im Mündungsgebiete des Flusses!

So war also das Tauberthal zur Zeit des Reichs mindestens neunherrisch und jetzt gehört es nur noch dreien Herren: Bayern, Württemberg und Baden, und begegnet sich also der ganze künftige Südbund in diesem kleinen Thale. (Die drei Länder kann der Wanderer schon mit den Füßen wahrnehmen ohne alle Landkarte: in Bayern ist die Thalstraße leidlich gut, in Württemberg wird sie besser, in Baden am besten). Obgleich sich nun also die Gebietsverhältnisse an der Tauber sehr vereinfacht haben, so ist das Thal *als ganzes* jetzt doch zerstückter, zerfallener, einheitsloser als früher.

Denn vordem trug es großentheils den Schwerpunkt in sich selbst, und seine drei Hauptgebiete gravitirten in drei Hauptgliederungen des Thalgrundes. Reichsstädtisch war das obere Land, wo die Tauber noch rascheren Laufes und in engerer Rinne die Höhen des Keupers und Muschelkalks durchbricht, und Rotenburg herrscht hier als Hauptstadt; deutschherrisch war das Centrum des mittlern, sanften, culturfähigeren Beckens (im Muschelkalk), wo Mergentheim städtisch dominirte; reichsfürstlich endlich die Hauptmasse des untern Gebiets, wo der Buntsandstein zu höheren Bergen ansteigt und die Main-Tauberstadt Wertheim (mit Würzburg in der Flanke) den maßgebenden Schlußpunkt des Verkehrs macht.

Die wichtigsten drei Städte des Flusses waren also zugleich Gebiets-Hauptstädte, auch das hohenlohische Weikersheim war eine Residenz und trotzdem daß Ansbach, Kurmainz und Würzburg mit ihren Gränzwinkeln in's Thal hinein schauten, fand dasselbe sammt den meisten Seitenhöhen und Seitenthälern doch seine einigenden Mittelpunkte in sich selbst und bildete eine kleine reiche Welt für sich.

Hierin löst sich das Räthsel der früheren Culturblüthe und des jetzigen Verfalls. Nicht sowohl durch Handel und Gewerbe sind die größeren Tauberstädte im Mittelalter bedeutend geworden, als durch die Gunst der politischen Herrschaftsverhältnisse. Das gilt auch von Rotenburg. Darum sind es auch nicht sowohl die neuen Verkehrswege oder die neuen Formen der Industrie, was die moderne Blüthe des Tauberthales so bescheiden zurücktreten ließ neben den Denkmalen vergangener Pracht und Macht, sondern es ist der Sturz aller der alten Herrschaften, die früher hier gravitirten. Nicht mit dem ökonomischen Ruin des mittelaltrigen Städtewesens, sondern viel später, mit der politischen Zertrümmerung des Reichs, ging die selbständige Herrlichkeit des Tauberthals zu Grabe.

Vergleichen wir die Gegenwart mit jener vergangenen Zeit. Wie ist da alles von Grund aus anders geworden! Alles Land an der Tauber hat neue Herren bekommen: der obere Theil ist neubayerisch, der mittlere (der Taubergrund) neuwürttembergisch, der untere (der Taubergau) neubadisch. Und diese drei Stücke sind lauter fremdartige kleine Eck- und Gränzzipfel größerer Staaten. Ich sage fremdartig, denn Württemberg und Baden haben sonst gar keinen Antheil am Maingebiet, außer durch ihr Stückchen Tauber.

Das ostfränkische Volk des badischen Taubergaues bildet eine ethnographische Exclave im äußersten Nordosten des Großherzogthums, sein natürlicher städtischer Mittelpunkt ist das bayerische Würzburg, nicht Karlsruhe oder Heidelberg. Württemberg besitzt keine rein fränkische Bevölkerung, außer im Taubergrund und in den angränzenden weiland ansbachischen und hohenlohischen Aemtern. Der Tauberwein ist ein Fremdling unter den altwürttembergischen Neckarweinen, wie außerdem nur noch der Seewein am südlichsten Gegenpol des Königreichs. Zu Weikersheim und Mergentheim spricht man gut fränkisch in der Bauernstube der Wirthshäuser und gut schwäbisch im Herrenstüble, wo die Beamten sitzen. Das soll, wie der patriotische

Württemberger meint, schon vorgedeutet gewesen seyn durch die Hohenstaufen, als dieselben das Herzogthum Rotenburg an der Tauber mit ihrem Herzogthum Schwaben verbanden. Allein die Hohenstaufen schoben Rotenburg nicht in die Ecke, sondern legten vielmehr den Grundstein zu seiner selbständigen Macht als einer fränkischen Stadt und künftigen (1274) deutschen Reichsstadt ob der Tauber, als der Beherrscherin des Quellengebiets und oberen Flußlaufes.

Nun ist aber Rotenburg an der Tauber nicht bloß eine bayerische Provinzialstadt geworden, worüber es sich mit Nürnberg und Augsburg trösten könnte, sondern eine Gränzstadt, die ganz außer der Welt liegt, ein vergessenes Trümmerstück des Mittelalters. Auch sein Gebiet, früher so groß (es umfaßte 163 Dörfer und 40 Burgen) und wohl abgerundet, ist zwischen zwei Herren getheilt und vielleicht haben es die Rotenburger minder schmerzlich empfunden, daß sie 1802 ihre politische Selbständigkeit verloren, als daß 1810 ihr Gebiet zerrissen wurde — ihr Gebiet, welches die Quelle ihrer Macht und ihr Stolz gewesen war — und daß die Hälfte ihrer ehemaligen Gebietsunterthanen jetzt nicht einmal mehr nach Rotenburg zu Amt und zu Gericht geht, sondern in's Württembergische nach Mergentheim und gar nach dem obscuren Oberamtsdorf Gerabronn.

Und dazu mußte Rotenburg selber einem Kreise zufallen, dessen Hauptstadt Ansbach ist! Wenn noch Nürnberg die Kreishauptstadt Mittelfrankens geworden wäre, wie es ja ganz natürlich erscheint; aber Ansbach, das sich an historischem Rang durchaus nicht mit Rotenburg messen kann, still und stille stehend, die unpopulärste Stadt bei allen Handlungsreisenden — unpopulärer sogar als das noch stillere und stillstehendere Rotenburg! Denn nach Ansbach kommen diese Peripatetiker, um wenig Geschäfte und noch weniger Unterhaltung dort zu finden, nach Rotenburg kommen sie in der Regel überhaupt nicht.

Allein zeigt denn das Tauberthal mit seinen drei neuen Gebietsbruchstücken im Kleinen nicht genau dasselbe Bild, wie

ganz Ostfranken, der ehemalige fränkische Reichskreis, im Großen? Im Großen: Ja! aber groß und klein ist eben zweierlei. Freilich sind alle alten Herrschaften des fränkischen Kreises untergegangen und lauter neues Land geworden, in der Hauptmasse neubayerisch. Allein wenn Ansbach, Bayreuth, Würzburg, Bamberg, Nürnberg neubayerisch wurden, so wird durch solchen Zuwachs anderseits auch Altbayern ein neues Bayern, und das alte Frankenland trägt trotz München immer noch seine eigenen Culturmittelpunkte in sich selbst. Franken greift selbstthätig in die innere politische Bewegung Bayerns, wenn es auch seine äußere politische Selbständigkeit verloren hat. Dergleichen kann man aber doch nicht von den abgelegenen Gränzwinkeln des Tauberlandes behaupten.

Man ist hier im kleinen unzufrieden und klagt über allerlei Ungunst und Vernachlässigung; die Vergangenheit zeigte große politische Schauspiele, die Gegenwart ein rührendes Familienstück. In Rotenburg meinen viele Leute: Württemberg behandle seine alten Reichsstädte mit größerer Vorliebe als Bayern und würde einer Stadt wie der ihrigen doch wenigstens ein Stückchen Eisenbahn gegönnt haben; im württembergischen Creglingen dagegen, dessen kunstberühmte Herrgottskirche nur nothdürftig erhalten wird, vernahm ich, daß man in Bayern doch mehr thue für die Kunstalterthümer, und König Ludwig I. habe den Creglingern schon 20,000 Gulden für ihren Hochaltar geboten, die biete in Württemberg kein Mensch. Die Badener beneiden nicht gerne das Ausland, aber sie beneiden sich untereinander, und in Tauberbischofsheim klagte man (früher wenigstens) oft und bitter, daß der badische Taubergau des Segens von Amts- und Behördensitzen, Garnisonen, Zuchthäusern und anderen nahrhaften Anstalten lange nicht so reichlich theilhaftig werde, wie die übrigen Gegenden des Großherzogthums.

Es geht bei dem Charakter eines Landstrichs, wie bei den Charakteren der Menschen: beide zeichnen sich am schärfsten in einer Reihe von Widersprüchen. Wer aber dem Charakter auf den Grund sieht, der findet doch immer zuletzt, daß diese Wider-

sprüche nur scheinbar sind. Zum weiteren Nachdenken werfe ich ein halbes Dutzend solcher Widersprüche hin, in welchen sich mir der Charakter des Taubergebiets besonders zu spiegeln scheint.

Daniel in seiner Geographie von Deutschland nennt den Taubergrund „einen Garten Gottes an Fruchtbarkeit und Schöne," und das Tauberland ist, wenn man vorwärts schaut, wohlhäbig und aufblühend; aber es ist zugleich arm und zurückgegangen, wenn man rückwärts blickt in seine Geschichte. Und doch ist diese Geschichte, niederdrückend für die Gegenwart, zugleich auch wieder ein stolzer, unzerstörbarer Reichthum des Landes.

Das Tauberthal ist äußerst belebt und verkehrsreich, dennoch ist es auch wieder gar stille, einsam und abgelegen; denn sein Verkehr ist fast durchaus Localverkehr, es ist der enge, freundnachbarliche Verkehr der Landwirthschaft und des Gewerbes, nicht der weite, weltoffene des Handels und der Industrie.

Das Tauberthal ist literarisch sehr fleißig bearbeitet — sprunghaft und in Bruchstücken, und trotzdem literarisch kaum bearbeitet — im Zusammenhang und im Ganzen. Wer über die Tauber auch nur flüchtige Studien machen will, der muß sich einen ganzen Stoß Bücher zusammen tragen, eben weil von der Tauber schon so viel und über die Tauber noch so wenig geschrieben ist. Bayern bietet überreiches historisches Material (von Winterbach und Bensen), sorgsame kunstgeschichtliche Forschungen (Sigharts Kunstgeschichte) und gute ethnographische Notizen (Bavaria) über sein Stück Tauberland, Württemberg ausgezeichnete volkswirthschaftliche und statistische Nachrichten in der neuen Landesbeschreibung des topographischen Bureau, und wird erschöpfend Kunde geben von seiner Ecke Taubergegend, wenn einmal die Oberamtsbeschreibung von Mergentheim erschienen seyn wird. Es gibt auch schätzbare badische Tauber-Literatur, und dazu allerlei Main-Literatur, die einen kleinen Spaziergang tauberaufwärts macht. Allein, das sind lauter Bruchstücke, ähnlich wie die tüchtigen Monographien von Ottmar Schönhuth über Mergentheim und Creglingen, zerstreute Aufsätze in Vereins-

Jahrbüchern u. dgl., sie klappen nicht aufeinander und ergänzen sich nur zufällig. Denn wo die Landesgränze das Thal durchschneidet, da hört für die offizielle Topographie (wie für unsere bayerischen Generalstabskarten) die Welt auf.

Das Tauberland ist von Natur kein Gränzland, und dennoch war und ist es ein so vielfach durchgränztes Land. Ja man kann nicht einmal unbestritten sagen, in welches Herren Lande die Quelle des Flusses liegt. Die Tauber entspringt in Bayern und Württemberg — wie man will; denn die Bayern sagen, sie entspringe hüben, die Württemberger, sie entspringe drüben. Jedenfalls entspringt sie an der Gränze.

Das Tauberthal ist endlich höchst wegsam, liegt aber doch überall aus dem Wege. Dies will ich noch etwas näher erläutern.

An der Thalstraße der Tauber liegen 9 Städte: Rotenburg, Creglingen, Röttingen, Weikersheim, Mergentheim, Königshofen, Lauda, Bischofsheim, Wertheim, auf 27 Stunden Wegs, es kommt also auf je 3 Stunden eine Stadt, und wohl auf jede Stunde eine Ortschaft überhaupt. Dazu ist das Thal die natürlichste Verbindungslinie zwischen der sogenannten europäischen Wasserscheide, der Frankenhöhe, und dem Untermain; es ist offen, bequem wegsam, hat größentheils nur sehr mäßiges Gefäll, und bloß eine größere, leicht abzuschneidende Curve. Man sollte meinen: ein solches Thal müsse seit ältester Zeit eine natürliche Hauptstraße gebildet haben. Und doch war dies niemals der Fall und wird es auch nach vollendeter Eisenbahn nicht werden. Wie die Tauber seit dem Mittelalter von Gränzen durchschnitten ist, so ist sie auch von Hauptstraßen quer durchkreuzt, von Hauptstraßen berührt, aber keine Hauptstraße folgt dem Flusse. Der Grund dafür lag und liegt in der uralten überwiegenden Bedeutung Würzburgs, welches den Verkehr aus Süden und Westen seitab zu sich herüberzog, und in den störenden Schlangenlinien des Mainvierecks, die den Verkehr von Osten nach Westen vorwärts über den Spessart drängten.

Die mittelalterige Hauptstraße von Augsburg nach Würzburg berührte (seit dem vierzehnten Jahrhundert) die Tauber nur bei Rotenburg, die alte Straße vom Neckar (Heilbronn) zum Main zielte gleichfalls auf Würzburg und kreuzte die Tauber bei Mergentheim, die neue Eisenbahn von Heidelberg nach Würzburg wird das Thal bei Tauberbischofsheim kreuzen, die Thalbahn selbst aber (Weikersheim-Wertheim) wird nur locale Bedeutung haben. So führten die großen Straßen von altersher das Thal zwar in die Welt hinaus, aber sie führten die Welt nicht durch das Thal.

Als Kaiser Ludwig der Bayer in seinen Kämpfen mit Friedrich dem Schönen von den Rotenburgern so kräftig unterstützt worden war, gab er ihnen (1331) zum Dank, neben mancherlei Rechten und Freiheiten, auch das Versprechen, daß die große Straße von Augsburg nach Würzburg durch Rotenburg gehen solle. So geschah es denn auch, und so blieb es durch Jahrhunderte, und die Rotenburger meinen: diesen Zug aus der bayerischen Geschichte hätte man in München nicht vergessen und wenigstens die Ansbach-Würzburger Linie über ihre Stadt führen sollen, statt über das nur zwei Stunden seitab gelegene, historisch völlig unbedeutende Steinach. Man sieht, an der Tauber spielt die Geschichte überall herein, selbst in die Eisenbahnfragen. Allein unsere Ingenieure schlagen nicht die Chronik nach, wenn sie eine neue Bahnlinie entwerfen.

In Folge der besprochenen Weg- und Gränzverhältnisse ist aber das Tauberthal nicht bloß auswärts wenig bekannt, sondern die Bewohner selber kennen großentheils das Gesammtgebiet ihres anmuthigen Flüßchens weit weniger, als der fremde Wanderer glauben möchte, wenn er so bequem auf belebter Straße thalabwärts zieht. Ein Rotenburger wird nicht oft nach Wertheim reisen, und noch seltener kommt ein Wertheimer hinauf nach Rotenburg. Zwischen Dettwang und Creglingen ging ich mit einem jungen Bauernburschen aus der Gegend. Er gehörte gerade nicht zu der bäuerlichen Aristokratie, denn er hatte eben

ein Schwein zur Stadt getrieben, allein er kannte das obere Thal äußerst genau, hatte fein beobachtet und wußte so gut Bescheid in der Geschichte seiner Gegend, daß ich ihm — geradewegs aus Altbayern kommend, wo die Bauern, welche Schweine treiben, etwas weniger historisch gebildet sind — mein Erstaunen darüber nicht verhehlen konnte. Er erzählte mir viel vom dreißigjährigen Krieg, den er, auf nähere Erkundigung nur um hundert Jahre zu früh setzte, von der Erstürmung Rotenburgs durch Tilly, von Tetzels Ablaßpredigt, von der deutschherrischen Zeit in Mergentheim, welche man dort die deutschnärrische Zeit nennt, von den Hohenstaufen und ähnlichen Dingen. Er war in Stuttgart und Ludwigsburg bekannt, und wußte viel von Honduras und Mexico und von Amerika überhaupt, nur daß er Mexico beiläufig einmal mit Algier verwechselte; von der untern Hälfte seines heimathlichen Tauberthals dagegen wußte er nichts, und da er gesehen hatte, wie sich bei Mergentheim das Thalbecken ausweitet, so behauptete er: der Fluß laufe von dort abwärts durch eine Ebene. Andererseits traf ich in Bischofsheim und Wertheim mit sehr gebildeten Leuten zusammen, welchen ich Rotenburg wie eine ganz fremde Stadt schildern konnte; sie waren niemals droben gewesen.

Zweites Kapitel.

Von Stadt zu Stadt.

1. Rotenburg.

Nachdem ich nun bis hieher das Thal im Ganzen und von oben herab aus der historisch topographischen Vogelperspective gezeichnet habe, will ich den Leser auch noch zu den einzelnen schönsten und merkwürdigsten Punkten führen. Dies sind aber hier, wie fast überall im mittelrheinischen Lande, die Städte, Dörfer und Burgen. Die Landschaft wird erst schön und bedeutend durch die Staffage.

Wenn heutzutage so viele Reisende in den Thälern des Rheins und seiner Nebenflüsse sich enttäuscht finden, so rührt dies nur daher, weil sie die Staffage nicht zu sehen verstehn, und in Gegenden, die als Culturland unvergleichlich reizend sind, die reine Naturschönheit, wie etwa im Hochgebirge, suchen.

Die oberste und die unterste Stadt der Tauber haben den höchsten malerischen Ruhm: Rotenburg und Wertheim. Man hat die Lage von Rotenburg mit Jerusalem verglichen und die Lage von Wertheim mit Heidelberg.

Rotenburg zeigt, von vorn oder hinten betrachtet, ein höchst verschiedenartiges Doppelgesicht. Von vorn der enge Thalgrund des Flusses, felsige Anhöhen, bedeckt mit Weingärten zwischen Gestein und Buschwerk, die Stadt mit ihren vielen

Thürmen und Mauern, wie eine große Burg die Höhe bekrönend, dazwischen die Felsenzunge des eigentlichen Burgberges, auf welchem jetzt neben der alten Kapelle nur noch mächtige Bäume aufragen statt Berchfrit und Palas. Von hinten dagegen sanft ansteigende Ackerflächen, die „Rodenburg" (im gerodeten Land) verkündend, Hopfenstangen statt der Rebenpfähle, und nur noch auf der langen obersten Linie des Hügelrückens Thurmspitze an Thurmspitze, die in seltsamer Silhouette von dem Goldgrunde des Abendhimmels sich abheben. Vorn Wein, Bergwildniß und Romantik, hinten Bier, Hügelfläche und prosaische Cultur.

Im Innern ist Rotenburg von allen alterthümlichen deutschen Städten, welche ich kenne, weitaus die alterthümlichste, die am reinsten mittelalterliche. Nürnberg hat sich verjüngt in und neben seinen alten Quartieren, Rotenburg ist durchaus alt geblieben, und was etwa nicht alt wäre, das erscheint verschwindend bedeutungslos. Die Stadt ist wie erstarrt, versteinert, sie ist äußerlich stehen geblieben, also innerlich heruntergekommen, aber sie ist nicht so weit heruntergekommen, daß sie eine Ruine und folglich dann doch wieder etwas neues geworden wäre. Sie ist vergessen worden von der zerstörenden sowohl als von der neubildenden Zeit.

Wall und Graben, Mauern, Thore und Thürme gürten sich so fest um die Stadt, als sollten sie heute noch, wie in Kaiser Ruprechts Tagen, die Wogen des stärksten ritterlichen Heeres brechen. Noch schauen uns aus der Bastei am Spitalthor ein paar alte Kanonen entgegen, noch gehen wir über die alten Thorbrücken, aber die alten Thorflügel sind freilich geöffnet, um nicht wieder geschlossen zu werden, und statt des Reichsadlers hängt eben eine k. bayerische Conscriptions-Verfügung am Einlaß. Gar manche deutsche Stadt hat noch alte Mauern und Thürme, allein ein so geschlossenes System größtentheils ächt mittelaltriger Festungswerke, die der ganzen Stadt das Ansehen einer großen Burg geben, wird sich selten wiederfinden.

Zu diesem Zug des äußeren Gesichtes gesellt sich ein Zug

der inneren Physiognomie der Stadt, durch welchen Rotenburg ganz besonders als ein versteinertes Stück Mittelalter inmitten der Gegenwart erscheint: die Masse der öffentlichen Gebäude erdrückt gleichsam die Privathäuser (mit Ausnahme eines einzigen Stadttheils); fast alles, was uns monumental bedeutend, was uns alterthümlich anziehend entgegen tritt, zielt auf die politische oder kirchliche Gemeinde, und selbst die historisch merkwürdigen Privathäuser sind doch zumeist nur deßwegen merkwürdig, weil sie Trümmer älterer öffentlicher Gebäude in sich schließen, oder weil eine Erinnerung aus dem öffentlichen Leben der Stadt auf ihren Mauern ruht. Wenn man alle reinen Privathäuser von Rotenburg weg nähme, so bliebe doch Rotenburg im wesentlichen stehen.

Man kennt jene wunderlichen Städteprospecte in Büchern des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, auf welchen wir fast nur Festungswerke, Kirchen, Klöster, Rath- und Zunfthäuser und dergl. hochaufragend erblicken, und daneben dann so beiläufig ein kleines Häuflein von niederen Dächern der eigentlichen Wohnhäuser Diese Prospecte sind ohne Zweifel naturalistisch ungenau, wie aus dem Gedächtniß gezeichnet, sie versinnbilden aber sehr treffend den wahren Charakter einer mittelalterigen Stadt. Damals machte die Stadt den Bürger, während in unserer Zeit die Bürger die Stadt machen.

Wie den Zeichnern jener alten Prospecte, so geht es uns heute noch bei Rotenburg. So lange wir durch die Straßen wandern, sehen wir freilich Privathäuser genug; entwerfen wir uns aber nachher ein Bild des Ganzen aus dem Gedächtniß, so ist es, als ob Rotenburg aus lauter öffentlichen Gebäuden bestünde, mit einer bedeutungslosen Zuthat von Wohnhäusern. Rotenburg besitzt im Vergleich zu seiner Größe mehr monumentale Bauwerke als Nürnberg oder Augsburg, aber ihm fehlen jene Häuser, welche an große Bürgergeschlechter erinnern, deren Ruhm, wie bei den Fuggern und Welsern, den Glanz der Stadt selbständig gehoben, ja zeitweilig überstrahlt hätte. Das Roten-

burger Patriciat war bedeutend in und mit der Gemeinde, nicht über dieselbe hinaus.

So sanken denn auch die Bürger in der neueren Zeit zu sehr mäßigem Wohlstand herab, während die Gemeinde reich blieb. Rotenburg hat ein größeres Gemeindevermögen als München, und das Kapital seiner Wohlthätigkeitsstiftungen belief sich im Jahr 1861 bei einer Bevölkerung von nur 5049 Seelen auf die Summe von 1,389,900 Gulden. Nürnberg und Augsburg sind berühmt wegen ihres Reichthums an milden Stiftungen, allein Nürnberg besaß in demselben Jahre bei 62,787 Einwohnern nur 4,967,062 Gulden, Augsburg bei 45,389 Einwohnern 4,252,503 Gulden Stiftungskapital; diese reichen Städte erfreuen sich also im Vergleich zu ihrer Volksmasse bei weitem keines so großen Stiftungsvermögens wie das arme Rotenburg.

Die alten Geschlechter in Rotenburg wurden reich durch die Stadt, und die Stadt war reich durch den Grundbesitz und die grundherrlichen Rechte ihres großen Gebiets. Umgekehrt werden in unserer Zeit hier die Armen ernährt und beschäftigt durch die Stadt: mehr als ein Drittel sämmtlicher Familien zählt zu den Taglöhnern oder den conscribirten Armen, und von 349 Taglöhnerfamilien nährten sich im Jahr 1855 nicht weniger als 214 von städtischem Taglohn. Das ist auch ein Stück versteinertes Mittelalter.

Rotenburg ist eine ganze Stadt im gothischen Styl, und zwar des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts; dies eben war die Zeit, wo die Gemeinde am höchsten stand. Die älteren romanischen Bauten wurden von der Gothik verschlungen bis auf wenige Reste, und wer jetzt den Rotenburger Romanismus studieren will, der muß auf die umliegenden Dörfer gehen. Der Renaissance gehört der Neubau des Rathhauses an; allein so übermächtig herrscht die Gothik, daß dieser Prachtbau doch dem gothischen Gesammtcharakter der Stadt nichts anhaben kann. Das Hauptwerk der Gothik aber, die Jakobskirche, ward durch den Gemeinsinn der Bürger so groß und stolz; jedermann steuerte

durch viele Jahre wöchentlich einen Heller, und so bekamen die Rotenburger die schönste Kirche auf weit und breit — der Abt von Heilsbronn wußte gar nicht wie? Die Bürger aber wußten's und sagten's ihm.

Noch heutigen Tags ehrt und erhält die Gemeinde ihre zahlreichen Denkmale, die zum Theil gewiß nur noch ein fressendes Kapital sind, mit achtungswerther Treue. Die Bürger sind stolz darauf, daß sie jetzt einen so schönen öffentlichen Garten zwischen den Trümmern der Reichsburg geschaffen haben; sie erhalten ihre Stadtmauern und Thürme, und wenn im Anfang dieses Jahrhunderts manches merkwürdige monumentale Werk muthwillig zerstört wurde, so haben das in der Regel andere Leute als die Rotenburger gethan.

Der wichtigste Ausfuhrartikel der Stadt in alten Zeiten war das Getreide, und die vielen Mühlen und Bäckereien bildeten das charakteristische Gewerbe. Rotenburger Brod ist altberühmt; es überlebte den Ruhm der Reichsstadt; im Jahr 1779 wußte man selbst in Paris noch davon, ein damaliger französischer Geograph schreibt von Rotenburg nichts weiter als: l'air y est sain et le pain excellent. Jetzt kennt man das Rotenburger Brod in Paris vermuthlich nicht mehr; allein die Schranne ist doch noch der wichtigste Markt des Platzes, es gibt noch immer viele Mühlen unten im Thal und auffallend viele Bäcker, Melber und Brauer oben auf dem Berg, und die Luft ist gesund geblieben und das Brod vortrefflich.

An der obern Tauber sieht es allerwege alterthümlicher aus, als im mittleren und untern Thal. Das kann man auch an Sitte und Tracht des Landvolks wahrnehmen, ja sogar beim Weinbau. Die Weinberge der oberen Tauber sind selber ein allmählich versinkendes Alterthum. Sie steigen hier bis gegen 1300 Fuß Meereshöhe; das ist mittelalterlich, und erinnert an jene Zeit, wo auch bei „Kaltenberg" am Ammersee noch Wein wuchs; in der Pfalz geht man heutzutage mit der Rebe nicht über 700 Fuß.

Zwischen den einzelnen Weingärten ziehen sich Wälle von zusammengelesenen Steinen die Hügel hinab und geben der ganzen Landschaft ein seltsam fremdartiges Ansehen. Diese langgestreckten Steinhaufen (hier „Steinmauern" genannt), sind Denkmale uralten Fleißes bei der Rodung des Acker- oder Reblandes, und geben als unverrückbare Gränzlinien dem Forscher der Wirthschaftsgeschichte einen Wink über den ältesten Umfang der einzelnen Gütertheile.

Bei Weikersheim, wo das antiquarische Interesse des Weinbaues zurück tritt, weil dort ein auch noch für die Gegenwart höchst angenehmer Trank gedeiht, verschwinden diese Steinwälle. Allein die Weinberge sehen doch auch hier wieder ganz anders aus als am Main oder Neckar. Die Stöcke stehen äußerst licht und kurzgeschnitten, da die hitzige flache Bodenkrume auf dem Kalkgeröll keine enggepflanzten, stark in's Holz treibenden Reben duldet. Die Ertragsmenge ist darum auffallend gering, die Güte des Gewächses aber kann unter Umständen ausgezeichnet werden. Weikersheim, Markelsheim, Mergentheim und Marbach rühmen sich des besten Tauberweins. Er ist entschieden kein Schwabe, sondern fränkisch mittelrheinischer Art, durch Feuer und Blume überraschend, allein flüchtig und nicht von langer Dauer. Auch dieser Wein steht, gleich der ganzen Tauber, an den Gränzen: er ist kein Wein von Rang und großem Namen, dennoch sind die besseren Sorten zu fein, die geringeren zu wenig ausgiebig, und die ganze Cultur ist zu kostbar, als daß der Wein als ächter Landwein, als allgemeiner Haustrunk im Lande herrsche. Darum darf es uns nicht wundern, daß wir in so vielen Wirthshäusern des Tauberthals zwar die Weinberge vor den Fenstern liegen sehen, auf den Wirthstischen aber stehen zumeist bloß Biergläser.

2. Creglingen.

Das nächste Städtchen unter Rotenburg ist Creglingen, eine Bauernstadt, welche, wie andere Tauberstädte gleichen Ranges — Röttingen, Königshofen, Lauda — von der Stadt wesentlich

nur den alten Namen, alte Häuser und Ruinen und alte Erinnerungen besitzt, im socialen Charakter jedoch die entschiedenste Schwenkung zum großen Dorf genommen hat.

Ein Vergleich mit Rotenburg wird die Physiognomie Creglingens in klares Licht stellen. Beides sind alterthümliche Städte; aber das erstarrte Rotenburg macht einen überwiegend architektonischen, das im Verfall lebendige Creglingen einen malerischen Eindruck, und bekanntlich ist ein Loch am Ellenbogen und ein Flicklappen auf dem Knie oft malerischer als ein ganzes Kleid. Die Reichsstadt Rotenburg war eine höchst selbständige Stadt, Creglingen als ächtes landesherrliches Städtchen höchst unselbständig. Durch Erbschaft, Kauf und Tausch ging es von Hand zu Hand, und wurde der Reihe nach hohenlohisch, burggräflich, erst magdeburgisch, dann nürnbergisch, markgräflich ansbachisch, bayerisch und zuletzt württembergisch. In Rotenburg bauten die Bürger ihre schönste Kirche ganz allein, Heller zu Heller sammelnd; die schönste Kirche Creglingens, jene berühmte „Herrgottskirche," ist nicht von Creglingern erbaut, sondern von den Herren v. Brauneck. Sie liegt auch nicht in der Stadt, sondern ein Viertelstündchen abseits auf dem Gottesacker, ursprünglich eine Wallfahrtskirche, um welche sich dann die Gräber reiheten.

Man kann sagen: das Merkwürdigste von Creglingen überhaupt ist der Kirchhof. Die alten Grabsteine erzählen uns hier, wie viel vornehmer die Stadt einmal gewesen ist. Nicht bloß Pfarrersfrauen, sondern auch eine Schustersfrau des siebzehnten Jahrhunderts steht fast lebensgroß auf ihrem Grabstein, als Relief gearbeitet, im Mantel und Faltenrock, fast wie eine Aebtissin anzuschauen. Der Kirchhof ist nicht groß, und die Kirche ist klein; sie ist aber ein reizendes Kunstgebilde und angefüllt mit allerlei Merkwürdigkeiten der Kunst, der Geschichte und der Sage, ein Mittelding zwischen Kirche und Museum. Auf dem Altar schreibt man sich in's Fremdenbuch; aber die vielen Sträuße und Kränze von künstlichen Blumen, welche vor dem Altar an einem Balken und an einer Seitenwand aufge-

hangen sind, erinnern uns, daß die Kirche auch noch Kirche ist. Es sind lauter Blumen von Kindersärgen; sie werden von den Pathen auf den Sarg gelegt und dann zum Andenken in diese Kirche gestiftet, wo man die Leichengottesdienste abhält. Wie mir die Küsterin erzählte, kennen die Pathen noch nach Jahren ihre Blumen und betrachten sich dieselben zeitweilig, um ihres verstorbenen Schützlings zu gedenken. Steht man vor diesen Kränzen, so erschließt sich ein wundervoller Blick in's Freie, umrahmt von dem offenen Kirchenportal, über den Vordergrund der Gräber und der verfallenen Kirchhofsmauer und über die enge Thalschlucht des Herrgottsbaches hinauf zu den grünen Bergen und dem blauen Himmel. Und so werden wir von den verstaubten Alterthümern zurückgeführt in die lebendige Gegenwart durch die Bilder des Todes.

Aber auch die verstaubten Alterthümer können leben in der ewigen Jugend der Kunst. Das bezeugt uns der wundervolle Hochaltar des Kirchleins mit seinen Holzschnitzereien. Sie sind von berufneren Männern längst gewürdigt und behaupten ihren Platz in der deutschen Kunstgeschichte. Ich will darum hier nicht näher auf dieses Werk eingehen. Nur eine Bemerkung sey mir erlaubt.

Als vor etlichen Jahren das Knabl'sche Altarwerk in der Münchener Frauenkirche aufgestellt wurde, legten viele Künstler ihr eifrigstes Fürwort ein, daß man eine so edle und großartige Holzsculptur doch unbemalt lassen möge. Allein der Altar wurde bemalt und vergoldet, unter Berufung auf das kirchliche Herkommen und die Stimme des Volks, welche in Altbayern die unbemalten Heiligen „blinde Heilige" nennt. Der Creglinger Hochaltar stammt nun aber aus der besten alten Zeit und ist dennoch unbemalt; rein, wie sie von dem Messer des Schnitzers gekommen, treten seine Gestalten in der vollsten Klarheit der Linien vor uns, und der Gesammteindruck ist überraschend edel. Es findet sich aber auch zu Rotenburg in der Jakobskirche ein unbemaltes gothisches Altarwerk, und der Prachtaltar in der

dortigen Spitalkirche entbehrt gleichfalls der Farben. Vielleicht sind noch mehr alte Altäre ohne „Faßmalerei" an der Tauber zu finden, und in Franken jedenfalls. Auch bei den Heiligenbildern an Häusern und Wegen liebt der Franke die bunte Farbe ungleich weniger als der Bayer und Tiroler und es fragt sich, ob denn das katholische Volk immer und überall die geschminkten Heiligen den blinden Heiligen vorgezogen hat, und ob nicht auch hier, wie überhaupt in der mittelalterigen Kunst, örtliche Unterschiede wahrzunehmen sind, die der reinen Holzsculptur doch ein größeres Recht des Herkommens einräumen würden, als die Geistlichen den Künstlern zugestehen.

Die große Mehrzahl der Creglinger ist protestantisch, neben ganz wenigen Katholiken und ziemlich viel Juden. Archshofen oder Creglingen war noch vor Kurzem zum vierten Theil von Juden bevölkert, und in dem früher deutschherrischen Taubergebiet findet sich überall eine starke Judenschaft, wie denn auch die Juden in einen Theil des hohenlohischen Gebietes, von wo sie früher ausgeschlossen waren, durch einen Zwischenbesitz des Deutsch-Ordens eindrangen. In Rotenburg, der ehemaligen Reichsstadt, gibt es zwar eine Judengasse, aber keine Juden darin, weil man sie dort vor fünfhundert Jahren todtgeschlagen und vor dreihundert Jahren ausgeplündert und fortgejagt hat. Wie so vieles andere, sind also auch die Juden in Rotenburg bloß monumental und historisch. Tauberabwärts dagegen sitzen sie noch wirklich und lebendig an warmen Sommerabenden vor dem Thor, oder wenigstens vor der Hausthüre, nach alttestamentlicher Weise. Doch mindert sich ihre Zahl, wie auch anderwärts auf dem Lande. Der moderne freie Verkehr führt die Juden massenhaft in die größeren Städte, und während man von der Emancipation der Juden den Ruin des Bauernstandes befürchtet hat, wird umgekehrt der Bauer durch dieselbe des kleinen jüdischen Schachers ledig.

3. Weikersheim.

Zwischen Creglingen und Mergentheim fordert Weikersheim noch eine kurze Einkehr; denn das Städtchen hat wiederum sein ganz eigenes Gesicht. Auf dem Wege von Queckbronn über den Berg verkündet der ummauerte Wildpark und die schöne alte Lindenallee schon von ferner die fürstliche Residenz des siebenzehnten Jahrhunderts.

Man würde bei den Weikersheimern nicht für einen Mann von Bildung gelten, wenn man durch die Stadt gegangen wäre, ohne das hohenlohische Schloß mit seinem Rittersaal und seinem französischen Garten gesehen zu haben. Der Einwand, daß man schon viele andere Rococo-Schlösser und Gärten kenne, gilt nicht; denn es gibt doch nur einen Weikersheimer Schloßgarten und einen Weikersheimer Rittersaal. Die Leute haben recht: das Schloß ist das Wahrzeichen ihrer Stadt; es umschließt die Summe der Kunsteindrücke, an welchen sich hier der Kleinbürger von Jugend auf erfreut, die Summe der nächsten Geschichtserinnerungen, an welchen er sich belehrt hat, und nach den Interessen für die Quellen unserer eigenen Bildung bemessen wir so gern die Bildung eines Andern; wer aber zu Fuß kommt, der muß sich als besonders fein gebildet ausweisen, damit man seine staubigen groben Schuhe nicht sieht.

Also gehen wir in das Schloß, dessen einzelne Theile aus einer Burg in einen Renaissancebau und aus diesem in einen Rococobau sich umgestaltet und erweitert haben. Nach den ernsten Geschichtsbildern des oberen Theiles ruht sich der Geist behaglich aus in den Baumgängen des halb verwilderten französischen Gartens mit den Ruinen seiner palastartigen Gewächshäuser, mit seinen steinernen Bänken in der Form von geflochtenen Körben, seinen Statuen von Zwergen und Zwerginnen im mannigfachsten Gewand, und seinen Göttinnen und Nymphen mit äußerst wenig Gewand.

Und vollends der Rittersaal des weitläufigen Schlosses!

Wir sehen in dem gewaltigen Prunkraum alles mögliche, nur keine Ritter — Eber, Hirsche, Elephanten, Löwen, plastisch gearbeitet und bemalt, trotz dem Creglinger Altar, überlebensgroß, an der Wand und aus der Wand springend, einen wunderschönen Renaissance-Kronleuchter zwischen diesen Ungethümen, ächteste alte Prospecte aus Paris, von Trianon, vom ächten Versailles und vom hohenlohischen Versailles Karlsberg dazu, die Ahnenbilder der Familie seit 1610 in Hoftracht, ein Riesenpaar über dem Kamin, aus dessen Hüften zwei hohenlohische Stammbäume aufwachsen, eine Uhr mit beweglichen Aposteln, die sich aber nur bewegen, wann die Herrschaft anwesend ist. Wir ruhen uns aus, wie wenn wir ein Geschichtsbuch beiseite gelegt hätten; und doch ist auch diese Novelle ein Blatt aus der Culturgeschichte.

4. Mergentheim.

Aber indem wir nach Mergentheim weiter ziehen, kommen wir wieder zu größeren historischen Fernsichten, zunächst wenigstens auf einem kleinen Umweg über die Ostseeküste und Marienburg.

Man nähert sich Mergentheim, seit 1526 die Residenz der Hoch- und Deutschmeister, gar leicht mit falschen Erwartungen, indem man hier wenigstens einen blassen Abglanz der Romantik von Marienburg sucht. Allein von dem früheren Hochmeistersitz, von Marienburg in Preußen, nach dem späteren, nach Marienthal (Marienheim, Mergentheim) in Franken, ist ein gewaltiger Sprung.

(F. Pfeiffer in der Germania leitet den Namen des Orts von einem altdeutschen Personennamen ab; Mone natürlich aus dem Keltischen. Zum erstenmal erscheint er Anno 1058 als Mergintaim. Wenn auch die Ableitung des Namens von der Jungfrau Maria erst eine spätere Deutung der Gelehrten ist, so hat sie doch eben im Zusammenhalt mit dem Orden und der Marienburg im fernen Osten ein culturgeschichtliches Interesse).

In Marienburg wuchs und wirkte die Mannesstraft des Ordens, in Mergentheim setzte er sich in seinen alten Tagen zur Ruhe. Der Titel des Hochmeisters ist hier noch um zwei Sylben (Hoch- und Deutschmeister) länger geworden, dafür war Macht und Besitz des Ordens jetzt um so kürzer beisammen. Die Hochmeister von Marienburg stammten aus allerlei großen und kleinen Familien; nicht Wenige waren die Söhne ihrer eigenen Thaten, und die drei kraftvollsten unter ihnen kennt die deutsche Geschichte; von den achtzehn Mergentheimer Hoch- und Deutschmeistern waren fast zwei Drittel geborene Prinzen, die Geburt führte sie zu dieser Würde, bei welcher wenig mehr zu thun war; ihre Namen gehören der Ordensgeschichte an, die deutsche Geschichte erzählt nichts von ihnen. Während die älteren Hochmeister großentheils in Marienburg, wo sie lebten und wirkten, begraben liegen, sind seit 1600, also in den letzten zwei Jahrhunderten des Ordens, nur zwei Hoch- und Deutschmeister in Mergentheim gestorben und begraben worden; da sie so wenig dort zu thun hatten, so brauchten sie auch dort nicht zu sterben, und die Särge der übrigen ruhen in den Fürstengrüften von Wien, Innsbruck Brüssel, Düsseldorf, Köln, ja im Escurial.

Die Ordensburg an der Nogat, Schloß, Festung und Kirche aus einem Stück, liegt etwas weit hinten in Preußen, ist aber doch weltberühmt; das Schloß an der Tauber, ein fürstlicher Ruhesitz mit einer Rococokirche, liegt mitten im innersten Deutschland, ist aber wenig gekannt; es ist auch nicht einmal das kunstgeschichtlich bedeutendste Gebäude von Mergentheim. Dennoch war Mergentheim mehr als ein bloßer Landaufenthalt für den altersschwachen Orden. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert fanden mehrere tüchtige Deutschmeister den Weg aus der hiesigen Gegend zum Hochmeistersitz in Marienburg, den überhaupt auffallend viele Franken inne hatten, und eben jener Siegfried von Feuchtwangen, unter welchem die Glanzzeit des Ordens begann und die Burg an der Nogat zur Hofburg erhoben wurde, stammte aus der Nachbarschaft der Tauber.

Und nun noch einen Blick auf die beiden Schlösser in ihrem gegenwärtigen Zustand. Marienburg ist prachtvoll wieder hergestellt und mit alter und neuer Romantik geschmückt durch einen Romantiker auf dem Thron, wiederhergestellt nicht nur im antiquarischen Interesse, sondern auch im preußisch-patriotischen, als ein Denkstein altpreußischer Geschichte, und zugleich als ein Erinnerungsmal für das Wiedererstehen Preußens nach dem tiefen Fall der napoleonischen Zeit; der preußische Landwehrmann von 1813 steht auf den gemalten Fenstern des Remters gegenüber dem Kreuzritter von 1190.

Welche Gegensätze in Mergentheim! Hier wurde das Schloß umgestaltet zum wohlgepflegten modernen Fürstensitz, der Burggarten zum schattigen englischen Park. Man sagt: im Jahr 1809, bei der württembergischen Besitzergreifung, seyen viele Erinnerungszeichen der Deutschherren absichtlich vernichtet worden. Die Sehenswürdigkeit des Schlosses ist ein Naturaliencabinet, von einem fürstlichen Reisenden und Naturforscher hier aufgestellt. Mergentheim hat mit Alt-Württemberg nichts zu schaffen, wohl aber erinnert es an die Rheinbundszeit, die man jedoch schwerlich hier monumental verherrlichen wird. Durch die vier letzten Hochmeister, welche österreichische Erzherzoge waren, neigte das katholische Ordensländchen zu Oesterreich hinüber, und als Napoleon Mergentheim im Jahr 1809 dem König von Württemberg geschenkt hatte, wollten die benachbarten Bauern mit Gewalt nicht württembergisch werden. In der falschen Hoffnung auf österreichische Hülfe zogen sie nach Mergentheim, nahmen die Stadt, wurden aber bald blutig auseinander gejagt. Zwei Deutschordensritter, die sich zur Rettung des württembergischen Commissärs und im Interesse des neuen Landesherrn an die Spitze der wüthenden Bauern stellten, wurden trotz dieser guten Dienste des Landes verwiesen, die Rädelsführer gehängt, erschossen, zur Kettenarbeit an den neuen Anlagen des Stuttgarter Schloßgartens verurtheilt.

Doch das sind vergessene Geschichten: die deutschherrische

Zeit soll jetzt zu Mergentheim gar nicht mehr im besten Andenken stehen, die Mergentheimer sind gut württembergisch geworden, die benachbarten bayerischen Franken sagen: sie seyen gar zu gut württembergisch.

Als der dreißigjährige Krieg durch dieses Thal tobte, und Mergentheim bald von den Schweden, bald von den Weimarischen und Franzosen in Besitz genommen ward, schrieb Merian: „und ist doch allezeit wieder an seinen rechten Herrn kommen.“ Mit diesem Trost haben sich die Mergentheimer und andere deutsche Landeskinder auch schon zu anderen Zeiten trösten müssen.

Mergentheim ist eine „freundliche Landstadt.“ Das will an und für sich nicht viel besagen. Aber wenn die Württemberger ihr Mergentheim mit Betonung eine freundliche Landstadt nennen, so besagt das doch etwas; denn in Württemberg gibt es besonders viele freundliche Landstädte. Im April zur Zeit der Aepfelblüthe soll es um Mergentheim fast so schön seyn, wie, schwäbisch gesprochen, „bei den Eßlinger Filialen,“ vollends aber im Mai sollen die Nachtigallen des Schloßgartens vielstimmiger und schöner schlagen als irgendwo im ganzen Königreich.

Mergentheim ist nicht erstarrt wie Rotenburg, nicht verfallen wie Creglingen, es ist ein lebendiges, aufblühendes Städtchen, dabei aber durchaus nicht modernen Gepräges, sondern etwas altfränkisch. So etwa sah es vor dreißig Jahren in unseren mittleren Städten aus, wie heute noch in dieser kleinen Stadt. Man hat die Schwächen unserer Kleinstädterei oft und grell geschildert, allein aus den kleinen Städtchen gingen unsere meisten großen Männer hervor, und die unendliche Fülle manigfaltigster Bildungsstoffe auf engem Raum und im verjüngten leicht erfaßbaren Maßstab ist ein Vorzug der deutschen Kleinstädte, um welchen uns andere Nationen beneiden können. Gerne erinnern wir uns in der gemüthlich poetischen Scenerie Mergentheim's daran, daß Mörike hier längere Zeit lebte und dichtete. Man muß das Schwabenland kennen um Mörike ganz zu verstehen und in Schwaben wiederum insbesondere die vielen kleinen

eigenartigen Städte, um sich von Mörike's Humor recht warm angeheimelt zu fühlen.

Man betrachte dieses Mergentheim: es hat Kirchen und Klöster aus dem Mittelalter und der Rococozeit, ein Renaissance-Schloß innerhalb der Mauern, eine Burgruine nahe vor dem Thor, ein merkwürdiges Archiv, ein berühmtes Naturaliencabinet, reiche alte Spitäler und Pfründnerhäuser und ein modernes Mineralbad mit 800 und mehr Kurgästen,*) eine Lateinschule und Realschule, einen öffentlichen Park; die Stadt beherbergt zu Zeiten einen Hof und allezeit Beamte, Bürger und Bauern, Feldbauern sowohl als Weinbauern, wie auch mancherlei Specialisten unter den Handwerkern, Messerschmiede, Orgelbauer, Instrumentenmacher, das Alles und noch mehr besitzt die kleine Stadt und zählt doch nur 3000 Einwohner. Es fehlen nur die Soldaten, allein das ganze Tauberthal ist unmilitärisch: ich habe nirgends einen Soldaten gesehen und bin nirgends einem Reiter begegnet.

Es gibt in Deutschland Kleinstädte, welche bloß große Bauerndörfer sind, oder große Fabrikcolonien, es gibt aber auch und namentlich in Mitteldeutschland, Kleinstädte, die sich von der Großstadt nur mehr quantitativ als qualitativ unterscheiden, Großstädte im Taschenformat, und ein guter Auszug eines Buches ist oft lehrreicher als das dicke Original.

5. Das untere Tauberthal.

Im mittleren Tauberthal (Mergentheim, Königshofen, Tauberbischofsheim) herrscht der regste Verkehr, und weht inmitten alter Ruinen und altfränkischer Typen der Odem des frischen gegenwärtigen Lebens; im obern überwiegt die Geschichte.

Tauberbischofsheim ist enger, dunkler, alterthümlicher angelegt als das freundliche Mergentheim; aber es verjüngt sich

*) So schreibt die officielle württembergische Topographie; mein im Vorworte erwähnter Glossator aber fügt in Parenthese hinzu: „Möge dieser fromme Wunsch jährlich in Erfüllung gehn!“

und wird wohl in wenigen Jahrzehnten, trotz seines burgartigen Schlosses, seiner gothischen Kirche und Sebastianscapelle, eine halbwegs neue Stadt geworden seyn. Mit Ueberraschung entdeckt man hier, daß es an der Tauber auch Städte gibt, die nicht aussehen, als seyen sie aus Münsters „Kosmographey" geschnitten — Städte, die ihren Wall bereits in eine Wallpromenade verwandelt und ihre buckelige Tauberbrücke (die Creglinger trägt in diesem Stück den Preis davon, zum Entzücken des Malers und zur Verzweiflung aller Fuhrleute) durch einen breiten und ebenen, völlig modernen Brückenbau ersetzt haben. (Diese Brücke sollte 1866 im Preußenkriege zu einer traurigen Berühmtheit kommen.) Ja, es gibt sogar monumentale Neubauten in dieser Gegend: ein neues Rathhaus und ein neues Gymnasium erstehen soeben in Tauberbischofsheim, ein Krankenhaus von reicher und zierlicher architektonischer Wirkung ist fast vollendet, eine neue gothische Kirche schmückt das Thal weiter abwärts bei Werbach, und ein romanischer Kirchenbau, von Gärtner in München, spiegelt sich in der Mündung der Tauber bei Wertheim.

Wie man sagen kann, daß rheinische Natur bis Heilbronn neckaraufwärts steigt, und also der Rhein gleichsam ein Stück Wegs in's Neckarthal hineinschaut, so schaut auch der Main bis gegen Werbach in's Tauberthal. Die Hauptflüsse assimiliren sich gern die Mündungsgebiete ihrer Nebenflüsse, wie das Meer den Mündungslauf der Hauptflüsse: das gilt nicht bloß vom Charakter der Landschaft, sondern auch vom Charakter des Volkslebens.

Der unterste Theil der Tauber ist der einsamste; die Dörfer liegen weit auseinander, die Hauptstraßen lenken seitab in's Land hinein, die Berge rücken enger, höher zusammen, rechts und links bis zur Thalsohle mit Wald bedeckt, während sonst an der Tauber meist nur die Höhen des linken Ufers mit Wald bekrönt sind. Diese zunehmende Stille, je mehr wir uns der größeren Verkehrsader des Maines nähern, befremdet uns; sie ist gegen die Regel. Wer ein Flußthal durchwandert, um das Volk zu sehen, der geht am besten thalab von der Quelle zur Mündung, d. h. den

Weg aus der Einsamkeit in's immer reichere Culturleben; wer dagegen Landschaften sehen will, der geht besser thalaufwärts, weil die Naturschönheit der mittleren und oberen Flußbecken so gerne zunimmt im umgekehrten Verhältniß zur Fülle der Siedelungen und des Verkehrs. Bei der Tauber könnte aber der Volksforscher ganz füglich auch einmal unten anfangen, und der Maler oben, und sie hätten das Thal doch gerade so gut am rechten Zipfel gefaßt, wie umgekehrt.

Das regste Leben in der Vergangenheit gehörte der obern Tauber, das regste Leben in der Gegenwart gehört der mittlern, die unterste Strecke war zu allen Zeiten die einsamste. Freilich ist Wertheim, die Mündungsstadt, weitaus volkreicher und wirthschaftlich entwickelter, als alle andern Städte an der Tauber. Allein das ist sie als Mainstadt, nicht als Tauberstadt. Der beste Wertheimer Wein wächst am Main, und Schifffahrt und Handel folgen dem größeren Fluß.

Zwischen Werbach und Wertheim dagegen können wir noch stundenlang durch ein enges Wald- und Wiesenthal wandern, und sehen nichts als idyllische Naturschönheit. An der ganzen übrigen Tauber fesselt uns vorab der Reiz der Staffage, der malerischen Dörfer und Städtchen, und dann erst der Hintergrund der Landschaft. Die Ursache der Vereinsamung des untern Thals aber habe ich angedeutet, als ich von den Straßenzügen sprach.

Doch muß man sich diese Einsamkeit nicht gar zu einsam vorstellen — dafür sind wir in Mitteldeutschland, und die Idylle nicht gar zu idyllisch — dafür sind wir im Großherzogthum Baden. Es zieht eine treffliche Landstraße durch das stille Thal, auf den Wegweisern lesen wir in Decimalen, wie weit es zum nächsten Dorfe ist, und die Bauern wissen also hier ohne Zweifel schon sämmtlich, daß 6,6 Stunden nicht 66 Stunden sind. An der württembergischen Tauber rechnet der Wegweiser noch volksthümlich nach der Uhr zu Viertel- und halben Stunden, und an der bayerischen Tauber rechnet er gar nicht.

Die Culturzone der numerirten Aepfelbäume beginnt zwar schon bei Mergentheim, allein doch erst sporadisch; an der badischen Tauber wird die Sache rationell und zum System. Unter Werbach, wo der rothe Sandstein zu Tage bricht und seine Waldberge quer gegen den Thalkessel schiebt — hier wo der Wanderer aufathmet bei dem Bilde reiner Naturromantik, trägt jeder Chausseebaum seine eigene Nummer, schwarz auf weiß in Oelfarbe, und die Nummern nach den Decimalsteinen der Straßenlänge geordnet. Denn der moderne Staat verschenkt seine Aepfel nicht, sondern er versteigert sie. Die Nummern kommen aber auch im Bayerischen vor, gegen Würzburg hinüber. Allein die Bayern sind doch noch ein wenig zurück; sie haben ihre Bäume nur gemarkungsweise ganz einfach numerirt wie die Fiaker, und ohne Rücksicht auf die Länge des Erdhalbmessers, Metermaß und Decimaleintheilung der Straßenlinie.

Die Wiesen des einsamen untern Tauber-Waldthals sind gut gepflegt, vielfach kunstvoll bewässert; bei Bischofsheim hat man den ganzen Fluß zu Gunsten der Wiesencultur in einen geradlinigen Canal verwandelt, und bei Bronbach sogar einen Bach über die Tauber geführt, damit er hier noch einmal die Wiesen wässere und also am rechten Ufer münde, während er am linken Ufer entspringt. Das ist doch Kunst in der Natur.

Kräftige weitgedehnte Eichenbestände bilden den Wald dieser untern Tauberberge; sie erinnern schon an den nahen Spessart. Allein die forstwirthschaftliche Pflege schaut uns überall aus dem Dickicht entgegen, und wir denken darum hier im Eichenschatten weit eher an die wunderschönen eichenen Faßdauben und Bohlen, welche im Wertheimer Hafen verladen werden, als an den germanischen Eichwald. Dieser Gegensatz überraschender Cultureindrücke inmitten der schweigenden, reinen Naturschönheit wird sich aber noch viel schärfer zuspitzen, wenn einmal die Eisenbahn fertig seyn wird, welche hier mit Tunnels, Durchstichen und Dämmen das Thal gar mannichfach durchschneidet. Allein, wenn dann auch der Weg durch den Berg führt, wie der Bach

über den Fluß, und wenn neben den numerirten Apfelbäumen Bohnen an allen Telegraphenstangen sich aufranken, so wird doch mit der einsam schönen Landschaft ein Drittes sein Recht noch immer behaupten: allerlei verstohlener Schmuck von Kunst und Geschichte. Gamburg mit seinem Schloß und seiner alten Mühle wird malerisch bleiben; Niklashausen historisch denkwürdig, und Bronnbach wird wohl gar noch mehr als jetzt eine Quelle des Studiums und der Erbauung für den Architekten und Kunsthistoriker werden. Diese Reliquien wirken aber um so poetischer, weil sie so heimlich versteckt liegen.

Wer vor der ehemaligen Cistercienser-Abtei Bronnbach um die Waldecke biegt, der erwartet wohl kaum hier im engen Thal den Mittelpunkt eines Oekonomiegutes von nahezu 2,500 Morgen Flächengehalt zu finden, mit hochentwickelter Viehzucht und einer auf die Ausfuhr arbeitenden Brauerei. Wer sich aber dann die Wirthschaftsgebäude in ihrer weiland klösterlichen Rococo- und Zopfpracht näher betrachtet, den überrascht wiederum innerhalb dieser verblichenen Herrlichkeit ein wahres Kleinod reiner und ächter mittelaltriger Kunst, die Abteikirche. Sie ist ein wenig gekannter aber sehr kennenswerther spätromanischer Bau, dreischiffig, mit langem Chor und kurzen Querschiffen, das Mittelschiff bereits von ursprünglichen Kreuzgewölben überspannt, der Chor im Halbkreis abschließend, außen mit einem höchst originellen Rundbogenfries geschmückt, das Ganze einheitlich durchgeführt bis hinauf zu den beiden Dachreitern, welche, was gewiß selten ist, noch unversehrt die romanische Ornamentik tragen. Das Innere ist zwar mannigfach verzopft, dennoch aber im wesentlichen wohlerhalten. Der Bau als solcher entgieng der Zerstörungswuth des sechzehnten, wie der Verbesserungswuth des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, und der innere Schmuck — bis jetzt wenigstens — auch der Wiederherstellungswuth des neunzehnten.

In Bronnbach rühmt man das Bier und in Niklashausen den neuen Fünfundsechziger, der hier, wie anderwärts alle Jahr-

gänge unserer Zeit übertreffen soll. Der berühmteste Niklashäuser ist aber doch der 1475er, ein Revolutionswein. Damals war der Wein am Main und an der Tauber besser gerathen und wohlfeiler als seit Menschengedenken. Wie er nun im folgenden Jahre recht vergohren und das stärkste Jugendfeuer gewonnen hatte, da strömten die Leute zu Tausenden hier zusammen, lagerten sich im Felde ringsum und schlugen Wirthsbuden auf, um zu trinken und die Predigt des Hirten und Paukenschlägers Henselin zu hören, der in Ermangelung einer bessern Rednerbühne den Kopf zum Dach eines Bauernhauses herausstreckte und, wie Johann Herold, der Haller Chronist, sagt, heftig eiferte „wider die Obrigkeit und Klerisei, auch spitzige Schuh, ausgeschnittene Goller und lange Haare.“ Diese Rede war auch ein junger Wein, aber noch etwas unvergohren. Und bei den Zuhörern arbeiteten der vergohrene fünfundsiebenziger und dieser unvergohrene sechsundsiebenziger durcheinander, sie bereuten ihre Sünden und noch mehr das „trockene Elend“ (wenn Einer großen Durst und nichts zu trinken hat), und trugen Schmuck, Kleider, Haare, Schuhspitzen, Geld und Kerzen in die Kirche, welche noch als ein verwitternder gothischer Bau am Platze steht. Da aber der Tauberwein feurig ist und leicht berauscht, doch eben so rasch auch wieder verfliegt, so wären (nach Herolds Zeugniß) viele, oft bis aufs Hemd entkleidet, gern wieder umgekehrt, und hätten ihre Kleider wieder geholt. Allein der Rausch, welchen die Gleichheitspredigt jenes Propheten des Bauernkriegs in den Köpfen der großen Menge entzündet, blieb dennoch nachhaltiger, als der rasch verdampfende Weinrausch, und so ward denn bekanntlich die Zeche erst später in Würzburg gemacht, wo die Bauern von den Reisigen des Bischofs zersprengt und erschlagen wurden, der Pauker aber verbrannt und seine Asche in den Main gestreut.

Auch heuer, wo der Wein wieder so gut gerathen ist, strömte in der zweiten Oktoberwoche eine große Menschenfluth das stille Thal der untern Tauber hinab, aber nicht nach Niklashausen, sondern nach Wertheim zu einem landwirthschaftlichen Feste des

„Taubergaues." (Man liebt gegenwärtig in Süddeutschland allerlei neue Gaunamen zu machen, und wir lasen unlängst sogar von einem „Pfalzgaue!" Allein der Taubergau ist ächt, wenn er auch zur Gauzeit weiter gieng, als der neue, vorzugsweise im badischen Tauberland wieder aufgefrischte Name trägt.) Das Fest soll äußerst fröhlich und gelungen gewesen seyn, und man pries besonders die anmuthige und lehrreiche Vorführung der Bodenprodukte und der Betriebsamkeit des Thales auf den malerisch geschmückten Festwagen.

Vom Schicksal vorbestimmt zum nationalökonomischen Romantiker, kam ich auch hier unverschuldet um einen Tag zu spät, und sah also nur die Trümmer des Festes. In Oertingen (zwischen Wertheim und Würzburg) stand ein Festwagen, abgeladen bis auf einen Kranz fruchtbehangener Rebstöcke, welche wie zu einem Weinberg hinaufgepflanzt waren. Neben einem Spruch vom Segen des Fleißes trug er die Aufschrift: „Gott gibt alles der Betriebsamkeit." Das ist ein Zeichen der Zeit. Und bei Reicholzheim hatte ich Tages zuvor einen andern solchen Wagen gesehen: er lag umgestürzt im Graben, die Kränze zerrissen, der Schmuck und Aufbau von Werbacher Bruchsteinen umhergestreut. Der Fuhrmann mit verbundenem Kopfe trieb vergebens vier Pferde an, um ihn wieder empor zu heben, und ein Festgenosse oder zwei hatten bei dem Sturze den jähen Tod gefunden. Die Aufschrift „Festwagen," welche aus den Trümmern, weithin lesbar, hoch aufragte, machte einen schaurigen Eindruck. Ein achtzehnjähriger wandernder Schneidergeselle stand bei der Gruppe und hielt eine Standrede: wie ungewiß der Ausgang aller irdischen Lust, wie gewiß aber der Tod sey. Während so der Jüngste im Tone der bekannten Gesellenvereine predigte, halfen die ältern Leute dem Fuhrmann bei seinen Pferden. Das ist auch ein Zeichen der Zeit.

In Wertheim gewahrte man überall die Spuren der kaum verklungenen Herrlichkeit, und eine Stadt kann ebensogut übernächtig aussehen und Katzenjammer haben, wie ein einzelner Sterblicher.

Aber darin zeigte sich Wertheim heut im hellsten Licht einer Rhein- oder Main- und Weinstadt, daß ein neues Fest, und zwar ein Fest der Arbeit, die Abspannung des gestrigen Festes niederschlug. Gestern galt es dem Tauberthal und heute dem Main. Die besten Wertheimer Weinberge liegen am jenseitigen Mainufer. Und von da drüben schallten jetzt die Freudenschüsse und die Jubelrufe der Winzer. Es war Weinlese. Große Mainschiffe, die bei dem niedern Wasserstand jetzt Ferien hatten, fuhren herüber und hinüber, als seyen es kleine Nachen, mit Menschen, Fässern, Butten und Tragkufen bis zum Rande belastet.

Das bunteste wimmelnde Leben entfaltete sich abends jedoch auf der Tauber. Sonst nicht schiffbar, bildet sie bei der Mündung einen Hafen für die Mainschiffe. Und gerade dieser Mündungswinkel ist so wunderschön! Die schwarze überdachte Holzbrücke der Tauber im Vordergrund, die Tauбervorstadt mit ihrer neuen Kirche zur Rechten, die Mainstadt mit den Hafenthürmen, mit ihrer alten gothischen Kirche und den großartigen Trümmern des Bergschlosses in der Mitte, die jenseitige Vorstadt Kreuzwertheim zur Linken — das alles gibt ein Gesammtbild von solcher Fülle und Pracht des malerischen Aufbaues, daß man es wohl, wie schon Viele gethan, mit Heidelberg vergleichen darf.

Und gerade an diesem reizenden Punkt sammelten sich die meisten weinbeladenen Schiffe und landeten am Taubernfer, wo der Most aus den Butten in die Fässer gefüllt auf Wagen oder auf Tragkufen geschafft und hüben und drüben durch die geschäftig wimmelnde Menge zur Stadt gefahren wurde.

Das war mein letzter Blick auf die Tauber. Der letzte Eindruck war reiches, frohes Arbeitsleben inmitten einer ewig jugendschönen Natur und alter Denkmale und Trümmer versunkener Menschengeschlechter. Westwärts, wo der Main zum Rheine zieht, verglühte die Sonne, und nach einem Gang von der Frankenhöhe durchs Tauberthal herab ist Wertheim bereits eine Weissagung auf den Rhein.

IV.

Bauernland mit Bürgerrechten.

(1864.)

Erstes Kapitel.

Der Name und die Landesfreiheiten des Rheingaues.

Die alten Gaunamen sind am Oberrhein, wie überhaupt in Schwaben und Allemannien, noch vielfach gangbar geblieben bis auf diesen Tag, obgleich das Gedächtniß der alten Gauverfassung längst im Volksbewußtseyn erloschen ist. Am fränkischen Mittelrheine dagegen gibt es nur noch einen Gaunamen: der Rheingau, mundartlich „das Ringa."

Allein wenn wir hier auch noch das alte Wort besitzen, so bezeichnet es doch keineswegs mehr die alte Sache. Was wir heute Rheingau nennen — die Uferlandschaft des Rheines von Walluff bis Lorch mit einem Stücke bergigen und waldigen Hinterlandes — ist lediglich ein Bruchtheil vom westlichen Grenzgebiete des alten Rheingaues. Der Name zog sich schrittweise auf einen immer engeren Raum zurück. Die Geschichte dieser steigenden Beschränkung im Sprachgebrauche führt uns aber geradenweges in die Verfassungs- und Rechtsgeschichte jenes Grenzwinkels, dem zuletzt der Name blieb; und da ich es mir zur Aufgabe gestellt habe, den Zusammenhang der socialen und wirthschaftlichen Entwickelung des Rheingaues mit seinen alten Rechten und Freiheiten zu schildern, so kann ich schon bei dem Namen, welchen der Rheingauer immer mit besonderem Stolze führte und noch führt, den ersten Nachweis dieses Zusammenhanges beginnen.

Der uralte Rheingau erstreckte sich auf dem rechten Ufer des Stromes vom Lobdengaue bis zum Einrich, d. h. von Weinheim an der Bergstraße bis unterhalb Lorch. Der Main gliederte ihn in einen oberen und niederen Gau, die unter besonderen Grafen standen. Der niedere Gau aber theilte sich, vermuthlich später, wiederum in einen oberen und unteren Theil, die Königshundrete (urkundlich zuerst 820 erwähnt) und den Rheingau im engeren Sinne, der schon in den ältesten Urkunden (seit 779) schlechthin „Rinegowe," pagus Rinensis, genannt wird.*) Die Waldaffe, ein Bach, welcher nach nord-südlichem Laufe bei Walluff in den Rhein mündet, schied den letztbezeichneten Rheingau von der Königshundrete. Dieser westliche Niederrheingau erscheint aber später, da er als geschlossenes Ganze zum Mainzer Erzstifte gehörte, abermals in einen Ober- und Niederrheingau getheilt (983), für welche der Elsbach bei Oestrich die Scheidelinie bildete.

Alle diese Namen und Eintheilungen sind erloschen und vom Volke vergessen bis auf jenen westlichen Niederrheingau, den es auch heute noch, wie vor tausend Jahren, schlechthin Rheingau nennt und, wie zur Zeit der Ottonen, in einen oberen und unteren Gau gliedert. Ja es sind hier die alten Gaugrenzen jetzt, wo sie keine politische Geltung mehr haben, dennoch Grenzlinien in einem tieferen Sinne geblieben, Grenzlinien des Volkscharacters. Denn der Rheingau ist nicht bloß ein besonderes Land, er herbergt auch besondere Leute.

Die auszeichnende Physiognomie des Rheingauers läßt sich aber in ihren historischen Motiven wiederum nicht auf die Zeit der uralten Gauverfassung zurückführen, sie beginnt nachweislich vielmehr erst da, wo diese aufgelöst und in der neuen Ordnung der Landesfreiheit untergegangen ist. Erst als es keine Gaue mehr gab, erwuchsen die rechten Rheingauer.

*) Das Nähere bei H. Bär, Beitr. zur Mainzer Gesch. II, 1 ff.; bei Bodmann Rheing. Alterthümer I, 40 ff., und in Vogels Beschreib. des Herz. Nassau S. 161.

Ein vergleichender Blick auf die Bewohner der angrenzenden Königshundrete wird dies deutlich machen. Dieser Gau Kuningesuntre erscheint im neunten Jahrhundert in einem weit helleren und glänzenderen Lichte als der Rheingau. Seine Grafen walteten höchst wahrscheinlich zugleich im rheingauer Land, welches keine eigenen Grafen aufweisen kann. Zu Biebrich in der Königshundrete stand die alte Königsburg, von wo sich noch Ludwig der Deutsche 874*) nach Aachen einschiffte, in Wiesbaden eine kaiserliche Pfalz, königliche Villen waren über den ganzen Gau verstreut (in Biebrich, Mosbach, Dotzheim, Schierstein, Massenheim, Nordenstatt). Eine Anzahl sehr alter Urkunden gibt uns Winke über die ebenso reiche als frühe Besiedelung und Cultur dieses gesegneten Gaues, der ohnedies in der unmittelbaren Nähe von Mainz und Frankfurt günstiger gelegen war, als der damals sicher viel minder angebaute, in seinen westlichen und nördlichen Grenzbezirken noch sehr unwegsame Rheingau. Auffallend arm an alten Urkunden ist dagegen unser Rheingau, und wir sind über seine Culturzustände vom 8. bis 10. Jahrhundert großentheils auf Muthmaßungen angewiesen, während sich mit dem Ende des 10. Jahrhunderts dann allerdings der Schatz beglaubigter Nachrichten um so reicher erschließt, so daß wir von den weiteren mittelaltrigen Entwicklungen des Gaues genaueres wissen als von irgend einer benachbarten Landschaft.

Ein Zeugniß für jenen früheren Urkundenmangel gibt der Streit über den Ursprung des Rheingauer Weinbaues. Denn zu einer Zeit, wo man im Lahngau, im Niddagaue und in der Kunigeshundrete nachweislich schon Wein baute (Ende des 8. und Anfang des 9. Jahrhunderts), wissen wir vom mittelaltrigen Rheingauer Weinbau nur erst durch die Volkssage, welche Karl den Großen bei Rüdesheim Reben pflanzen läßt und das römische Weinlager Winkel (vini cella) als einen Weinkeller des

*) Ann. Fuld a. h. a.

großen Frankenkönigs darstellt. Der urkundliche Nachweis des Rheingauer Weinbaues reicht nicht über 832 und 864 hinauf.*) Andererseits wissen wir bestimmt, daß ein großer Theil des Rüdesheimer Berges und der ganze Johannisberg und Steinberg noch wüste lag bis ins 11. und 12. Jahrhundert, während man in den schlechtesten Lagen der Nachbargaue, wo jetzt kein Mensch mehr Wein sucht, seit Jahrhunderten schon Trauben kelterte. Der gelehrte Eberbacher Mönch Herman Bär hat schon vor siebenzig Jahren den früheren Urkundenmangel des Rheingaues als etwas Auffallendes erörtert und schreibt ihn der späten Stiftung der rheingauischen Klöster zu. Das ist wohl richtig; allein die Klöster mit welchen nachgehends der Rheingau so überreich gesegnet war, würden wohl auch theilweise schon vor dem 11. und 12. Jahrhundert gestiftet worden seyn, wenn das Land damals schon seine Culturfähigkeit so glänzend erwiesen und jene politische Anziehungskraft geübt hätte, durch welche es nach der alten Gauzeit colonisatorische Einwanderung der mannichfachsten Art herbeilockte.

Mit dem Ausgang des zehnten Jahrhunderts wird die Stellung des Rheingaues zur Kunigeshundrete eine ganz neue: er wächst dem früher begünstigteren Brudergaue äußerst rasch über den Kopf. Das zeigt sich in folgenden Hauptpunkten: Der Rheingau bleibt ein selbständiges, politisch eigenartiges Ganze unter der Landeshoheit des Erzstiftes Mainz; die Kunigeshundrete wird zerstückt zwischen den Grafen von Nassau und den Dynasten von Eppstein. Der Rheingau behauptet nicht bloß die alte Freiheit seiner Bewohner, sondern er festigt und entwickelt sie auch in einer neuen Form, er gewinnt nahezu städtebürgerliche Rechte und überragt dadurch alle Nachbarlandschaften.**)

*) Vgl. Bodmann I, 102 und 109; Bär, diplom. Nachricht. von der natürl. Beschaff. des Rhng. 21, 51 und 57; Vogel a. a. O. S. 400.

**) Der Rheingau hatte eine vielfach bevorzugte Sonderstellung unter den mainzischen Territorien. Die wichtigsten Rechte und Freiheiten be-

Auf Grund dieser höchst originellen Zustände eines Gaues, der gleichsam eine große, in Dörfern zerstreute Stadt bildet, erwächst dann aber auch städtische Betriebsamkeit im Landbau, städtischer Güterwechsel, überhaupt ein wirthschaftlicher und socialer Mischcharakter, in welchem der mittelalterlich bürgerliche Zug den bäuerlichen stark zurückdrängt. Die Kunigeshundrete dagegen bleibt ächtes Bauernland bis zu den territorialen Umwälzungen der Neuzeit. Das zeigt sich heute noch deutlich in den sonst so nahe verwandten Gränzdörfern rechts und links der Waldaffe. Auch in der nachgerade politisch wichtigsten Stadt der Kunigeshundrete, in Wiesbaden, waren die Bürger Bauern bis zum neunzehnten Jahrhundert, wie schon ein altes Sprüchwort bezeugt: „wenn alle Wiesbadener Bauern in den Acker gehen, so ist kein Bürger mehr zu Hause." In den gefreiten Dörfern des Rheingaues dagegen waren die Bauern Bürger. In unserer Zeit ist freilich die alte Kuniges-

standen in der äußern Abschließung des Gaues, eigener Landesverfassung und eigenem Landrechte, persönlicher Freiheit der Bewohner, Freiheit des Ein- und Auszuges, ferner in der Autonomie, welche der Gau auf seinen Landtagen übte, in eigenem Schutz- und Vertheidigungsrechte, eigener Land- und Dorfpolizei ꝛc. Das Land behauptete also im wesentlichen den Standpunkt einer landesherrlichen Stadt des Mittelalters. Als Quelle der überlieferten Freiheiten, Herkommen und Bräuche erschien das im Jahre 1324 niedergeschriebene Landweisthum, dessen Alter — abgesehen von dieser Aufzeichnung — nach Bodmann's Ansicht bis in's zwölfte Jahrhundert zurückgeht. Eine der ältesten Abschriften hat Bodmann benützt, sie ist aber inzwischen verloren gegangen. Eine 1643 verfaßte Zusammenstellung des Landesherkommens gewann unter dem Titel des „Rheingauer Landbrauches" amtliche Geltung, die aber im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts schon angefochten und 1755 durch das kurmainzische Landrecht völlig beseitigt wurde. Schon das sechzehnte Jahrhundert hatte die Autonomie des Rheingaues, welche er auf seinen Land- und Gerichtstagen übte, gebrochen. Die volle Landesfreiheit, auf welche in diesem Aufsatze so vielfach Bezug genommen, gehört also dem Mittelalter und fällt in ihrer selbständigen Entwickelung (vom zwölften bis fünfzehnten Jahrhundert) mit der eigenthümlichsten Culturblüthe des Landes zusammen.

hundrete dem Rheingau nachgewachsen und zum Theil ihrerseits wieder über den Kopf gewachsen, und dennoch sind die alten unterscheidenden Charakterzüge in dem Typus des gemeinen Mannes noch lange nicht verwischt.

Ein so bevorzugtes Land wie der mainzische Rheingau, suchte aber nach mittelalterlicher Art sich möglichst enge in sich selber abzuschließen. Daher die bezeichnende Erscheinung, daß man im dreizehnten Jahrhunderte den Begriff des Rheingaues vorübergehend noch einmal verengerte, und nur die unmittelbar am Rheinufer gelegenen Ortschaften (Rheinflecken) unter demselben verstand. Allein dieser Rheingau im allerengsten Sinne hatte keinen langen Bestand; bei der wachsenden Volksmasse stiegen die Dörfer auf den Vorhöhen des Gebirges (die Waldflecken) zu so großer wirthschaftlicher Bedeutung empor, daß aus der Gleichartigkeit der Interessen auch gleiche Ansprüche auf Rechte und Nutzungen entsprangen und gewährt wurden. *)

Selbst die spätere administrative Abgränzung eines mainzischen „Amtes Rheingau" vermochte dem alten Begriffe des „Landes Rheingau" nichts anzuhaben. Das „Amt" war seltsamerweise größer als das „Land;" allein mit der Auflösung der Mainzer Herrschaft, verfiel auch das Amt sofort der Geschichte, während das Land ethnographisch und volksthümlich auch unter der neuen nassauischen Hoheit Bestand behielt.

Für den gleichsam persönlichen Sprachgebrauch des „Landes Rheingau" gibt es merkwürdige urkundliche Belege. Als im Jahre 1347 drei Edelleute von den Rheingauern bei Kiederich gefangen worden waren, verschreiben sie sich dem Erzbischofe Heinrich III. von Mainz und sagen in dem Briefe: „als uns *sine Lant daz Ringauwe* zu Kederich gevangen hatte." **) Wie hier „das Land" gefangen nimmt, so schenkte schon im zwölften Jahrhundert das Land Rheingau den Grund und Boden (aus seinem gemeinsamen Waldbesitz) zur Fundirung des Klosters

*) S. Bär, dipl. Nachr. II, 15 f.

**) Der ganze Brief bei Schunk, Beitr. z. mainz. Gesch. 2, 109.

Eberbach; dies bezeugt Erzbischof Adelbert I. in der Stiftungsurkunde mit besonderem Ausdrucke: „ipsum monasterii fundum, qui ab incolis provincie ipsius oblatus est Deo meo consensu.*) Und noch im achtzehnten Jahrhunderte führte das Dorf Gladbach einen Prozeß mit dem „Lande Rheingau" wegen eines streitigen Grundstückes.

Wo aber der Name einer Landschaft so bestimmt und dauernd vom Volke selber festgehalten wird, da muß er von ihm wohl auch mit besonderem Stolze und als ein Ehrenname genannt werden. Dieses geschah und geschieht von dem Rheingauer. Mit geringschätzendem Seitenblick dagegen bezeichnet er von Alters her seine nördlichen Nachbarn als „Ueberhöher," die „Lude vber Höe," wie sie schon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts heißen. Der Rheingauer und der Ueberhöher ist ein ganz ähnlicher Gegensatz wie Marschvolk und Geestvolk im deutschen Norden; in beiden bekundet sich die Ueberlegenheit eines reicheren, gebildeteren und vormals freieren Volkes über ein ärmeres und unfreieres. In den deutschen Mittelgebirgen kommt der Fall öfters vor, daß die Bewohner den volksthümlichen Namen ihrer Gebirgsgegend nicht gerne hören und überhaupt nicht zum eigentlichen Gebirg zählen wollen; es fragt sich, ob diese Scheu vor dem Namen der Heimath und die Furcht, daß der Fremde einen geringen oder spöttischen Begriff damit verbinde, nicht viel öfter auf alte politische Abhängigkeitsverhältnisse als auf die rauhe Natur der minder wirthlichen Striche zurückzuführen ist.

*) Guden. Cod. dipl. I, 94, nach der Textberichtigung von Bär, Gesch. d. Abtei Eberb. I, 573.

Zweites Kapitel.

Abschließung des Gaues nach Außen; Mangel eines Mittelpunktes im Innern.

Ein Gau, der sich wie eine Stadt entwickelte, mußte im Mittelalter wohl auch stadtmäßig feste Gränzen, er mußte Wall und Mauer haben. Diese besaß der Rheingau. Im Süden und Westen war er durch den Rhein, im Norden durch die undurchdringliche Schutzhege des Landgebückes, im Osten durch eine mit demselben verbundene Kette von Festungswerken begränzt und abgeschlossen. Diese Gränzwehr hatte aber nicht bloß rechtliche und strategische sondern auch wirthschaftliche Bedeutung. Namentlich trug die feste Nord- und Westgränze nicht wenig bei, die Form einer über den ganzen Gau zerstreuten städtischen Besiedelung dauernd zu sichern.

Das oft beschriebene Landgebück, ein 50 Schritt breiter, in sich verwachsener Waldhag, würde wohl kaum genügenden Schutz verliehen haben, wenn es nicht rechts und links von zusammenhängenden dichten Waldungen umgeben und nur auf wenigen Punkten von Pforten und Straßen durchbrochen gewesen wäre. Um diese ganze, über vier Stunden lange Landwehr fest zu bewahren, mußte daher die landwirthschaftliche Ansiedelung wie der Verkehr hier möglichst ferne gehalten werden. Nur ein einziger Hof, der Mapperhof, lag auf rheingauischer Seite im Waldbezirk, galt aber auch im späteren Mittelalter als der Sicherheit

nachtheilig, so daß ihn die Landschaft gerne wieder beseitigt hätte, und nur ein einziges kleines Dorf, Stephanshausen, welches aber, wie Bodmann sich ausdrückt, von den Rheingauern nur „pfahlbürgermäßig und als Beisasse" behandelt wurde und nur von einer sehr unbedeutenden Flur geklärten Landes umgeben war.

Hierdurch erhalten wir das auffallende Bild eines Gaues, der zur Hälfte ein zusammenhängender, von der Cultur kaum berührter Markwald ist, zur andern Hälfte ein fast gartenmäßig angebauter Landstrich, die Nordhälfte selbst heute nur von ein paar Hundert Menschen bewohnt, die Südhälfte seit sieben Jahrhunderten eine der dichtest bevölkerten Gegenden Deutschlands. Selbstverständlich waren diese schroffen Gegensätze zuerst in dem natürlichen Unterschiede eines milden, hügeligen, vom Strome bespülten Vorlandes und eines rauheren, bergigen und abgelegneren Hinterlandes vorbedingt. Allein sie würden sich nicht dauernd in solchem Extrem behauptet haben, wenn das hintere Waldland nicht Gemeineigenthum theils des Gaues, theils der vorderen Gemeinden geblieben wäre, und dieser Gemeinbesitz wiederum würde schwerlich durch so viele Jahrhunderte unberührt und unzertheilt geblieben seyn, wenn ihn die Rheingauer nicht als eine natürliche Schutzwehr des Landes heilig gehalten hätten.

Es liegt nun aber die Frage nahe, warum eine so starke, am Rhein zusammengedrängte Bevölkerung, ausgerüstet mit städtischen Freiheiten und durch den Weinbau zum Handel getrieben, nicht zu einer größeren Stadt sich concentrirt habe? Allein, wenn die feste Nordgränze zu eng geschlossener Ansiedelung zwang, so trieb die feste Westgränze im Gegentheil wiederum die Ortschaften auseinander. Das mittlere Ergebniß war dann eben ein städtisches Land, keine Stadt.

Im Westen, von Rüdesheim bis unterhalb Lorch bildete nämlich der Rhein die Gränze; die Uferlinie war aber nicht wie an der Südseite des Gaues durch eine Kette ummauerter Flecken gefestigt, sondern durch die Unzugänglichkeit des Ufers und den gefährlichen Strompaß des Binger Lochs. Heutzutage führt

freilich eine Fahrstraße und ein Schienenweg längs der steil zum Rhein abfallenden Felsberge; im Mittelalter war es nur ein schmaler Pfad, der an manchen Stellen selbst für den Fußgänger nicht gefahrlos gewesen seyn soll, und das Binger Loch konnte nur mit kleineren Fahrzeugen durchschifft werden. Es lag im Interesse der Landessicherheit, den also zu Land und Wasser höchst beengten Weg nicht breiter zu öffnen. Hierdurch war Lorch mit seinem uralten Weinbau und seinem Hafen von dem übrigen Rheingau abgeschnitten. Da aber der Ort nicht bloß eine stattliche Bürgerschaft sondern auch einen zahlreichen Adel besaß, so entsprach es ganz mittelalteriger Art, daß sich solche innere und äußere Selbständigkeit auch politisch kundgab und zwar in einem eigenen Lorcher Landrecht und einem eigenen Centgerichte. Lorch trug seinen Schwerpunkt in sich, und es hätte eine Stadt werden können, wohl gar der wichtigste Stapelplatz des Rheingauer Weinhandels, wenn nicht eben jene den Weg sperrende feste Westgränze gewesen wäre. Das verhält sich folgendergestalt:

Der Hauptzug des Rheingauer Weinhandels im Mittelalter gieng stromabwärts. Da aber größere Schiffe damals das Binger Loch noch nicht passiren konnten, so mußten die für die Production wie für den Marktverkehr gleich wichtigen großen Rheinorte von Eltville bis Rüdesheim ihre Waare auf kleinen Fahrzeugen durch jenen berüchtigten Strompaß führen, um sie erst jenseits auf eigentliche Handelsschiffe verladen zu lassen. Dies geschah in der Regel zu Bacharach, weßhalb man denn auch im Norden den Rheingauer Wein oft schlechthin Bacharacher nannte. Also lag der entscheidende Stapelplatz der Rheingauer Weine außer Landes und im Gau selber bildete sich kein centralisirender großer Hafen des Weinverkehrs. Im Gegentheil führte jene eigenthümliche Form des Wassertransportes zur Entwickelung einer neuen halbstädtischen Größe neben den bereits bestehenden, nämlich Rüdesheims, welches die Steuerleute und die gesuchtesten Schiffer zu der Fahrt durch's Binger Loch stellte, aber dann auch

wieder nur als Lotsen- oder Schifferstation, nicht als Hafenplatz wichtig werden konnte. Allein da man nun doch die Rheingauer Weine unter allen Umständen umladen mußte und den Strompaß mit Recht fürchtete, so liegt beim Anblick der heutigen Straßen der Gedanke nahe, daß es ja weit vortheilhafter gewesen sey, die Waare den kurzen Landweg längs des Rheines nach Lorch zu führen; das Binger Loch war dann umgangen, man konnte in Lorch große Schiffe befrachten und hatte den Stapelplatz im eigenen Lande; Lorch würde eine erdrückende Nebenbuhlerin für Bacharach, es würde die Handelsstadt des Rheingaues geworden seyn. So urtheilen wir heute. Der mittelaltrige Rheingauer hingegen schlug ohne Zweifel die festungsartige Abschließung seines Landes weit höher an, als derlei wirthschaftliche Vortheile. Von Rüdesheim nach Lorch einen breiten Weg durch die Felsen längs des Rheines zu brechen wäre für ihn nichts anderes gewesen, als wenn man damals einer Stadt zugemuthet hätte, ihre Mauern niederzureißen, damit Handel und Gewerbe sich freier bewegen könne.

Es sind aber nicht bloß die festen Gaugränzen, welche das Volk an den Rhein zusammendrängten, und doch andererseits auch wieder die langgestreckte Kette der Rheinflecken ohne Centralisation auseinanderzogen. Viele andern Gründe wirkten gleichfalls dahin, den Gau als Stadt zu bewahren, nicht aber eine dominirende Stadt im Gau aufkommen zu lassen.

Eltville war mit Stadtrechten ausgezeichnet, die einzige Stadt des Gaues, politisch die Hauptstadt und im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zugleich Residenz der Mainzer Erzbischöfe. Trotzdem hat diese Stadt die größeren Flecken des Gaues an Volkszahl wie an wirthschaftlicher und socialer Bedeutung niemals erheblich überragt, ja sie ist zeitweilig hinter einzelnen derselben zurückgeblieben. Da der ganze Gau nahezu städtische Freiheiten genoß, so war die Hauptstadt eben nur eine Stadt in der Stadt, mehr nur im Titel als in der Sache unterschieden. Auch die Bewohner der übrigen Orte des Rheingaues

nannten sich „Bürger,*) namentlich seit Eltville durch Ludwig den Bayern 1332 die Freiheiten der Stadt Frankfurt erhalten hatte, und bezeichneten ihre Dörfer als „Flecken," die sie befestigten; nur vier kleine Dörfchen werden wirklich Dörfer genannt. Das Dorf war in diesem Lande die Ausnahme, ebenso die Stadt, der Flecken dagegen die Regel. Ein Flecken ist aber ein halbwüchsiges Mittelding zwischen Dorf und Stadt, genau wie der Rheingau als Ganzes ein solches Mittelding war.

Das mainzische Hoflager in der Hauptstadt Eltville konnte aus ähnlichem Grunde nicht centralisirend wirken, wie die Stadt, weil nämlich gleichsam das ganze Land ein großes Hoflager war. Die Erzbischöfe besaßen neben der Eltviller Burg noch den Scharfenstein, Ehrenfels und Rheinberg. Hierzu kamen aber fast in jedem Flecken Burgen des niederen Adels; ich finde im Ganzen 20 rheingauische Burgen aufgezeichnet, die sämmtlich auf einem Flächenraum von beiläufig 2 Quadratmeilen zusammengedrängt standen.

Bemerkenswerth ist dabei, daß die allermeisten Burgen des Adels in, nicht außer und über den Flecken lagen, gleichsam als Patrizierhäuser in der großen Gesammtstadt des Landes, weßhalb denn auch die alten burglichen Baue später größtentheils von den bürgerlichen Bauten aufgezehrt wurden und der Rheingau heutzutage gar nicht mehr so auffallend burgenreich erscheint.

Weit zahlreicher noch als die Burgen waren aber die Adelsgeschlechter, welche im Mittelalter im Rheingau theils angesessen theils bloß begütert waren; Bodmann zählt ihrer nicht weniger als 58 auf. Politisch vermochten sie die Bürger nicht zu beugen, und es scheint vielmehr als ob die städtische Beweglichkeit des rheingauischen Grundbesitzes den Adelsfamilien verderblich gewesen wäre. Denn die alten Dynastenhäuser des Gaues verschwinden frühzeitig unter dem niederen

*) Bodmann I. 125.

Adel und dieser wiederum sinkt mit dem Ausgange des Mittelalters auf eine immer mäßigere Zahl herab, ja von den vielen ächt rheingauischen Geschlechtern hat nur ein einziges — die Greifenklau von Vollrads — das neunzehnte Jahrhundert erlebt. Wirthschaftlich aber übte die große Schaar fremder adeliger Grundbesitzer im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert sicher einen bedeutenden Einfluß auf das Land, und wäre es auch nur negativ gewesen, indem sie das Aufkommen eines abgeschlossenen Bauernthumes ebensosehr hinderte wie die Concentrirung städtischen Wesens und städtischer Betriebsamkeit.

Es waren aber nicht bloß viele fremde Adelsfamilien, sondern auch Mainzer Bürgergeschlechter im Rheingaue ansehnlich begütert, und wie wir heutzutage eine Menge fremder reicher Leute im Besitze von Grundstücken, Schlössern und Landhäusern am Rheine finden, so stand es im Rheingau auch schon vor fünf- bis sechshundert Jahren. Das ist aber im Mittelalter eine weit auffallendere und folgenreichere Thatsache als in unserer Zeit und sie führt uns zu einem weiteren charakteristischen Gegenzuge in dem mittelaltrigen Zustande des Landes, der sich in dem Satze ausspricht, daß der Gau gegen das Nachbarland auf's strengste und wie mit einer großen Stadtmauer abgeschlossen war, im Inneren aber wimmelte es von fremden Elementen.

Zu alledem kommt dann endlich noch eine höchst ausgedehnte und einflußreiche geistliche Bevölkerung. Die Zahl der Klöster wuchs allmählich auf zwölfe. Schon Pater Bär bemerkte: „Kaum wird man in einem andern so eingeschränkten Bezirke, die großen Städte ausgenommen, solche Klösterzahl finden." Unter diesen vielen Klöstern gab es allerdings ein Hauptkloster, einen ganz entschiedenen Mittelpunkt klösterlicher Cultur, die Cisterzienserabtei Eberbach. Allein Eberbach entstand und blühte erst zu einer Zeit, wo das Ordenswesen freilich mächtiger und breiter sich auswuchs als je zuvor, wo aber die Klöster schon keineswegs mehr die fast ausschließenden Herde höherer Gesittung waren. Gerade in der Zeit, wo Klöster wie Fulda, St. Gallen,

Corvey u. A. die wahren geistigen Hauptstädte ganzer Länder seyn konnten, d. h. in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters, besaß der Rheingau gar kein Kloster und erst seit 1050 die unbedeutenden Anfänge von Eberbach und Bischofsberg (Johannisberg). Eberbach's Blüthe und Macht gehört der zweiten Hälfte des zwölften, dann dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte an; damals wetteiferte aber bereits die selbständige weltliche Bildung des Ritterthums und dann der Städte mit der klösterlichen. So geschah es, daß Eberbach eine durch Klosterzucht, reichen Grundbesitz, tüchtige Wirthschaft und Gelehrsamkeit weit berühmte Abtei werden konnte, ohne daß der Rheingau durch dieses sein Hauptkloster zu geeinigter städtischer Bildung und eigenartiger, schöpferisch maßgebender Geistescultur emporgehoben worden wäre. Eberbach, für die Localgeschichte so äußerst wichtig, gehört nur auf einem Punkte der deutschen Culturgeschichte an, nämlich durch seine landwirthschaftlichen Reformen. Durch sein Landrecht wurde der Rheingau zu einer großen Stadt, durch das berühmte Kloster aber wurden die Bürger nicht Städter, sondern gegentheils erst rechte Musterbauern.

So finden wir überall den Gegenzug der das Land städtisch, die Bürger aber wieder bäuerlich machte. Und fassen wir die bisher gewonnenen Resultate zur Ueberschau noch einmal in statistischer Kürze zusammen, so erhalten wir folgendes Bild, welches gewiß im ganzen Reiche seines Gleichen nicht fand:

Ein fest begränztes, stadtmäßig beschlossenes Land von beiläufig 4 Quadratmeilen Flächengehalt, die Nordhälfte fast culturloser Waldboden, die Südhälfte höchstcultivirt und dicht bevölkert. Nach einer Schätzung von 1525 hatte der Gau gegen 15,000 Einwohner (jetzt wohl an 25,000), welche fast durchaus auf jene 2 Quadrat-Meilen zusammengedrängt waren, und die mittelaltrige Volkszahl dieses Striches würde auch heute noch als eine sehr dichte gelten. Das Volk siedelte in einer Stadt, 19 nahezu städtischen Flecken und 4 Dörfern. Neben und in den Ortschaften aber erhoben sich 20 Burgen, gegen 60, theils fremde

theils einheimische Adelsgeschlechter waren auf dem engen Raume begütert und obendrein hatten noch 12 Klöster — wenn auch nicht alle gleichzeitig — auf demselben Striche Raum und theilweise reichen Besitz gefunden. Endlich dürfen wir dann auch den Weltklerus nicht vergessen, von dessen Kopfzahl uns die Notiz einen ungefähren Begriff gibt, daß die Pfarrkirche zu Lorch allein im Jahre 1390 23 mit selbständigen Beneficien ausgestattete Geistliche zählte.*) Gewiß ein so dichtes und buntes Gemisch der socialen Gruppen und der Interessen, wie es das Mittelalter sonst nur in den Städten, nicht aber auf dem Lande kennt.

Allein selbst diese Gruppen werden noch einmal gekreuzt nach Maßgabe der verschiedenen Rechtsverhältnisse, in welchen Adel und Klerus standen gegenüber den Bürgern, die Eingesessenen gegenüber den Forensen, die Stadt gegenüber den Flecken, die zwei unfreien Dörfer (Presberg und Stephanshausen) gegenüber den freien Ortschaften und weiter die sogenannten „Mutterorte" des Gaues, welche in Sachen der Markverfassung Sitz und Stimme im Haingericht hatten, gegenüber den Töchterorten, die nur durch jene vertreten waren und den Waldflecken ohne Stimmrecht, endlich aber die Ortschaften im Genusse von „Meinderecht" und Markrecht gegenüber jenen beisassenartigen Orten, welche bloß Meinderecht besaßen.

*) Würdtwein Dioec. Mogun, VI. 200.

Drittes Kapitel.

Wandelbarkeit der Ortschaften.

Lage und Namen der Dörfer, Gemarkungsgränzen und Flureintheilung gehören zu den festesten und ältesten Alterthümern deutschen Culturlebens, und man hat darum diese so selten verrückten Grundformen der bäuerlichen Siedelung oft genug als Urkunden für eine Frühzeit benützt, über welche uns unmittelbare Geschichtsquellen fehlen.

Auch hier macht der Rheingau eine Ausnahme von der Regel. Wir finden während der mittelaltrigen Blütheperiode vom zwölften bis sechzehnten Jahrhundert nicht nur einen auffallend häufigen Güterwechsel im Einzelnen — Kauf und Tausch, Arrondirung und Parcellirung im Grundbesitze —, sondern auch die Dörfer selbst mit ihren Fluren scheinen theilweise hineingezogen in diese allgemeine Beweglichkeit. Die vierundzwanzig Ortschaften des alten Rheingaues, deren ich oben gedachte, enthalten in sich und neben sich nicht weniger als vierzehn, welche in historischer Zeit Lage oder Namen gewechselt, oder von andern Orten aufgesogen oder als förmliche Colonien neu gegründet worden sind. Eine so große Beweglichkeit in der Siedelung, eine solche Wanderung der Dörfer auf so engem Raum dürfte in anderen deutschen Gauen schwerlich ihres Gleichen finden.

In dem Berg- und Hügellande nördlich des Rheingaues bis zum Westerwald hinauf finden wir einen Wandel anderer

Art bei den Ortsanlagen, nämlich fast zahllose ausgegangene Dörfer, ausgestorben in Folge der Kümmerlichkeit ihres Daseyns, oder durch Kriegs- und andere äußere Nöthe vom Boden hinweggefegt. Die Ortsveränderungen des Rheingaues sind aber nicht durch Noth und Verwüstung geschaffen worden, sondern gegentheils eine Folge der wirthschaftlichen und politischen Blüthe des Landes. Darum fallen sie auch mit geringen Ausnahmen in die glücklichsten Tage rheingauischen Lebens, in die Jahrhunderte, wo der Gau, fest und wehrhaft, keinen Einbruch eines äußeren Feindes*) fürchtete — elftes bis sechzehntes Jahrhundert. — Ein sehr beträchtlicher Theil jener eingegangenen Dörfer nördlich der Höhe fiel erst dem dreißigjährigen Kriege zum Opfer; der Rheingau hingegen hat selbst durch diesen Krieg, unter welchem er nicht minder wie alles Nachbarland litt, nicht ein einziges Dorf verloren. Die Beweglichkeit in Gut und Siedelung kam hier zum Stillstand, als die alten Rechte und Freiheiten schrittweise illusorisch wurden und die Wirthschaftsblüthe des Gaues im engen Zusammenhange mit dem Verfall des deutschen Städtewesens zu Grunde ging.

Wie in einer Stadt Quartiere, Straßen und Häuser umgebaut werden und Bestimmung und Namen wechseln, so erging es ähnlich manchem rheingauischen Dorfe, und die wirthschaftlich motivirte Beweglichkeit in Grund und Boden, welche sich sogar bis auf die Dörfer erstreckte, zeigt uns den städtischen Charakter des Gaues in besonders scharfem Gepräge.

Die folgenden näheren Nachweise aus der Ortsgeschichte öffnen uns darum zugleich auch einen Blick in die rheingauische Wirthschaftsgeschichte.

Zwei Ortschaften sind geradezu gewandert und wählten sich eine neue Lage: Walluff und Rauenthal. Das Erstere lag

*) Der Rheingau durfte sich im Mittelalter jenen Städten vergleichen, die man „jungfräuliche" nannte, weil noch kein Feind siegreich zu ihren Thoren eingezogen war. Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach machte diesem Ruhme im Jahre 1552 ein Ende.

noch im zehnten Jahrhunderte rechts und seitab der Waldaffe, also in der Königshundrete, zog sich dann allmählich zum Bache und über denselben, es wanderte ein in den Rheingau und ließ an seiner ursprünglichen Stätte nur noch das Wahrzeichen einer einsam im Felde gelegenen Kirchenruine. Augenscheinlich führte hier die politische Attraktionskraft des gefreiten Gaues das Dorf an und über den Gränzbach. Rauenthal dagegen entstand erst im dreizehnten Jahrhundert als eine Weinbaucolonie und stieg erst nach dem Jahre 1558 aus dem engen und rauheren Thale auf die sonnigere Anhöhe, daher das seltsame Widerspiel, daß das Dorf, welches einen der mildesten Berge krönt, heute „Rauenthal" heißt.

Ein drittes Dorf in dieser Gegend, Rode, wanderte im fünfzehnten Jahrhundert theils nach Martinsthal, theils nach Walluff aus; die Gemarkung fiel an Martinsthal, welches seinen Namen in Neudorf verwandelte. Und weil dann geradezu alle Orte an dieser Ostgränze entweder wanderten oder wenigstens den Namen wechselten, so vermuthet man, daß auch die Nonnen des später verschwundenen Klosters Rode nach Tiefenthal ausgewandert seyen.

An Rauenthal als eine Wirthschaftscolonie des Erzstiftes Mainz reihen sich dann noch mehrere solcher Dorfcolonien: Lorchhausen, eine Colonie von Lorch, wurde vermuthlich schon im zwölften Jahrhundert gegründet, um Arbeitskräfte zur Urbarmachung des großen Lorcher Markantheils heranzuziehen, Hallgarten wurden durch Colonisten des Klosters Eberbach beiläufig zur selben Zeit aus einem Hofe in ein Dorf verwandelt, Dorf Johannisberg entstand in dem nämlichen Jahrhunderte als eine Colonie des Klosters Johannisberg. Daß Eibingen eine „durch den erweiterten Güterbau veranlaßte" Colonie von Rüdesheim gewesen sey, hält Bodmann für wahrscheinlich und Mittelheim ist eine erst im zwölften Jahrhundert durch die Auswanderung der Mönche von Gottesthal hervorgerufene Dorfcolonie von Winkel.

Von Winkel bis Hattenheim drängt sich die Siedelung am dichtesten zusammen: auf einer Uferlinie von beiläufig einer Stunde Wegs lagen hier sechs Dörfer, welche jetzt in vier concentrirt erscheinen. Eines davon, Klingelmünde ist ganz verschwunden, ein anderes Reichardshausen, wurde im zwölften Jahrhundert durch eine förmliche Wirthschaftsoperation der Eberbacher Mönche ausgekauft und ausgetauscht und in einen Klosterhof verwandelt; gegenwärtig ist es ein Schloß.

So theilen sich die Ortschaften des Rheingaues geradezu in Mutterorte und Colonien, ein Ausdruck, der auch den früheren Topographen des Landes bereits geläufig ist, und neben uralten, zum Theil auf die Römerzeit zurückdeutenden Ansiedelungen, stehen eine beträchtliche Zahl neuer Orte, die erst dem in Folge der politischen Selbständigkeit des Gaues so hochgesteigerten Colonisationsgeiste des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts ihren Ursprung verdanken. Der Gau hat die Zahl seiner Dörfer damals etwa um ein Drittel vermehrt, woraus wir auch einen Schluß auf die rasche Zunahme der Bevölkerung ziehen können, und aus den Freiheiten und Rechten erwuchs nicht nur ein neuer Volkscharakter und ein neues Wirthschaftsleben, sondern auch eine neue Landkarte.

Bei dieser neuen Karte darf dann auch wohl noch des auffallenden Wechsels der Ortsnamen gedacht werden, als eines Zeugnisses für den neugestaltenden Geist, der in die freien Rheingauer gefahren war. Martinsthal wurde in Neudorf verwandelt, Klingelmünde in St. Bartholomä, Bischofsberg in Johannisberg, Hausen in Aulenhausen und das Kloster Aulenhausen in Marienhausen, aus Neuenhaus entstand die Karthause Petersthal und aus Düppenhausen das Kloster Marienthal.

Höchst planvoll wurde die Colonisation des Landes im zwölften Jahrhundert von den Eberbacher Mönchen betrieben. Sie gründeten neue Höfe nicht bloß um wüstes Land anzuroden, sondern auch um ihre zerstreuten Besitzungen aus den Dörfern und Dorfgemarkungen herauszuziehen, ihre Güter zu-

sammenzulegen und abzurunden. Dadurch erhielt ein bedeutender und wahrlich nicht der schlechteste Theil des rheingauischen Culturlandes neue Gruppirung und Anordnung. Man könnte aber einwenden, diese Umformung bei Grund und Boden hänge dann doch nicht mit der städtischen Freiheit und Beweglichkeit des Landes zusammen, sondern vielmehr mit der Ordensregel der Cisterzienser, kraft deren zwar der Besitz von Landgütern gestattet war, diese aber vereinzelt liegen soliten, a saecularium hominum habitatione remotae. Und so sind denn Klosterhöfe auch anderwärts die charakteristischen Begleiter der Cisterzienser-Klöster. Das ist ganz richtig. Eben so richtig ist aber auch, daß bei keinem anderen deutschen Cisterzienser-Kloster die colonisatorische Landwirthschaft so entscheidend geworden ist für die ganze culturgeschichtliche Bedeutung des Klosters wie bei Eberbach. Wer sich davon überzeugen will, der nehme die treffliche Geschichte der Abtei vom Pater Hermann Bär zur Hand: Niemand wird in diesem vor wenigen Jahren erst herausgegebenen Manuscripte eines Eberbacher Mönches des Neuen und Belehrenden mehr finden, als der Historiker der Nationalökonomie. Die erste That des Klosters nach Außen war die Gründung jener Musterhöfe, und die vier wichtigsten entstehen schon unter dem ersten Abte (Ruthart 1131—1157). Die sinnreichen und umfassenden Wirthschaftspläne der Mönche würden in einem anderen Lande mit bäuerlich gebundener Bevölkerung und gebundenem Grund und Boden gar nicht auszuführen gewesen seyn. Schrittweise durch Schenkung, Tausch und Kauf von allerlei Parzellen konnten die Klosterhöfe im Rheingau mit abgerundetem Gut sich umgeben. Es währte z. B. von 1141 bis 1211, bis es gelungen war, den Draiser Hof mit einer ununterbrochenen Feldflur auszustatten; die Erwerbungen wurden, wie Bär nach einem Archivalauszug des letztgenannten Jahres berichtet, von „Edelleuten und Bürgern" gemacht und es kam dabei vor, daß es sich um Gewinnung von Parzellen handelte, die bis zu einem, ja zu einem Viertels-Morgen hinab-

fliegen. Das zeugt nicht nur von der Beweglichkeit, sondern auch von dem Werthe des Grundes und Bodens, zwei Eigenschaften, welche in der Regel Hand in Hand gehen, am innigsten aber sich da verbinden werden, wo der Landbau durch die unmittelbare Nähe städtischer Cultur befruchtet ist.

Viertes Kapitel.

Gewerbebetrieb auf dem Lande.

Im Rheingau kommt während des Mittelalters alle mögliche Betriebsamkeit vor: Landbau, Gewerbe, Handel, Kunst und Wissenschaft. Trotzdem fehlt aber gar viel, daß man den Gau volkswirthschaftlich ebensogut einer Stadt vergleichen könnte, wie nach seinen politischen Rechten.

Der Standpunkt der Gewerbe charakterisirt sich schon durch eine Meinungsverschiedenheit, welche zwischen den beiden Hauptautoritäten rheingauischer Geschichtsforschung Bär und Bodmann besteht. Bär legt nämlich auf das urkundliche Vorkommen vereinzelten Gewerbebetriebs im Lande ein größeres Gewicht als Bodmann zugeben will, und Letzterer meint, ein in Eltville auftretender Falkenjäger sey merkwürdiger, als die Manufacturen, deren Bär gedenkt, und selbst ein bei jener Stadt erwähnter pannifex sey nur eine Winterschwalbe gewesen. Nun wird es freilich heutzutage jeder Kenner mittelalteriger Wirthschaftsgeschichte denn doch für merkwürdiger halten, daß im Rheingau ein Goldschmied auf dem Lande (in Hattenheim) arbeitete, daß Zeug- und Waffenschmiede und ein Weber in Dörfern vorkommen, ebenso Gerbereien, Walkmühlen und eine klösterliche Tuchmanufactur, als daß ein Falkenjäger in Eltville saß, und man muß jene vereinzelten Notizen wohl immerhin als ein seltenes Zeugniß des Hereinragens städtischen Betriebes in überwiegend

landwirthschaftliche Arbeit gelten lassen. Allein fänden sich auch doppelt und dreimal so viele über das Land zerstreute Handwerker in Urkunden erwähnt, so dürften wir doch nicht von städtischem Gewerbewesen reden. Dieses ist im Mittelalter durch die Corporation, die Zunft bedingt, welche in ihrer politischen, sozialen, wirthschaftlichen und militärischen Verfassung auf's innigste mit der Idee der Gemeinde verwachsen ist. Rechte und Freiheiten der Stadt und ihrer Gewerbecorporationen bedingen und tragen sich gegenseitig. Von dergleichen aber ist im Rheingau gar nicht die Rede, und man könnte leichter beweisen, daß das mit wirklichen Stadtrechten ausgerüstete Eltville in diesem Sinne nicht einmal eine vollwichtige Stadt gewesen sey, als daß das ganze Land gewerblich städtischen Charakter gehabt habe. Es war ein Bauernland mit Bürgerrechten und allerlei vereinzeltem und eben darum machtlosem Gewerbebetrieb.

Andererseits bekundet sich jedoch wieder der Uebergangscharakter des Gaues in einer auffallenden Blüthe unmittelbar mit der Bodenproduction verbundener Hülfsgewerbe. Die Bauern nennen sich Bürger und in den Landwirthen lebt ein entschieden industrieller Geist. Der Weinbau streift an sich schon zu Gewerbe und Handel hinüber, und wenn sich hier am Rheine ein kräftig entwickeltes Schiffergewerbe mit dem Weinverkehre verband, so darf uns dies nicht Wunder nehmen. Dagegen staunen wir über die Blüthe des Mühlenbetriebes und Mehlhandels in unserm Gau, welcher doch mit seinem Getreidebau lange nicht den eigenen Bedarf deckte. Die kleinen rheingauer Bäche sind wie besät mit Mühlen, beiläufig fünfzig an der Zahl, und die Anlage einzelner dieser Bachmühlen läßt sich bereits im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte nachweisen. Abgesehen von der Gunst der vielen Wassergefälle war es die Nähe der beiden großen Fruchtmärkte in Mainz und Bingen, die Verkehrsstraße des Rheines und die gewerbliche Tüchtigkeit der rheingauer Müller, was dieser Getreideindustrie in dem weinbauenden Lande so breiten Boden schuf. Bär bemerkt nämlich, daß der

Mehlhandel hauptsächlich an den Niederrhein und nach Köln gegangen sey, weil man dort nur wenige Mühlen besessen (die Windmühlen sind neueren Ursprunges) und kein so feines Mehl habe mahlen können. Aus ähnlichen Gründen mag man sich auch das Gedeihen der Gerbereien in einem mittelalterigen Gaue erklären, der immer an Weide- und Wiesland Mangel litt und nur mühsam und mit allem Aufgebot wirthschaftlichen Scharfsinnes den zur Weinbergsdüngung nöthigen Viehstand aufrecht zu erhalten vermochte.*)

Das Dorf Aulenhausen, durch die Ungunst der Lage von der reichen Bodencultur der Nachbarorte ausgeschlossen, wandte sich schon so frühe zum Betrieb der Töpferei, daß es von den Ullnern (Töpfern) sogar seinen Namen erhalten haben soll. Und selbst der große Markwald des Rheingaues, welcher geflissentlich gegen den Anbau abgesperrt wurde, mußte in den zahlreichen Kohlenbrennereien wenigstens eine halbwegs gewerbliche Ausbeute liefern. Es gab hier förmliche Köhler-Colonien, und die Sage erzählt, daß das Gränzdorf Gladbach einer solchen seinen Ursprung verdanke. Dem stolzen rheingauer Bürger däuchte aber derlei Erwerb zu geringe und er überließ ihn fremden Leuten, die an den gemeinen Rechten und Genüssen des Gaues keinen Theil hatten. Aehnlich fiel das Graben und Verführen von

*) Bär schreibt in den diplomat. Beiträgen vom Jahre 1790 die Stallfütterung sey von vermögenden Rheingauer Bürgern und andern Einwohnern schon lange eingeführt. Derselbe Autor gibt uns aber in seiner Eberbacher Geschichte eine Notiz, aus welcher ich wenigstens mit Wahrscheinlichkeitsgründen einen genaueren Schluß auf das hohe Alter der Stallfütterung im Rheingau ziehen zu können glaube. Die Eberbacher Mönche hatten auf ihrem Klosterhofe zu Leheim (im Gerauer Lande) schon im dreizehnten Jahrhundert Stallfütterung. Da aber die Bewirthschaftung der Eberbacher Klosterhöfe überall nach planvoll zusammenhängender Methode eingerichtet wurde, so läßt sich wohl annehmen daß die Stallfütterung auch auf ihren Rheingauer Höfen, wo überdies die Natur des Bodens weit mehr hiezu drängte als bei Leheim, im dreizehnten Jahrhundert schon versucht worden sey.

Putzsand und das Schieferbrechen in den angrenzenden Thälern einem armen und unfreien Volke zu, so daß nicht nur für die Grundform des Bodenanbaues, sondern auch für die bäuerlich gewerblichen Nebennutzungen die Gränze des gefreiten Landes zur Scheidelinie wurde. Dieser Gegensatz ist auch heute noch lange nicht verwischt.

Ein Zeugniß, wie hier alte Anschauungen und Einrichtungen auch bei sonst gänzlich veränderten Zuständen noch immer fortwirken, liefert das hart an der rheingauer Grenze gelegene, weiland kurpfälzische Städtchen Kaub. Das Schieferbrechen hat sich dort zu einem ordentlichen Bergbau mit ausgezeichneter, weitberühmter Production gesteigert. Trotzdem gelten die Schieferbrecher — über 300 Bergleute — neben den altbevorzugten Schiffern noch immer „als glebae adscripti und werden mit Hochmuth behandelt,“*) sie haben es noch nicht zu jener corporativen Organisation gebracht, die anderwärts den Bergmann so entschieden kennzeichnet, besitzen keine eigene Tracht, keine Knappschaftskasse, keine Bergfeste und nur wenig von der bergmännischen Sprache, indeß die Schiffer (die „Schiffischen“) sich noch immer durch Tracht, Spracheigenthümlichkeiten, gemeinsame Feste und stolze genossenschaftliche Abschließung auszeichnen.

Wenn übrigens die Bürger des Rheingaues im Mittelalter der Handwerkerzünfte entbehrten, so gliederten sie sich darum doch in mancherlei Körperschaften, welche wiederum mehr städtischen als ländlichen Charakters sind. Hieher gehören z. B. die mehrere Gemeinden umfassenden sogenannten Kumpanschaften, woraus der Landesheerbann zusammengesetzt war, und welche recht eigentlich die militärische Gliederung der Städtebürger nach Zünften ersetzten.

Einer ganz individuellen Form genossenschaftlichen Verbandes will ich hier aber näher gedenken, weil sie örtlich originell ist und sich in Bruchstücken bis auf diesen Tag erhalten hat.

*) Eigene Worte eines Kauber Pfarrers in Kehrein's „Volkssprache und Volkssitte“ im Herzogth. Nassau II. 193.

Es sind dies die sogenannten Nachbarschaften oder Brunnengesellschaften. Das Alter derselben reicht jedenfalls hoch in's Mittelalter hinauf, obgleich wie es scheint, ältere schriftliche Statuten als vom Jahre 1607*) bis jetzt nicht bekannt geworden sind. Die Nachbarn gewisser Straßen oder Viertel verbünden sich zur Unterhaltung und Reinigung eines gemeinsamen Brunnens, erwählen alljährlich einen „Bornmeister," legen ein „Bornbuch" an, verpflichten sich dann aber nicht bloß zum Zusammenhalten betreffs des Brunnens, sondern auch zu gemeinsamen Festen, zu Hülfeleistung in allerlei Noth und Gefahr, namentlich auch zu gegenseitiger Todtenbestattung und zu gemeinsamem Trost im Leide. („Zum Letzten ist es auch ein altes Herkommen, daß die ganze Nachbarschaft einem Nachbarn sein Kreuz helfe tragen und trinke ein Maß Wein mit demselben zum Troste.") Ein Nachbar soll nicht einmal verreisen, ohne es vorher der „Nachbarschaft" unter Angabe der Ursache zu melden und Urlaub zu erholen, bei Strafe eines halben Viertels Wein. (Die Strafen sind überhaupt fast sammt und sonders in Wein ausgemessen.) Am härtesten wird Zank und Streit in den Versammlungen gestraft: der Friedensstörer muß der gesammten Nachbarschaft für diesen Tag die Zeche bezahlen — „wie vor Alters." Diese Korporationen hatten dann auch ihre eigenen Fahnen und Trommeln, ja von „Hacken und Geschütz" ist die Rede, „so gemeiner Nachbarschaft zuständig;" doch sind dies wohl nur Böller zu Freudenschüssen gewesen. Besonders merkwürdig aber ist das Brunnenbuch, in welchem keineswegs bloß Notizen über das Brunnenfegen enthalten sind, sondern es sollen vielmehr „jährlich alle denkwürdigen Sachen darin verzeichnet werden." Und so finden wir denn auch in den von Schunk mitgetheilten Proben, daß diese Brunnenbücher kleine Chroniken gewesen sind und wie auch die Statuten selbst, von der städtischen Bildung jener Bürger auf dem Lande Kunde geben.

*) Abgedruckt bei Schunk a. a. O. III, 243. Die „Nachbarschaft" nennt sich damals schon die „uralt Benachbarten."

Gegenwärtig sollen diese Nachbarschaften noch am vollkommensten in Lorch sich erhalten haben, sie kommen aber auch weiter rheinabwärts vor,*) und das „Bornbuch" besteht noch als „Nachbarbuch;" neben den uralt herkömmlichen Zwecken dienen die Zusammenkünfte jetzt aber auch zur Vereinbarung über Landtags- und Gemeindewahlen, Adressen u. dgl., und hält hier also sogar der Constitutionalismus mit dem Mittelalter gute Nachbarschaft.

*) Kehrein a. a. O. II. 189. Vergleiche auch die Frankfurter Brunnenordnung in Lersner's Frankf. Chron. II. 10.

Fünftes Kapitel.

Handel und Geistescultur.

Wie das Gewerbe im Rheingau vereinzelt blieb und ohne politisch corporative Geltung, so auch der Handel. Der Gau hatte handeltreibende Weinproducenten, aber keine Kaufleute.

Seine größten Handelsherren wären die Eberbacher Mönche gewesen, wenn ihnen die Ordensregel erlaubt hätte, sich anders als mittelbar am Handel zu betheiligen. Die Rheingauer Bürger suchten den nächsten Stapelplatz ihrer Weine außer Landes, in Bacharach, und die Eberbacher Mönche besaßen in Köln eine Hauptniederlage „ihrer entbehrlichen Producte," wie Pater Bär vorsichtig sich ausdrückt. Diese entbehrlichen Producte müssen aber sehr massenhaft gewesen seyn; denn zum bequemeren Vertrieb derselben trat die Stadt Köln dem fernen Kloster 1191 das neben seinem Handelshof gelegene Rheinthor zu St. Servatius sammt daran stoßendem Grund und Boden als Eigenthum ab mit der Befugniß, „daß sich die Eberbacher nach ihrem Belieben und Bedürfniß anbauen und in Friedenszeiten sowohl das Thor als die auf demselben zu errichtenden Anlagen frei benutzen könnten. Nur behielt sich die Stadt das Recht vor, bei Entstehung einer Fehde daselbst ihre Wachen aufzustellen."*) Der Besitz dieses

*) Die Urkunde, auch für die mittelaltrige Städtegeschichte interessant, findet sich abgedruckt in Bär's dipl. Nachr. Beil. XXVIII. Erst 1595 verkauften die Eberbacher Thurm und Thor mit allem Rechte wieder an die Stadt Köln.

fremden Stadtthores blieb durch Jahrhunderte der Stolz des Klosters, und er war in der That ein stattliches Wahrzeichen seiner politischen und Handelsmacht.

Wenn es aber der Rheingau auch zu keiner eigenen Kaufmannsgilde brachte, so entwickelte er doch Handelseinrichtungen, die wieder entschieden auf das Städtewesen hinüberdeuten. Das Land handhabte seine gemeinsame Handelspolizei und Handelspolitik. Das ist durchaus nicht bäuerlich. Sind doch unsere deutschen Bauern heute noch vor allen Ständen wirthschafts- und sittenpolizeilich am meisten vom Staate bevormundet. Sie haben im Mittelalter die Förderung der eigenen Production und die Ordnung des Vertriebes ihrer Producte nicht genossenschaftlich in die Hand nehmen können wie die Städte, und so setzte sich der moderne Staat zum volkswirthschaftlichen Vormund frei gewordener Bauernschaften, weil die hörigen Vorfahren nicht gelernt hatten, ihre Wirthschaft gemeinsam zu ordnen. Aber auch die freien Bauern waren individualistisch und scheuten vor der wirthschaftlichen Korporation zurück, die im Mittelalter allein Schutz und Macht verlieh, wie in unserer Zeit vor der Association.

Darin unterscheiden sich nun die alten Rheingauer von anderen freien Bauern: die Natur des Weinbaues und Weinhandels zwang sie zu gemeinsamen Wirthschaftsmaßregeln und ihre landespolizeiliche Autonomie ermöglichte deren Handhabung. Die ehemaligen Kellervisitationen und die Maßregeln gegen Weinverfälschung,*) welche uns jetzt als lästiger Zwang erscheinen würden, sind vordem hier auf dem Lande vielmehr Zeichen ge-

*) Die Strafverfügungen gegen Weinfälscher scheinen ursprünglich von den Handelsstädten ausgegangen zu seyn. S. Bodmann a. a. O. I, 407 und 409, wo ein Beispiel exemplarischer Bestrafung von Weinfälschern in Köln aus einer handschriftlichen Chronik mitgetheilt wird. Auch wäre das Frankfurter Verfahren gegen Weinfälscher, wie es in Lersner's Chronik I, 493 dargestellt ist, hier in vergleichenden Betracht zu ziehen.

meiner Freiheit und Selbständigkeit gewesen, gerade so wie die Zünfte in der Stadt, die uns jetzt Fesseln und Schranken dünken, weiland Hegestätten der Bürgerfreiheit ja der Demokratie gewesen sind.

Eine höchst eigenthümliche und darum auch oft erörterte Form rheingauischer Handelspolizei begegnet uns auf den Weinmärkten in den sogenannten „Gabelungen." Sie sollen in ihren Anfängen bis in's zwölfte ja in's elfte Jahrhundert hinaufsteigen; genauen Nachweis über das als „altes Herkommen" bezeichnete Verfahren hat uns Niklas Itzstein in seinem 1643 zusammengestellten „Rheingauer Landesbrauch" aufbewahrt. Damit die guten Weine nicht ausschließend von den fremden Kaufleuten gekauft und zu immer höheren Preisen hinaufgetrieben, die geringeren aber entwerthet würden und liegen blieben, sortirte man die Ernte ganzer Gemeinden und theilte die Fässer in Loose von je zwei Stück und zwar derart, daß das beste Faß mit dem schlechtesten, das zweitgute mit dem zweitgeringsten und so fort zusammengethan wurde, wobei dann die mittlere Qualität endlich in den mittleren Loosen sich vereinigte. Hierdurch waren überall mittlere Werthe hergestellt und man konnte einen gleichheitlichen mittleren Preis durch Meistgebot bestimmen; war dieser erzielt, so zog ein jeder Käufer sein Loos.

Als einmal in Rauenthal ein gegabeltes Faß liegen blieb und nachträglich von einem Kaufmann in Braunschweig reclamirt wurde, ließ es ihm die Gemeinde nicht eher ausfolgen, bis er von sämmtlichen Mitkäufern das Zeugniß beibrachte, daß sie auf das Faß keinen Anspruch machten. Diese Mitkäufer wohnten aber in Walluff, Dortrecht, Schleswig und Minden, und das Gabelungsprotokoll war auch nach Minden gewandert! Darum beschloß man, daß künftighin eine Abschrift des Protokolls am Orte bei Gericht hinterlegt werden solle.*)

Solche Gabelungen dünken uns jetzt wohl höchst wunderlich; dennoch bekunden sie im Mittelalter und den nächstfolgenden

*) Schunk a. a. O. II, 398.

Jahrhunderten eine selbständige und gemeinsame Handelspolitik unsers Gaues, und man prophezeite schlimme Folgen, als sie im achtzehnten Jahrhundert aufgehoben wurden! Sie waren aber thatsächlich in sich selbst zusammengefallen und zwar aus dem Grunde, weil sich die großen Kapitalisten auf eigene Faust davon befreit hatten. Denn der Adel und die Stifter und dann auch die reicheren Bürger nahmen sich die Freiheit vor der Eröffnung des Marktes zu verkaufen und dadurch der für sie am wenigsten erwünschten Gabelung zu entgehen. Wie das große Kapital durch Manufacturen und Fabriken die Zünfte ökonomisch trocken gelegt hat, so sprengte dasselbe auch den genossenschaftlichen Bann des Weinbaues und Weinmarktes.

Uebrigens erstreckte sich die rheingauische Form der Gabelung auch über den Gau hinaus und bestand z. B. in Hochheim und Bodenheim. So sind auch die oben besprochenen „Nachbarschaften" rheinab gewandert bis Bornich, und manche andere Einzelzüge die ich hier vom Rheingau mitgetheilt, werden sich zerstreut auch in andern benachbarten Rheinorten wiederfinden. Dies stößt aber meinen allgemeinen Satz nicht um, daß die große Summe eigenster Züge in Wirthschaft und Gesittung des Gaues aus dessen politischer Freiheit erwachsen sey. Denn wie der Rheingau ein Uebergangsgebilde von Bürgerthum und Bauernthum bot, so gibt es auch benachbarte Rheinorte, welche wieder auf der Uebergangsstufe vom rheingauer Halbbürger zum vollendeten hörigen Kleinbauern des armen Hinterlandes standen. Es wäre dann eine anziehende Aufgabe des Localgeschichtsforschers, nachzuspüren, inwieweit nicht bloß rheingauer Weinbau sondern auch rheingauische Sitten und Einrichtungen den Nachbarn zum Vorbilde gedient haben. Nur bei den Ueberhöhern wird man vom Einen so wenig wahrnehmen können wie vom Andern.

Ich könnte diese Erörterungen noch nach zwei Seiten weiter führen: Kunst und Wissenschaft wurden im Rheingau mannichfach gepflegt; dennoch ist das Land als solches kein Herd eigenartiger Geistescultur gewesen. Von Kiederich und Eltville

bis Lorch ist der Gau bedeckt mit einer Reihe zum Theil ausgezeichneter Denkmale romanischen und gothischen Styles, und die Fülle und Zierlichkeit derselben sticht auffallend ab gegen die Dürftigkeit und Rohheit der wenigen mittelaltrigen Ueberbleibsel, welche der angränzende überhöher Landstrich, ja selbst die Nachbargegend der gesegneten Königshundrete aufzuweisen hat. Manche altberühmte deutsche Stadt besitzt nicht so viele und schöne Kunstdenkmale wie der Rheingau. Allein, daß künstlerischer Geist die Bürger beseelt habe, daß die Kunst ihr Eigenthum gewesen oder geworden sey, wird Niemand darzuthun vermögen.

Leichter wäre der Beweis des Gegentheiles, für welchen schon die Thatsache einen Fingerzeig gibt, daß der Gau kein selbständiges Gewerbeleben kannte, welches im Mittelalter überall der Kunstbetriebsamkeit zu Grunde liegt. Es bildet auch der Gau keine maßgebende Architekturzone, sondern nur einen Ausläufer der Mainzer Kunstrichtung und war hier, wie auf andern Gebieten höherer Geistescultur eine Vorstadt von Mainz.

Gelehrte und literarisch thätige Kleriker zählt der Rheingau nicht wenige während des Mittelalters; Jakob von Eltville (um 1350) und Rudolf von Rüdesheim (um 1470) haben sogar zwei rheingauische Ortsnamen berühmt gemacht in der mittelalterigen Geschichte der Theologie, allein das Wirken des Einen gehörte seinem Kloster, Eberbach, des Andern der Universität Heidelberg und Niemand wird vor den vielen kleineren Gelehrten, welche Eberbach schon frühe unter seinen Mönchen aufführt, einen Schluß auf den wissenschaftlichen Geist der Rheingauer zu ziehen wagen.

Um so bedeutsamer erscheint im Gegentheil die Thatsache, daß zu einer Zeit, wo in den wirklichen Städten ein ächt bürgerliches Bildungsleben mit frischesten Trieben aufsproßte, die Rheingauer Culturgeschichte fast nur von theologisch gelehrten Mönchen zu erzählen, und andererseits den *Mangel an Schulen* und den schlechten Zustand der wenigen vorhandenen zu rügen weiß. (S. Bodmann I. 426 f.)

Auch der zahlreiche Adel des Gaues, obgleich er in der Periode der ritterlichen Kunst des dreizehnten Jahrhunderts schon fröhlich blühte und überhaupt ein glänzendes und äußerlich verfeinertes Leben geführt zu haben scheint, hat uns keine Zeugnisse hinterlassen, daß ihn ein ähnlicher künstlerischer Geist emporgehoben habe, wie die Ritterschaften Oberfrankens, Schwabens, Bayerns und Allemanniens.

Die Bürger waren Weinbauern, aufgeweckt durch ihre Freiheiten, regsam in der Bodencultur, politisch ebenso fortschrittslustig wie das tonangebende Mainz, weit mehr als andere Bauern an städtische Bedürfnisse und städtischen Luxus gewöhnt, aber ohne den Ernst und die Tiefe einer gesammelten städtebürgerlichen Schule und Zucht des Geistes. Dieser uralte Gegensatz ist sicher eine Quelle der schon frühe beklagten materiellen und äußerlichen Sinnesart der Rheingauer, wie sie sich so leicht bei socialen Uebergangsexistenzen einzustellen pflegt.

Im Mittelalter waren Stadt und Land durch das Recht unterschieden, während sich dieser Unterschied in unserer Zeit in einen bloß wirthschaftlichen und socialen umgesetzt hat. Trotzdem sehen wir, daß ein Landstrich, dessen Bewohner städtische Rechte und Freiheiten genossen, auch im Mittelalter immer nur halbwüchsig blieb, ein Bauernland mit Bürgerrechten, weil die Form der Siedelung, der Wirthschaft und der Gesittung, d. h. der sociale Gesammtcharakter, nicht städtisch geworden war. Und lassen sich die wichtigsten Rechtsunterschiede der alten Stände nicht überhaupt auf letzte wirthschaftliche Voraussetzungen zurückführen?

Andererseits wird es aber auch dem Ohre des Rheingauers befremdend klingen, wenn ich sein Land ein Bauernland nenne. Und dieses Befremden ist berechtigt, ja ich bekenne selbst, daß meinem eigenen Ohre die Worte „Bauernland" und „Rheingau" nicht recht zusammenstimmen wollen. Allein ich weiß kein anderes Wort, welches ein Land der überwiegend landwirthschaftlichen Cultur bezeichnete, die freilich hier von altersher getragen

und durchdrungen war von industriellem, und kaufmännischem Geiste; von einem Geiste, der seinen Rückhalt fand nicht in einem hörigen und auch nicht in einem nach alt germanischer Weise freien Bauernthum, sondern bei Bodenbauern, die von der Stufe uralt bäuerlicher Gemeinfreiheit zu städtebürgerlichen Freiheiten aufgestiegen waren.

Die Culturgeschichte des Rheingaues lehrt uns, wie die Entwickelung eigenartiger Wirthschaftsformen im Mittelalter mit Rechten und Freiheiten des Volkes innig zusammenhängt; sie lehrt uns aber auch, daß die Sitten des Volkes nicht nivellirt, sondern im Gegentheil recht fest und scharf geprägt wurden durch das reichste Maß politischer Freiheit. Der Rheingau hatte und hat seine eigene Mundart, seinen besonderen charaktervollen Sittenkreis, seine auszeichnende politische Farbe, seine unterscheidende Bildungsatmosphäre. Wenig erbaut vom socialen Conservatismus der Bauern, hat man auf liberaler Seite behaupten wollen, das treue Festhalten des Landvolkes an örtlich abgegränzten Sitten, sey die Folge eines Stumpfsinnes, gezeugt von alter politischer Unfreiheit und Unterdrückung. Allein gerade die freiesten Bauerschaften an unsern nordischen Meeresküsten, wie in den Alpen und hier am Rheine sind auch in ihren Sitten die originellsten nnd ausdauerndsten gewesen; nur muß man freilich bei den Sitten noch an etwas Tieferes denken als an Rock und Hosen und Hochzeiten und Leichenschmäuse. So haben auch nicht die landesherrlichen Städte sondern die Reichsstädte, und unter diesen wieder hervorragend die mächtigsten, selbständigsten und reichsten, ein eigenthümliches Sittengepräge des Bürgerthumes bewahrt bis auf diesen Tag. Und wenn der Rheingau doch auch wieder mehr verloren hat von seinem ursprünglichen Volkscharakter, als z. B. die freien Bauernländer der Schweiz oder der Nordseemarschen, so geschah dies in jenen Jahrhunderten, welche ihm das alte Recht Stück für Stück raubten, und das halbstädtische Land rettungslos hinabzogen in den allgemeinen Verfall des deutschen Städtewesens.

V.

Eine geistliche Stadt.

(1866.)

Erstes Kapitel.

Einleitung.

1. Die Bischofsstadt Freising.

Eine geistliche Stadt — so nenne ich Freising. Damit ist freilich noch nicht viel Unterscheidendes gesagt; denn es gibt auch außerdem geistliche Städte genug in Deutschland und darunter größere und berühmtere. Allein eine geistlichere Stadt unter unsern geistlichen Städten gibt es schwerlich. Darum nehme ich jenes Beiwort hier im engen, gesteigerten Sinne und präge es dadurch zu einem unterscheidenden, für unsere Stadt besonders charakteristischen Worte.

Müßte man nicht heutzutage gar zart sprechen, so würde ich noch kürzer und stylvoller geschrieben haben: „eine Pfaffenstadt" — in der guten Bedeutung des alten Sprachgebrauches.

Was Freising war und theilweise heute noch ist, das wurde es durch den Klerus. Freising ist berühmt in der deutschen Geschichte, aber doch nur durch seine Kirche und Schule, durch seine Bischöfe und geistlichen Gelehrten. Als Hauptstadt der Diöcese lag es vortrefflich; als Landeshauptstadt des Hochstiftes höchst ungünstig, am äußersten Nordsaume eines zerstückten zum Theil weit entfernten Gebietes. Der Bischof konnte bequem seinen Sprengel beherrschen, aber die Stadt beherrschte kein Land. Der Freisinger Domberg ragt, auf viele Meilen sichtbar, weit über die endlose Ebene bis zu den fern aufschimmernden Alpen;

die Stadt liegt versteckt hinter dem Berge. Volkreich, politisch groß, selbständig in der Macht des Bürgerthums ist sie niemals geworden, sie besaß kein reiches Patriziat, keine trutzigen Zünfte, kein eigenartiges Gewerbe, keinen bedeutenden Handel, keine erhebliche Wehrkraft, und die Kriegsgeschichte Freisings ist überwiegend eine Leidensgeschichte.

Freising hat seine eigenthümliche Rechtsentwickelung; sie wurde aber nicht, wie anderwärts, im Kriege gegen die Bischöfe und im Streben nach reichsstädtischer Selbständigkeit gewonnen, sondern auf friedlichem Wege und großentheils durch die Bischöfe.

Die klerikalen Einflüsse umschlangen und durchdrangen das bürgerliche Leben Freisings aller Orten. Und zwar gilt dies Alles nicht bloß vom Mittelalter sondern auch von den folgenden Jahrhunderten bis zur Säcularisation. Ja selbst auf unsere Zeit ist noch ein Schattenbild jener alten Zustände übergegangen, schattenhaft gegen sonst, aber doch deutlicher als bei fast irgend einer andern modernen weiland geistlichen Stadt.

2. Andere Bischofsstädte.

Ein Blick auf andere deutsche Bischofsstädte möge zeigen, daß ich nicht zu viel gesagt, indem ich Freising den besonders reinen und ausschließenden Typus der geistlichen Stadt beilege.

Das heilige Köln war neben seiner Heiligkeit zugleich auch Quartierstadt der Hansa, handelsmächtig, und wenn man im Mittelalter von den „Herren von Köln" sprach, so dachte man dabei nicht an die Geistlichen sondern an die Kaufleute und Tuchmacher, welche sich wohl auch eines Kampfes mit dem Erzbischof getrauten. Trier, als älteste Stadt Deutschlands, blickte fast stolzer noch auf seine heidnische Urgeschichte als auf den Glanz seiner Bischöfe, es rang mit ihnen um reichsstädtische Freiheit, die es auch durch drei Jahrhunderte nahezu besessen hat. Das goldene Mainz, das deutsche Rom, stand an der Spitze des

rheinischen Städtebundes, seine herausfordernd selbständige und lebenslustige Bürgerschaft war zur Zeit des Erzbischofs Siegfried so wenig wie in den Tagen der Klubbisten dem Klerus besonders unterwürfig, und auch ohne die Residenz des vornehmsten geistlichen Reichsfürsten würde Mainz doch immer als Rheinveste und Rheinhafen bedeutend gewesen seyn.

Andere berühmte deutsche Bischofssitze sind berühmter noch als Kaiserstädte, oder sonst hervorragende Schauplätze der Reichsgeschichte, wie Speyer, Paderborn, Magdeburg, Halberstadt, Merseburg, Regensburg, Augsburg, wozu sich meistens dann auch die politische Selbständigkeit der Stadt, Kämpfe der Bürger mit den Bischöfen und eigene, mitunter überwiegende Handels- und Gewerbemacht gesellen. Und obendrein sind alle die eben genannten Städte schon im sechzehnten Jahrhunderte ganz oder theilweise protestantisch geworden.

Im deutschen Norden bietet wohl nur noch Münster eine wirkliche Parallele zu Freising. Geistlich schon nach dem Sinne seines Namens, trägt Münster in seiner baulichen Physiognomie wie in seiner Geschichte entschieden das Gepräge der geistlichen Hauptstadt. Allein eben diese Geschichte zeigt zugleich durch Jahrhunderte das Schauspiel des Ringens der Bürger nach reichsstädtischen Rechten und nach Abschüttelung der landesherrlichen Gewalt des Bischofs. Den endlichen Sieg gewann der Bischof nach dem Siege über die Wiedertäuferei, bei welcher sich Münster nicht eben ganz correct geistlich bewährt hatte. Münster ist zudem nicht bloß als geistlicher sondern überhaupt als städtischer Mittelpunkt Westphalens bedeutend, dann als ein Sitz des westphälischen Adels, dessen patrizische Häuser mit den klerikalen Gebäuden wetteifern; man würde Münster zu wenig thun, wollte man es schlechtweg eine geistliche Stadt nennen.

Im Gegensatze zu den bischöflichen Großstädten, welche allesammt über die bloß geistliche Stadt hinausgewachsen sind und zu den ehemaligen Bischofssitzen unsers protestantischen Nordens gibt es nun allerdings einige Städte im katholischen Süd- und

Mitteldeutschland, die mit Freising im rein geistlichen Charakter zu wetteifern scheinen: Salzburg, Passau, Eichstädt, Bamberg, Würzburg, Fulda.

Allein Salzburg hatte seine bürgerlichen und seine Reformationskämpfe, die Freising nicht kennt, Salzburg war als Landeshauptstadt eines Gebietes von 174 Quadratmeilen ein so hervorragendes politisches Centrum, wie es Freising niemals werden konnte. Passau, das Donau-Koblenz, würde durch seine handelswichtige Festungslage auch dann einer der nothwendigsten Städtepunkte Oberdeutschlands gewesen seyn, wenn niemals ein Bischof dort gesessen hätte. Aehnlich Bamberg und Würzburg, zwei durch die Natur der Bodenplastik vorgezeichnete Städte, welchen der Keim selbständiger wirthschaftlicher Entwickelung für alle Zeit schon geographisch verbürgt ist. Nur Eichstädt und Fulda rücken dem Charakter Freisings sehr nahe: wo man sie überhaupt nennt unter den deutschen Städten, da thut man's wegen ihrer geistlichen Geschichte. Eichstädt ist aber doch nur ein Bischofsitz untergeordneteren historischen Ranges, und wenn Fulda in ältester Zeit Freising überragt durch seine klerikale Culturmacht, so hat es dieselbe doch nicht so lange und andauernd zu steigern und bis nahe zur Gegenwart zu behaupten gewußt.

Man sieht aus alledem, daß ich das Beiwort „geistlich" bei Freising schon unterstreichen darf. Vielleicht drücke ich mich noch deutlicher aus durch den Vergleich mit einer slavischen Stadt, die gleichfalls eine unterstrichen geistliche ist, mit Gnesen. Diese Stadt der Kirchen versetzt uns sofort auf den Boden kirchlichen Lebens, so wie wir nur den Namen hören und mag wohl nahezu ein polnisches Freising seyn. Und dennoch ist mir selbst Gnesen nicht ganz geistlich genug zur vollständigen Parallele. Die Krönungsstadt der polnischen Könige, weckt sie in dem Polen auch politisch nationale Erinnerungen, und wenn in dem Nationalheiligthum ihres Domes der Leib des heil. Adalbert ruht und verehrt wird, so führt dieser Name zugleich auf die Adalberts-

messe, welche Gnesen periodisch wenigstens eine profane Handelswichtigkeit verleiht, wie sie Freising niemals besessen hat.

In dem Vorgesagten glaube ich aber nicht bloß mein Beiwort Freisings flüchtig erläutert, sondern auch angedeutet zu haben, was ich im Grunde will mit diesem Aufsatze. Ich will nichts weiter als eben dieses nothwendige Beiwort rechtfertigen. Ich will weder eine Ortsbeschreibung noch eine Geschichte der Stadt geben, sondern lediglich die Charakterskizze einer geistlichen Stadt wie sie sich in Freising als dem reinsten Typus einer großen Gattung spiegelt. In Bayern weiß man trefflich Bescheid über Freising; auswärts kennen gelehrte Leute den Meichelbeck, allein Meichelbeck ist doch nicht Freising. Das überreich zu Tage liegende Material der freisingischen Schriften war mir übrigens nur Mittel zum Zweck. Mein Hauptstreben zielte, nationalökonomisch gesprochen, vielmehr auf Stoffverarbeitung als auf den Rohstoff. Das Einzelbild dieser Stadt sollte dem Leser unvermerkt als ein Gattungsbild aus dem Rahmen treten, nicht als ein Beitrag zur bayerischen Ortsgeschichte, sondern als eine Studie zur vergleichenden Kenntniß des deutschen Städtewesens.

3. Klerikale Literaturquellen.

Der schulgerechte Autor stellt „Literatur" an die Spitze seiner Abhandlung, das heißt ein Verzeichniß der Bücher und Handschriften, die er benützt hat oder hätte benützen sollen. Ich beginne hier gleichfalls mit Literatur, aber nicht um meiner Arbeit einen gelehrten Strich zu geben, sondern weil die reiche freisingische Spezialliteratur in ihren bloßen Büchertiteln und Autornamen schon zum lebendigen Bilde wird und uns unmittelbar auf den geistlichen Boden versetzt, der die Stadt und ihre Geschichte trägt.

Im Bibliothekssaale bereits umweht uns geistliche Luft, so wie wir über Freising forschen; fast alle Hauptautoren von der ältesten bis zur neuesten Zeit sind Geistliche gewesen, und der

Bibliothekar kann bei den meisten Schriften zur Geschichte Freisings in Verlegenheit gerathen, ob er dieselbe unter der Rubrik historia schlechthin in seinen Katalog eintragen oder sie zur historia ecclesiastica ausscheiden soll. Die umfassendste oder doch mindestens am sorgsamsten und selbständigsten gepflegte Sammlung der Frisingensia befindet sich dem entsprechend auch in geistlichem Besitze, in der domcapitel'schen Bibliothek zu München.

Eine Geschichte der Stadt Freising ist noch nicht geschrieben; um so fleißiger schrieb man die Geschichte der freisingischen Bischöfe. Wie ein Heiliger (Korbinian) das Bisthum gründete (724) und ein anderer Heiliger (Bonifacius) dasselbe zu einem ständigen Bischoffitze erhob (739), so beginnt auch die Specialliteratur Freisings mit einem Heiligenleben, der Biographie Korbinians von Aribo. An dem Faden der Biographie der Bischöfe spinnt sich die Geschichte Freisings weiter und aus der Perspective des Domberges können wir dann gelegentlich auch die Entwickelung der Stadt beobachten. Ganz ähnlich findet sich's anderwärts bei den ächten Residenzstädten weltlicher Fürsten. Nicht bloß die Geschichte, auch die Geschichtschreibung der Stadt wird von der Fürstengeschichte aufgesogen; in den Reichsstädten dagegen ist der fruchtbare Keimboden der bürgerlichen Städtechroniken.

Unter den Vertretern der historischen Literatur Freisings erscheinen Bischöfe, Mönche, Domherren, Dompröpste, ein Domdechant, ein Kapellan, geistliche Professoren und Priester anderer Grade. Nun wäre es eben nichts Besonderes, wenn im früheren Mittelalter bloß Geistliche über diesen geistlichen Fürstensitz geschrieben hätten; allein auch zur Zeit der Renaissance (Veit Arenpeck und Joh. Freiberger) und im achtzehnten Jahrhundert (Meichelbeck) herrschen die geistlichen Federn. Ja man kann sagen, bis zur Säcularisation ist keine namhafte selbständige Schrift über Freising erschienen, die nicht entweder einen geistlichen Herren zum Verfasser hätte, oder in den wenigen Ausnahmefällen mindestens solche Laien, die wie Joachim Haberstock

als Schulmeister, wie Georg Philipp Finkh als Kammerdiener, Rath und Secretär, wie Joh. von Prey als Hofkammerdirector, oder wie Hoheneichner als Archivar in Brod und Würden des Bischofs standen. Auch nach der Säcularisation bis zur Gegenwart waren es überwiegend Geistliche, welche sich mit selbständigen Beiträgen zur Geschichte Freising's beschäftigten.

Die historische Literatur Freising's gliedert sich sehr einfach in drei Perioden. Die erste geht vom achten bis zum fünfzehnten Jahrhundert und umfaßt lauter Bücher, welche nebenher Beiträge zur Geschichte von Freising liefern, obgleich ihr Hauptinhalt weder auf eine Geschichte der Stadt noch des Bisthums gerichtet ist. Hierher gehört der Bischof Aribo (764—784) mit dem Leben des h. Korbinian; der Mönch Kozroh mit seinem von 810—848 auf Befehl eines Bischofs (Hitto) verfaßten Schenkungsbuche, liber traditionum antiquus: Bischof Otto I. (1138—58) mit seiner Chronik und dem Buche de gestis Friderici primi; der Domherr Radevich (oder Ragewin) mit der Fortsetzung der letztgenannten Schrift; ein anderer freisingischer Domherr des zwölften Jahrhunderts, Conradus Sacrista, als Verfasser eines weiteren Schenkungsbuches (des vierten nach Meichelbeck), und endlich auch ein Laie, der Notar Ruprecht mit seinem Stadtrechtsbuch von 1328*). Ruprecht hat seine Ausnahmestellung als schreibender Laie in der geistlichen Stadt, wo sonst nur Kleriker die Feder führten, wie es scheint, selber empfunden: denn er sagt im Epilog des Buches:

„Es ist geschribenn aus ainer layen mund;
Ruprecht von freysing ist er genannt ꝛc.

Doch war es in unserm Jahrhundert wiederum ein Geistlicher, Westenrieder, der die erste Ausgabe des Rechtsbuches

*) Litteratur darüber bei Gengler „Quellengesch. des in Bayern geltenden Privatrechtes."

besorgte*) und auf dessen wissenschaftliche Bedeutung aufmerksam gemacht hat**).

Die zweite Periode der freisingischen Geschichtsbeiträge geht vom fünfzehnten Jahrhundert bis zur Säcularisation; sie beginnt mit Veit Arnpeckh und gipfelt in Meichelbeck. In dieser Zeit herrschen die Chroniken oder Kataloge der Bischöfe von Freising. Die Lectüre dieser Chroniken muthet uns an wie der Gang durch eine Ahnengallerie: aus den chronologisch zusammengestellten Bildnissen der einzelnen Bischöfe spricht die Geschichte des Bisthums. Zu diesen Bischofs-Chronisten zählt im fünfzehnten Jahrhundert der bischöfliche Kaplan Veit Arnpeckh***) im sechszehnten der Domherr Johannes Freiberger†), welchen sich aus diesem und dem folgenden Jahrhunderte noch fünf weitere anonyme Autoren ähnlicher handschriftlicher Chroniken beigesellen††), die mit Ausnahme der Beiträge Finky's wohl sämmtlich auf klerikale Federn zurückweisen.

Solche biographische Verzeichnisse der Bischöfe wurden dann von Geistlichen, wie von dem Subprior Pet. Kaindl, dem Canonicus Schmidt, dem Beneficiaten Waltl († 1848) u. A., bis gegen die neueste Zeit geschrieben und der fürstbischöfliche Kammerdirector Prey gab sogar die alphabetischen Biographien der Domherren!†††)

Auch die Kunst half den Catalogus episcoporum darstellen. Joachim Haberstock setzte ihn in Verse, ich will nicht sagen in Poesie††††), und im achtzehnten Jahrhundert wurde

*) München 1802 und in dessen „Beitr. z. vaterl. Gesch." Bd. VII.

**) Akad. Rede über das Rechtsbuch des Rupert v. Freis. 1802.

***) de gestis episc. Frising. abged. in Deutinger's Beitr. III.

†) Chron. episc. Frising. ecclesiae, abgedr. bei Deutinger I.

††) Beschrieben von Hoheneichner im Archiv der Gesellsch. f. ältdeutsche Geschichtskunde Bd. IV, und Deutinger I.

†††) In einem handschriftl. Foliobande auf der k. Hofbibliothek zu München.

††††) Episcopi Fris. elegiaco carmine, bei Deutinger I

die Reihenfolge der Bischöfe für den „Fürstengang" (zwischen Schloß und Dom) gemalt nebst den Ansichten der wichtigsten Orte des hochstiftischen Landes und kurzen biographischen Aufschriften*). Dieser halb gemalte, halb geschriebene Catalogus reicht bis 1789. Für den letzten, nach der Säcularisation gestorbenen Bischof wäre nur noch nothdürftig Platz gewesen, wenn man die zwei Bilder an der oberen Schmalseite eng zusammengerückt hätte, dann aber für Keinen mehr; — es waltete also ein ähnliches Spiel des Zufalles wie bei den Kaiserbildern im Römer zu Frankfurt.

Die alten Biographien der Bischöfe sind in Meichelbeck's Historia Frisingensis zu einem großen Geschichtswerke emporgewachsen, welches, reich mit Urkunden belegt, vielfach über die Geschichte des Bisthumes hinausgreift und nicht bloß einen örtlichen Lehrkreis, sondern (laut des Titelblattes) den orbis eruditus in's Auge faßte. Meichelbeck, der Benedictiner und freisingische geistliche Rath, war nicht nur ein Geistlicher dem Stande nach, sondern auch nach seinem Standpunkte „strenger Curialist." Er schrieb jenes Hauptwerk zur Verherrlichung eines geistlichen Doppel-Jubelfestes (1724) im Auftrage eines Bischofs (Johann Franz), welchem es auch gewidmet ist, und nicht bloß der Autor des trefflichen Buches, sondern selbst der Autor der vielen Fehler in den Abschriften der beigedruckten Urkunden (vgl. Karl Roth, „Oertlichkeiten des Bisthums Freising") scheint ein Geistlicher, der Benedictiner Leonhard Hohenauer, gewesen zu seyn. Die Biographie Meichelbeck's, des berühmtesten Biographen der freisingischen Bischöfe († 1734) steht aber wiederum in einem geistlichen Buche, in dem Chronicon Benedictoburanum, herausgegeben 1753 auf Kosten des Benedictbeurner Klosters. Auch ist jener Bischof Johann Franz, wenn zwar nicht unter, doch neben den geistlichen Historikern Freisings mit Ehren zu nennen als eifriger Sammler, Ordner, Abschreiber und Retter von Ur-

*) Abgedruckt bei Deutinger I.

kunden und wegen seiner Randglossen zu mehreren handschriftlichen Chroniken der Bischöfe*).

Die dritte Periode freisingischer Geschichtsliteratur (im neunzehnten Jahrhunderte) hat viel älteres Material gesichtet, veröffentlicht, vervollständigt, aber auch wesentlich Neues dazu gewonnen. So gab Baumgärtner, ein Geistlicher, den deutschen Auszug von Meichelbeck's Geschichte neu heraus (1854) und führte die Chronik bis zur Gegenwart. Hoheneichner (weiland fürstbischöflicher Hofrath und Archivar) sammelte mannichfache monographische Beiträge. Vor Allen aber machte sich Dompropst Martin v. Deutinger verdient durch den Abdruck so vieler älteren Quellenwerke in seinen „Beiträgen zur Geschichte 2c. des Erzbisthums München und Freising" (1850 ff.)**). In diesem reichen Sammelwerke gab dann Gentner, ein Geistlicher, die Geschichte des Klosters Weihenstephan (Bd. VI. S. 1—350), welche uns in immer weiterer geistlicher Perspective wiederum auf eine eigene Mönchschroniken-Literatur zurückweist.

Nach zwei Seiten hat unsere Zeit aber auch neue Thema freisingischer Spezialforschung angeschlagen: in der Kunst- und Rechtsgeschichte.

Zwei Geistliche, der Domdechant v. Heckenstaller***) und der Exbenedictiner Gandershofer†) erinnerten zuerst wieder in besonderen Schriften an die hohe monumentale Bedeutung des Freisinger Domes. (Heckenstaller, der in seiner Vielgeschäftigkeit als Kleriker, Architekt, Wasserbau-Commissär, Archivar, Schriftsteller und Kunstdilettant uns schon persönlich so recht in das

*) S. Deutinger S. 7 und 9. Hier verdient auch der Kanonicus F. A. Schmidt als Verf. der Hauptmatrikel des Hochstiftes (1738—40) genannt zu werden.

**) Auch D's Herausgabe der älteren Matrikeln des Bisthums F., 1849 und 50, ist hier zu erwähnen.

***) Dissertatio historica de antiquitate .... cathedralis Frising. 1824.

†) Denkwürdigkeiten der Domkirche zu Freising 1824.

gemüthliche Treiben einer kleinen geistlichen Residenzstadt versetzt, hat dann auch wieder einen geistlichen Biographen gefunden in dem Domcapitular Schwabl*). Was Heckenstaller und Gandershofer nur erst angeregt, das führte ein dritter Geistlicher aus, Prof. Sighart: er gab uns umfassende Kunde von sämmtlichen Kunstschätzen Freisings und sicherte ihnen die gebührende Stelle in der bayerischen und deutschen Kunstgeschichte**). Selbst sehr bedeutende auswärtige Forscher hatten bis dahin wenig Notiz genommen von den Denkmalen unserer Stadt; beispielsweise ist in der ersten Auflage von Kugler's Kunstgeschichte (1841), die sonst so fleißig dem Einzelsten nachspürt, nicht einmal der Name Freising's genannt.

Bei den rechtsgeschichtlichen Studien aus der freisingischen Geschichte treten nun freilich überwiegend juristische Schriftsteller in den Vordergrund, v. Maurer, Häberlin, Gengler, Föringer u. A. Allein Häberlin's „Systematische Bearbeitung der in Meichelbeck's historia Frisingensis enthaltenen Urkundensammlung" ist wenigstens, wie schon der Titel besagt, durchaus auf das urkundliche Material des gelehrten Benedictiners gebaut, und jene Schriften bieten überhaupt vielmehr Beiträge zur deutschen Rechtsgeschichte aus freisingischen Quellen, als Beiträge zur Geschichte Freising's.

Ich könnte meinen Hinweis auf die weit überwiegende Beisteuer geistlicher Federn zur freisingischen Spezialliteratur noch weiter ausspinnen. Schrieb doch sogar ein Geistlicher (Sighart) ein freisingisches „Eisenbahnbüchlein", als die bayerische Ostbahn eröffnet wurde. Schwerlich dürfte eine andere deutsche Stadt ein ähnliches Eisenbahnbuch besitzen, denn es belehrt nicht etwa über die besten Wirthshäuser, sondern über die Kirchen- und Kunstdenkmale in Freising und längs der nächsten Bahnstrecken

*) Lebensskizze ꝛc. Heckenstallers 1833.

**) Der Dom zu Freising, 1852. Mittelalt. Kunst in der Erzdiöcese München-Freising 1855. Geschichte der bildenden Künste in Bayern II Bnde. 1862.

von den Kirchen in Feldmoching und Milbertshofen bis zum Dome hinauf.

Man ersieht aus alledem: der gelehrte Berg von freisingischen Geschichtsbüchern ist fast durchaus ein geistlicher Berg, so gut wie der wirkliche „gelehrte Berg," welcher Schloß und Dom trägt, und die trockene Ueberschau bloßer Büchertitel wird an sich schon zu einem culturgeschichtlichen Bilde, darin sich die geistliche Physiognomie der alten und neuen Stadt in klaren Zügen spiegelt.

Zweites Kapitel.

Der Freisinger Domberg.

Das alte Freising liegt *hinter* dem Domberg und neben dem Klosterberg von Weihenstephan. Es wird im Nordosten und Südwesten von drei Klöstern in der Flanke gepackt, von Neustift, Weihenstephan und St. Veit, und gegen Süden steht ihm der Domberg vor der Nase. Nur den Rücken — nordwestlich — hatte die Stadt frei; dort gränzt keine dominirende geistliche Besitzung. Dort öffnet sich aber auch keine große Verkehrsbahn: von Südwest nach Nordost fluthete das Leben, nach Nordwest trägt man die Todten schon seit dreihundert Jahren zur Ruhe. Hier, an der Rückseite der Stadt, öffnete sich kein Hauptthor, hier drängten sich viele kleine Häuser und unbedeutende Straßen an die Mauer, und eine lange Zeile neuer Tagelöhnerhäuschen, welche seit einigen Jahren über den alten Stadtbering hinausgewachsen sind, bezeugt uns, daß auch heute noch auf dieser Seite die Stadt zum Lande übergeht.

Das weithin sichtbare landschaftliche Wahrzeichen Freising's sind die zwei geistlichen Berge: Weihenstephan und der Domberg. Beide sind sehr mäßig hoch, der eine erhebt sich nur 152, der andere nur 100 Pariser Fuß über den Isarspiegel, allein Beide herrschen, nicht nur weil sie die höchsten Punkte sind, sondern weil sie zugleich mit ihren breiten, langgestreckten Rücken für feste, abgeschlossene und ausgedehnte Besiedelung Raum boten. Welches ganz andere Gesicht würde die Stadt gewonnen haben,

wenn sie sich, statt in eine Thalenge geklemmt zu bleiben, über den Domberg und gegen die Höhe von Weihenstephan hinauf ausgebreitet hätte; allein wie ganz anders müßte auch die Geschichte Freisings gewesen seyn, damit dieses hätte geschehen können!

Ein jeder der beiden Berge hat seine Vorzüge und beim abwägenden Vergleichen ihrer Lage thut Einem die Wahl wehe. Doch haben die Bischöfe klug gewählt, als sie sich auf dem Berge festsetzten, welcher die natürlichen Straßenlinien zu Wasser und zu Land und folglich die Stadt beherrscht, und die Mönche, als sie die Höhe behielten, welche für Garten und Feld und also auch für die Herrschaft über das umliegende Culturland den günstigen Raum bot.

Die größten und reichsten Erinnerungen der Sage und Geschichte ruhen nicht auf dem Thale, auf der Stadt Freising, sie haften an den beiden Bergen. Dort hinauf blicken wir zuerst beim Aufsuchen von Römerspuren wie von sagenhaften oder historischen Zügen aus der Zeit des Frankenkönigs Pipin oder der alten bayerischen Herzoge. Das Wirken Korbinians in Freising bewegt sich wesentlich zwischen den beiden Höhen, und der Weg, welchen er zur Gründung des Bischofssitzes genommen, ist auch örtlich bezeichnet durch den Weg, welcher sich vom östlichen Rücken des Weihenstephaner Berges hinüber zum Domberge zieht, gleich einer Reihe von Stationen mit Erinnerungsmalen seines Namens geschmückt. So stehet auch der Baum, an dessen Grünen oder Absterben der Volksmund Gedeihen oder Untergang der Stadt Freising knüpft, die uralte Korbinianslinde, nicht unten bei der Stadt, sondern auf dem Osthange des Weihenstephaner Berges. Im Jahre 1865 ist die Linde ausgebrannt und man gab sie schon verloren, aber im selben Jahre fingen die geretteten Aeste auf dem inwendig verkohlten Stammesrumpfe dennoch wieder zu grünen an, und man will selbst die damals herabgestürzten Holzstücke in einem anderen Sinne dauernd lebendig erhalten, indem man Statuen des hl. Korbinian daraus zu schnitzen gedenkt.

Seit dem achten Jahrhundert und dann durch's ganze Mittelalter und herauf bis zur Gegenwart sind die beiden Berge überwiegend die Träger der historischen Bedeutung Freisings, und zwar ging auch die Geschichte denselben Weg, wie der heil. Korbinian: sie zog von Weihenstephan mehr und mehr zum Domberge als der geschichtlich steigend wichtigeren Höhe. Wie aber Korbinian auf jedem der beiden Berge breits eine Kirche vorfand,*) so sollen die zwei Berge sogar in germanischer Urzeit schon eine Art geistlicher Berge gewesen seyn. Wenigstens nach einer sprachlichen Hypothese, von der ich durchaus nicht behaupten will, daß sie stichhaltig sey; ich wünsche nur, sie wäre stichhaltig. Jedenfalls ist sie Wasser auf meine Mühle und nicht schlechter als viele andere. Weihenstephan hieß ursprünglich Tetmons, das erklärt man für den Berg des Teut und Freising soll von einer Cultusstädte der Freya auf dem Domberge seinen Namen tragen.**) Jedenfalls hat der Name Freisings mit oder ohne Freya einen alten geistlichen Klang. Das bedachten sogar die Freisinger Illuminaten des achtzehnten Jahrhunderts, welche Freising „Theben" nannten, die Stadt der Osiris, die Stadt der Priester, der Tempel und der Gräber — an der Mosach.

Uebrigens gibt es eine noch viel wunderlichere Deutung des Namens Freising als von der Göttin Freya. Nach dem oft citirten Ausspruche des Aeneas Sylvius, welcher auf eine Stelle im Leben des hl. Maximilian zurückführt, hätten die Römer den Ort Fruxinium oder Frixinia genannt von seiner fruchtbaren Lage***). Nun hat diese Fruxinia scheinbar gar nichts zu schaffen mit dem geistlichen Berge, von welchem ich hier handeln will, dennoch führt auch sie mich auf denselben, wie man

*) Vita S. Corb. bei Meichelbeck I.

**) Letzteres bei Sighart, Dom zu F. Tetmons wird in vielen Büchern als Berg des Teut erklärt. Schmeller gibt die ohne Zweifel beste Ableitung des Namens Freising von dem Eigennamen „Frigiso."

***) Eine andere Auslegung dieser alten Namensformen bei Meichelbeck I.

in Freising eben immer wieder auf den Berg geführt wird. Der Eindruck der Fruchtbarkeit ist bei der freisinger Landschaft doch nicht gerade so überwältigend, daß man aus demselben den Charakternamen des Ortes schöpfen möchte, allein die beiden geistlichen Berge schmückt allerdings eine ausgezeichnete Fruchtbarkeit und uralt hohe Cultur des Bodens. Die Südseite des Dombergs war früher großentheils ein Weingarten, welcher am Fuße des Abhanges in Obst-, Gemüse- und Blumengärten überging. Dieser freisingische Weinbau ist bereits vom h. Korbinian begründet worden und folglich die Rebencultur an unsern Isarhöhen um volle hundert Jahre früher historisch beglaubigt als bei irgend einer der hochberühmten Lagen des Rheingaues. Wäre es aber nicht gerade ein Heiliger gewesen, der hier die ersten Reben gepflanzt und ein Bischof — Aribo — welcher ihm das Zeugniß darüber ausgestellt hat, so würden wir vom freisingischen Weinbau des achten Jahrhunderts vermuthlich eben so wenig wissen wie vom rheingauischen. Obgleich nun der Weinberg, auf Merians Bild von 1642 noch sichtbar*), längst verschwunden ist, so breitet sich doch noch immer ein äußerst fruchtbares Gartenland über einen Theil des Domberges und an den sonnigen Mauern der obersten Terrasse reift neben der Traube sogar die Feige trotz der absoluten Höhe von 1471 P. Fuß. Wer also etwa geradenwegs durch's Erdinger Moos oder über die Garchinger Haide hierhergegangen ist, dem mag es da droben schon nach Fruxinia aussehen. Aehnlich bei Weihenstephan, wo das hochcultivirte Staatsgut der landwirthschaftlichen Schule als das eigentlich moderne Fruxinium aus dem alten Klostergute erwachsen ist.

Der Domberg überragt aber die zu Füßen liegende Stadt und ihr Gebiet nicht bloß durch seine Fruchtbarkeit, sondern auch

*) Merian, Topogr. Bav. S. 20 ff. druckt eine ihm aus Bayern zugesandte Beschreibung F's ab, die weit brauchbarer ist, als die meisten seiner übrigen Texte. Auch die zwei Ansichten F's sind gut gezeichnet. Das älteste vorhandene Bild der Stadt soll von 1520 seyn.

durch seine Festigkeit. Er ist ihre Burg, ihre Citadelle, und eine Citadelle taugt nach Umständen bekanntlich eben so gut, eine Stadt zu zügeln als sie zu vertheidigen.

Das alte Freising war nicht besonders fest, Mauer und Graben waren sehr einfach und klein, die fünf Thorthürme unbedeutend; selbst der relativ stärkste Thurm des Mohrenthores (gegen Neustift, jetzt abgebrochen) hatte keine Vor- oder Seitenwerke, der Thurm des Münchener Thores, welcher mit seinem zierlich durchbrochenen Treppengiebel noch heute den Eingang der Stadt schmückt, sieht mehr wie ein artiger Decorationsbau aus, als wie ein Festungswerk. (Beiläufig bemerkt soll es zunächst der Fürsprache eines Geistlichen vom Domberge zu danken seyn, daß dieser malerische Thurm nicht unlängst abgebrochen wurde.)

Um so fester als jene Stadtmauern stand der Domberg über der Stadt. Ringsum steil abfallend, war er nur von Osten durch einen Fahrweg zugänglich, von Westen durch einen steilen Reitweg (beide durch stattliche Thorthürme auf der Mitte des Berges geschlossen), von Süden durch einen leicht zu sperrenden Fußsteig. Im Süden bot schon am Fuße die Mosach eine natürliche Deckung, im Osten Mosach und Isar; die westliche und östliche Höhe des Berges war mit Vertheidigungsthürmen bekrönt, von welchen eine hohe Mauer zum Münchener Thore herunterzog, und noch fünf bis sechs andere Mauern stiegen vom Plateau in Querlinien zum Thale nieder. Die Domherrnhäuser auf der zur Stadt gekehrten Rückseite sahen im siebzehnten Jahrhundert zum Theile selbst noch festungsartig in's Thal hinab: auf hohen fensterlosen Untermauern erhoben sich mehrere derselben am Abhange, thurmartig aufsteigend, und wehrten das Eindringen quer den Berg herauf so gut wie ein förmliches Vertheidigungswerk. Am südlichen Rande des Plateaus aber war Dom und Schloß durch eine besondere Mauer mit Thürmchen gegen einen etwa den Weinberg heranstürmenden Feind geschützt. Der Domberg erscheint demgemäß als eine selbständige Veste, von der Stadt durch Mauern und Thore abgeschlossen, und der

Umstand, daß sich auf dem Berge nicht bloß geleitetes Wasser befand, sondern für den Nothfall auch eigenes Quellwasser, machte seine Stärke noch unabhängiger.

Wie aber der Domberg gleich einer Burg über der Stadt thronte, so war auf dieser großen Veste eine engere Burg noch einmal besonders befestigt, das Schloß der Fürstbischöfe, durch Mauer und tiefen Graben. Als man 1864 die Röhren zur Gasleitung legte, sollen deutliche Spuren dieser mittelaltrigen innersten Befestigung wieder aufgefunden worden seyn.

Und nicht bloß militärisch war der Domberg von der Stadt abgeschlossen, sondern auch social. Bischof Otto I, der große Geschichtschreiber, verfügte bei seiner Erneuerung der Regeln des Domstiftes, daß kein Laie innerhalb der beiden Thore des Domberges wohnen solle. Der ummauerte Berg glich also fast einem großen, festen Kloster, wie denn auch zur Zeit des h. Korbinian ein wirkliches Kloster der älteste Kern seiner weiteren geistlichen Besiedelung gewesen ist.

Schon durch diese Eigenthümlichkeiten der Lage findet die geistliche Burg des Domberges in Deutschland schwerlich ihres Gleichen. In andern deutschen Bischofstädten hatten zwar auch die geistlichen Herren ihr fest begränztes Quartier; allein der Bischofssitz als Krystallisationskern der ringsum anschießenden Stadttheile, verliert entweder später seine uralte Absonderung, oder der Fürstenhof des Bischofs übersiedelt wohl gar aus der früheren burglichen Abgeschiedenheit in die Stadt. Letzteres geschah z. B. in Würzburg, dessen Marienberg als Residenz der Bischöfe seit dem dreizehnten Jahrhundert manche Aehnlichkeit mit dem Freisinger Domberge bietet. Der Würzburger Dom aber liegt unten in der Stadt und im achtzehnten Jahrhunderte baute auch der Bischof da drunten sein neues Schloß. In Freising vermochte sich weder der Domberg mit der Stadt zu verschmelzen, noch konnte die Stadt den Bischofssitz vom Berge herabziehen.

Einziger noch als durch diesen Umstand erscheint uns jedoch

die Stätte des Domberges, wenn wir erwägen, was Alles innerhalb ihrer zwei Thore lag.

Auch ein Berg (oder eine Stadt) kann seine aerugo nobilis haben, seinen edlen Altersrost, so gut wie ein Erzbild. Diese aerugo ist der tiefe Trümmerschutt, welcher jetzt die oberste Bodendecke des Domberg-Plateau's bildet. Neuere Erdarbeiten zeigten, daß der Schutt stellenweise bis acht Fuß hinabsteige, und in dieser Tiefe fand man römische Münzen; drei Fuß unter dem Boden aber mittelaltrige (brandenburgische und kölnische Goldmünzen des fünfzehnten, Silbermünzen des sechszehnten Jahrhunderts). Von Münzfunden in der Stadt ist mir nichts bekannt, dagegen erzählte mir Professor Sighart, dem ich die vorstehende Notiz verdanke, von einer Menge Spielmarken des Mittelalters, welche dort in alten Häusern gefunden worden seyen. Also droben bei den geistlichen Herren die Dukaten, unten bei den Bürgern die Rechenpfennige.

Ueber jenem Schutt, den der zerstörende Gang der Jahrhunderte auf dem Domberge gehäuft, erhebt sich nun der Dom mit anderen Kirchen, das Schloß, die alten Domherrnhäuser und sonst noch genug Gebäude, alle einstmals den Bedürfnissen der geistlichen Colonie gewidmet. Am merkwürdigsten ist die Ueberzahl der Kirchen, wie sie vordem, dichtgeschaart, der enge Raum umschloß. Vor der Säcularisation zählte man nicht weniger als vierzehn Kirchen und Kapellen da droben: den Dom, St. Benedict, St. Johannes, St. Peter, St. Andreas, St. Martin, St. Salvator, dann die bischöfliche Hauskapelle und die Kapellen in der Domdechantei, in der Dompropstei, im Propsteigebäude von St. Andreas, im Lerchenfeldhof, Colonnahof und Waldkirchhof. Man wird schwerlich einen zweiten Ort in Deutschland finden, wo so viele Cultusstätten auf so kleiner Fläche zusammengedrängt waren und trotz des Abbruches einzelner Kirchen auch heute noch sind.

Auf dem Domberge bestanden vier Canonicate: beim Dom, St. Paul, St. Johannes und St. Andreas. Seltsam genug

aber hauste inmitten all des wimmelnden geistlichen Lebens sogar auch ein Einsiedler, ein Seitenstück zu den neun Einsiedlern, die bei Schleißheim, je ein paar Büchsenschüsse von einander, saßen.

Rechnet man zu den Kirchen des Domberges noch die drei Kirchen von Neustift, dann die sieben Kirchen an und auf der Höhe von Weihenstephan (die Klosterkirche, St. Jakob, St. Veit, die Abteikapelle, die Magdalenenkapelle, die Korbinianskapelle und die Frauenkapelle) und endlich die Kirchen der Stadt (St. Georg, die Kirche des Franziskanerklosters, des h. Geist-Spitals, die Gottesackerkirche, die Münchenerkapelle u. A.) — so kommt über ein Viertelhundert heraus, und es begreift sich, wie das thurmreiche Freising auf alten Bildern so ganz anders dreinschaut als sonst jene mittelaltrigen Städte, bei welchen die Festungsthürme mit den Kirchthürmen wetteifern, ja sie an Masse überbieten, während Freising's unansehnliche Thor- und Mauerthürmchen von der Schaar großer und kleiner Kirchthurmspitzen tief in Schatten gestellt sind. Schon von fernher verkündete sich dem Auge die geistliche Stadt.

Die Säcularisation von 1803 trachtete bei Freising vor allen Dingen den Charakter der geistlichen Fürstenstadt zu verwischen; sie wandte darum ihren Zerstörungseifer folgerecht besonders scharf gegen die beiden Berge Weihenstephan und den Domberg. Wer es nicht weiß, der sieht dem Berge des h. Stephan jetzt nicht entfernt mehr an, daß dort einmal zwei Klöster mit so vielen Kirchen und Kapellen gestanden haben; alle Bauwerke von irgend kirchlichem Charakter sind entweder abgebrochen oder umgebaut. Auch auf dem Domberge wurde beträchtlich aufgeräumt. Man nannte ihn damals lieber den „Residenzberg"; Dom klang zu dumpf und dunkel. Wo früher die Andreaskirche stand, wird jetzt Wäsche getrocknet, die Stätte der Peterskirche bezeichnet ein Kreuz, die Johannes- und Martinskirche wurden in Magazine verwandelt und auch der Abbruch der Domkirche beantragt wegen vorgeblicher Baufälligkeit. Den

ersten Anstoß zu ihrer Rettung gab ein französischer Dragoner-Oberst, welcher im Jahre 1805 den längst geschlossenen Dom als den besten Platz erkannte, um eine Kirchenparade zum Geburtsfeste des Kaisers Napoleon abzuhalten*). Mit dem Verschwinden des Domes würde die Physiognomie von Freising in der That ganz anders, das heißt höchst charakterlos geworden seyn.

Nicht dies aber ist zum Verwundern, daß so viel zerstört wurde auf dem Domberg, sondern daß man so viel übrig gelassen hat. Obgleich kein Bischof mehr da droben sitzt und keine Domherren, kein geistlicher Hofstaat und kein Einsiedler, obgleich längst schon Laien genug innerhalb der beiden Thore wohnen, so ist der Domberg doch auch heute noch ein geistlicher Berg. Er beherrscht nicht mehr die Stadt, aber auf seiner Höhe herrschen wenigstens social die Geistlichen, und durch den Domberg behauptet Freising einen entschieden geistlichen Zug, wenn man es auch nicht mehr schlechthin eine geistliche Stadt nennen kann. Man darf auch noch von dem „gelehrten" Berge sprechen wegen der vielen geistlichen Lehranstalten (Clericalseminar, Knabenseminar, Lyceum, Schullehrerseminar), die auf seiner engen Fläche vereinigt liegen gleichsam als die letzten Absenker der uralten Domschule. Ist er auch nicht mehr ein gelehrter Berg für's römische Reich wie zu den Zeiten Otto's, so ist er doch ein gelehrter Berg für Freising und Altbayern.

Viel Geistliches ist seit der Säcularisation wieder restaurirt worden auf dem Domberge. Man hatte zeitweilig Kürassiere hinauf gelegt und das Landgericht und das Taubstummeninstitut. Allein das Alles haftete nicht an dem Berge; die Geistlichen behielten zuletzt doch die Oberhand. Auch die äußerlichen Verwüstungsspuren der Säcularisation wurden möglichst wieder ausgeglättet. Die Altäre erhielten auf's Neue ihren verlorenen Schmuck, die aus den Kirchen genommenen Reliquien wurden bei einem eigenen „Reliquienfest" 1828 wieder in den Dom

*) Baumgärtner S. 383.

zurückgebracht, die gothische Johanniskirche, nachdem sie fast vierzig Jahre als Magazin gedient, sorgsam wiederhergestellt, und wenn auch in der Martinskirche kein Gottesdienst mehr gehalten wird, so ist sie dafür seit etlichen Jahren ein Diöcesan-Museum kirchlicher Kunstalterthümer geworden, gesammelt von einem Geistlichen (Sighart) und zunächst fruchtbar für den Unterricht der Clerical-Alumnen des geistlichen Berges.

Von dem Clerus erhielt Freising sein monumentales Gepräge; einzelnen Geistlichen haben wir aber auch die Bewahrung dieses Gepräges in baulustiger wie in zerstörungslustiger Zeit ganz besonders zu danken. Als Bischof Albert I. im Jahre 1159 den neuen Dombau unternahm, ließ er den zweiten Façadenthurm in der gleichen schmucklosen Einfachheit, wie den damals fast zweihundertjährigen Nachbarn, den turris regalis aufführen, während man anderswo doch eher den alten Thurm modernisirt als den neuen alterthümelnd nachgebildet hätte. Solche historische Pietät im schöpferischen und schaffenslustigen zwölften Jahrhundert ist gewiß höchst selten; noch unerhörter aber ist wohl, daß Johann Franz, derselbe Bischof, welcher 90,000 Gulden daransetzte, um die Innenwände des Domes in Stucco und Fresco zu verzopfen, doch den Aufbau der uralten Thürme nicht antasten ließ, vielmehr seinem Kapitel gegenüber die Restauration der Thurmpyramiden im altromanisch einfachen Style durchsetzte. Und dies geschah 1724, als die Verballhornungswuth der Zopfkunst auf ihrem Höhenpunkte stand*).

Zu den Männern, welche unersetzliche Kunstalterthümer aus der Sturmfluth der Säcularisation retteten, zählt vor Allen der Domdechant Heckenstaller und der Priesterhausdirector Dr. Zarbl, welcher im Verein mit den Münchener Künstlern Gärtner und Ludw. Schwanthaler die ersten Gedanken und Pläne zur Restauration des Domes anregte und viele bedeutende Alterthümer (z. B. die alten Wandgemälde des Langschiffes, die berühmte

*) S. Heckenstaller dissertatio de eccles. cathdr. &c.

hölzerne Monstranz u. A.) wieder entdeckte, behütete und wieder herstellen ließ. In ähnlichem Geiste wirkte nachgehends Prof. Sighart; er hat nicht wenige verschüttete Kunstalterthümer Freising's wieder an's Licht gezogen und geordnet, Anderes vor Zerstörung bewahrt.

Ohne das treue Walten solcher Kunst- und Geschichtsfreunde vom Domberge würde Freising gewiß nicht entfernt mehr jenes charaktervolle Bild der alten geistlichen Stadt bieten, wodurch es jetzt den Gebildeten fesselt. Denn auch hier wühlten Leute genug, die, wie König Ludwig I. vordem so treffend in Sachen Nürnberg's sprach, nicht eher ruhen wollten, als bis sie Alles so platt gemacht hätten wie ihre eigenen Schädel.

Drittes Kapitel.

Die Stadt hinter dem Domberge.

1. Häuser und Straßen.

Ich verlasse den Berg und steige zur Stadt herunter.

Wer sich in die ältere Geschichte der geistlichen Colonie auf dem Domberge vertieft, der kann bedeutende Thatsachen in großen Zügen malen. Wer aber die Abhängigkeit der Stadt vom Domberge schildern will, der arbeitet in's Kleine; denn er hat eben nicht sowohl zu verzeichnen, was Großes geschehen ist, als was nicht geschehen konnte in Folge der einseitigen Entwickelung der Stadt. Der Domberg heischt historischen Styl, die Stadt Genrestyl, und der Humor der Thatsachen muß hier nicht selten schadlos halten für einen höheren Gedankenzug, welcher im Stoffe nicht vorbedingt ist.

Bei einem Gange durch die Straßen drängen sich uns überall Erinnerungszeichen der geistlichen Vergangenheit entgegen; die Erinnerungszeichen des alten Bürgerthums müssen wir aufsuchen, finden aber nicht gar viel.

Gleich am Thore das Stadtwappen borgt sein Wappenbild von der Legende, in dem Bären des h. Korbinian.

Freising hat, wie fast jede deutsche Stadt, verschiedene Wahrzeichen. Sie charakterisiren sich sämmtlich durch einen geistlichen Anklang. Im vorigen Jahrhunderte sagte man: „Wer in Freising keine Glocke gehört und keinen Pfaffen gesehen hat,

der darf nicht sagen, daß er dort gewesen." Die Korbinianslinde, der Schicksalsbaum der Stadt, ist von einem Heiligen gepflanzt, ein geistlicher Baum. Als drittes Wahrzeichen zeigt man in Freising einen weißen Mohren. Er steht, ein monumentaler Thürhüter, im Eingange des fürstbischöflichen Schlosses und hat diesen Ehrenplatz ohne Zweifel dem gekrönten Mohrenkopfe im Wappen des Domkapitels zu danken. Eine, wie mir scheint etwas apokryphe, Sage führt diesen Mohrenkopf auf den Bischof Nitger oder Nizo (1039—1052) zurück, dessen Namen man in Niger latinisirt haben soll. Aus dem ächt deutschen „Nitger" einen Neger zu machen, sieht allerdings einem weißen Mohren ähnlich. Uebrigens zählt Nitger nicht wegen seiner Hautfarbe sondern als Gegner des Papstes Leo IX. zu den schwarzen Bischöfen und da er überdies ein böses Ende nahm, ist es doch nicht gerade wahrscheinlich, daß man sein Andenken im bischöflichen Wappen verewigte. Man dürfte also den Ursprung der Mohrenköpfe und des weißen Mohren anderswo zu suchen haben. Eher als auf Nitger wäre wohl auf seinen Gönner, den Kaiser Heinrich III. oder Schwarzen zu schließen, der alle Schenkungen, Rechte und Freiheiten der freisinger Kirche bestätigte. Allein auch diese Erklärung wäre doch nur ein Spiel der historischen Phantasie ohne feste Beweispunkte.

Freising hat — innerhalb seiner Mauern — zwei Denkmale: die Marienſäule bei der Stadtkirche, von Bischof Albert Sigismund (1651—85) errichtet, und das neue Standbild des großen Bischofs Otto, durch welches die ehemals profane Roßschwemme vor dem Dome jetzt auch geistlich geweiht worden ist. Ein kleinerer Denkstein mit bloßen Namensinschriften am westlichen Aufgange des Domberges bezieht sich auf fast lauter geistliche Herren, wie auch die meisten modernen Gedenktafeln an alten Häusern der Stadt. Die nicht geistlichen Monumente König Max Joseph's und des letzten Grafen von Abensberg stehen durch ein Spiel des Zufalls beide vor dem Thore.

Den Kern der Stadt bildet die sogenannte „Hauptstraße",

welche sich vom Veitsthore herüber dem Fuße des Domberges entlang zieht, zugleich aber auch die Richtung der wichtigsten Verkehrsader Freising's, den Weg von München nach Landshut, bezeichnet. Wer durch die Hauptstraße gewandert ist, der hat so ziemlich die Stadt gesehen. Abgesehen von den lithographischen Katasterblättern ist ein Plan der heutigen Stadt meines Wissens nicht veröffentlicht; die Straßenzüge sind auch so einfach und so kurz beisammen, daß man dessen kaum bedarf. Und wer die heutigen Straßen kennt, der kann sich auch ganz leicht ein Bild des mittelaltrigen Freising's machen; im Wesentlichen ist hier wenig verändert: die geistliche Stadt war conservativ oder stabil, wie man will.

Ein socialer Aufbau der Stadttheile, welcher uns vergönnte, die alte Gliederung der Bürgerschaft schon in den Quartieren und Straßengruppen zu verfolgen (wie etwa in Augsburg) hat sich nicht durchgebildet. Auch die Namen der Straßen und Plätze sind nicht entfernt so charaktervoll und lehrreich wie in anderen alten Städten. Insbesondere fehlen jene vom zünftischen Beisammenwohnen der Handwerker entsprungenen Straßennamen, die anderswo neben dem örtlichen Sitz auch die Macht der einzelnen Gewerbe monumental bekunden. Man ersieht diesen Mangel leicht aus dem folgenden Verzeichniß der wichtigsten alten Platz- und Straßennamen Freising's: die weiße Lucke, am Wörth, am Pühel, in der Waizen, auf der Herrenbruck; der Graben, Burggraben, Parthof, Rindermarkt, der Pacherpeunt, wo der Nachrichter ist und am Pacherl bei St. Jörg, am Gries, am Mörnbach; dann die Ziegelgasse, Spitalgasse, Kirchgasse, Fischergasse ꝛc. Im Jahre 1610 wurde nach Meichelbeck der Stadttheil, wo das Franziskanerkloster steht, „Thaber" genannt, ein längst verschollener Name. Statt besonders benannter Stadtviertel begnügte man sich wohl mit der Gliederung in die drei Pfarreien St. Georg, St. Andreas und St. Veit.

Von mittelaltrigen Hausnamen wurden mir bei Bürger-

häusern nur der „Krebsfischer" und der „Hasüber" bezeichnet. Letzteres, ein Bräuanwesen, erscheint in einer Cessionsurkunde von 1536 im Besitze der Bürger Sigmund Hasüber und Georg Loth. Daher der Name. Auch die vier Mühlen Freising's bewahren heute noch ihren mittelaltrigen Namen.

Gegenüber diesen kaum erwähnenswerthen Ueberresten bürgerlicher Hausnamen haben sich die Namen geistlicher Herren viel zahlreicher und dauernder an ehemals geistliche Gebäude geheftet. Freising besitzt keine alten Patrizierhäuser, wohl aber an ihrer Statt seine Domherrnhöfe, bis auf diesen Tag nach den Familiennamen einzelner Domherren genannt: den Colonnahof, Wernerhof, Waldkirchhof, Lehrbachhof, Lerchenfeldhof, Danzer- und Heckenstallerhof.

Architektonisch merkwürdige Privatbauten aus älterer Zeit finden sich nur wenige, wie etwa die gothische Apotheke und das Seelnonnenhaus. (Wobei ich für fremde Leser bemerke, daß letzteres Haus kein Kloster ist und Seelnonnen keine Nonnen sind, sondern Leichenfrauen, wie der Seelmönch ein Leichenbesorger, und kann also ein Seelmönch um so füglicher eine Seelnonne heirathen, da Eines nicht vor dem Handwerk des Andern zu erschrecken braucht.) In einer so geistlichen Stadt wie Freising wird gegenwärtig bei Neubauten gern gothisirt; das läßt sich auch ungesagt denken.

Da nun die freisinger Bürger so wenig gebaut haben, die geistlichen Herren aber so viel, so gingen nach der Säcularisation eine Menge ehemals geistlicher Wohn- und Wirthschaftsräume in Bürgerhände über. In dieser geistlichen Stadt haben also die Geistlichen den Bürgern mitunter sogar die Häuser gebaut und nicht eben die schlechtesten. Einzelne Domherrnhöfe gaben prächtige Privatwohnungen. Die großartigsten Bierkellerräume stecken in den Fundamenten einer ehemaligen Klosterkirche (Weihenstephan) und die Terrasse des schönsten Sommerkellers ruht auf den Grundmauern des St. Veitstiftes, an demselben reizenden

Aussichtspunkte, welchen sich der h. Korbinian zu seiner ersten Zelle erwählt hatte. Ja in dem aufräumenden Jahre 1803 kochte man sogar (laut Nachweis des damaligen „Freisinger Anzeigers") in Bürgerhäusern auf den Leichensteinen von Canonikern und Stiftsdechanten, welche nach der Zerstörung der Andreaskirche als dauerhafte Herdplatten benützt wurden, und machte mit geistlichen Epitaphien Kaminwände hinter den Oefen feuerfest.

Doch viel mehr noch als für Privatleute haben die alten Kleriker für öffentliche Anstalten des modernen Freising gebaut. Hier ward in der That eine sehr willkommene Erbschaft gehoben. Die Central-Landwirthsschaftsschule bezog die Räume einer Benedictinerabtei, die Küraſſire ein Prämonstratenserkloster, eine Gemeindeschule quartierte sich in's Franziskanerkloster, das Appellgericht in's Benedictiner-Gymnasium, die Gewerbschule in ein Domherrenhaus, das Schullehrerseminar in die Domdechantei, und das städtische Krankenhaus erhob sich auf dem Grund und Boden des fürstbischöflichen Hofgartens.

In der allgemeinen Physiognomie der Häuser und Straßen unterscheidet sich unsere Stadt wenig von anderen oberbayerischen Landstädten: sie erhält ihr auszeichnendes Gepräge nicht durch sich selbst, sondern durch die geistliche Burg auf dem Berge. Nur einen kleinen Zug will ich berühren, der dem Fremden, welcher zur Sommerszeit von München herüberkommt, sofort in's Auge fällt. Das ist die Fülle des Blumenflores an, in, ja auf den Häusern von Freising. Die Bürger sind eifrige Blumenfreunde, sie schmücken Fensterbank, Treppe, Altan, Plattform des Hauses gerne mit Blumenstöcken, und Münchener, Ulmer und Augsburger Handelsgärtner ziehen alljährlich mit Blumenvorräthen hierher und machen gute Geschäfte. Diese Liebhaberei ist ohne Zweifel schon alt, sie hat sich auf die Nachbardörfer verbreitet bis Moosburg hinüber und contrastirt scharf mit der Blumenarmuth in den Häusern und Gärten der angrenzenden Münchener Gegend. Die Frage ist wenigstens erlaubt, ob hier

nicht an einen Zusammenhang mit der uralten Gartenpflege der geistlichen Herren von den beiden Bergen zu denken sey?

Wenn ich aber bei dem Blumenschmuck den Einfluß der geistlichen Hand nur mit einem großen Fragezeichen vermuthen kann, so läßt sich dieser Einfluß, oder richtiger die bevormundende Fürsorge, bei einem anderen, nothwendigeren Schmuck der Straßen urkundlich nachweisen. Absichtslos haben die Geistlichen den Bürgern Häuser gebaut und ohne Testament der Gemeinde so manches stattliche Gebäude hinterlassen, allein mit Willen half Bischof Philipp (1540) der Stadt ihre Straßen pflastern durch die Anweisung von jährlich acht Pfund Pfennigen zu diesem Zwecke. So kamen auch die Straßenlaternen vom Domberg herunter in die Stadt; denn der Bischof Johann Konrad gab sie den Bürgern, freilich erst hart vor dem Thorschlusse des geistlichen Regimentes, im Jahre 1798. Für das Licht in diesen bischöflichen Stadtlaternen mußten einzelne städtische Gewerbe und die geistlichen Corporationen gemeinsam sorgen, wobei fast die Hälfte der Kosten auf die Geistlichen fiel. Die betreffende Verfügung zeigt, wie gut selbst damals noch die geistlichen Finanzen den bürgerlichen die Wage hielten, wie stark aber auch das Domkapitel, die Collegiatstifte und die fürstbischöflichen Aemter zu Gemeindelasten beigezogen wurden. Auch scheint es fast, als ob jene erste bischöfliche Straßenbeleuchtung im Jahre 1803 gleichfalls säculariſirt worden sey; denn 1811 wird auf's Neue zur Straßenbeleuchtung aufgefordert, allein einzelne Bürger erhoben einen passiven Widerstand gegen die durchgreifend gleichmäßige Aufbürdung einer solchen Gemeindelast und erst 1823, also gerade ein Vierteljahrhundert nach dem ersten Beginne, gedieh die allgemeine Straßenbeleuchtung Freising's zur vollendeten Thatsache. In geistlichen wie in anderen Residenzen war die Gemeinde eben viel besser daran gewöhnt, Geschenke allerhöchsten Ortes zu empfangen, als allgemeine Lasten zu tragen, und wenn es von einer Volksabstimmung sämmtlicher deutscher Fürstenstädte des achtzehnten Jahrhunderts abgehangen hatte, dann

säßen wir vermuthlich heute noch mit geschenkten Laternen im alten Reich. Das geschah nun aber nicht, und so leuchtet denn jetzt bereits die Gasflamme in den Straßen unserer geistlichen Stadt, und nur das Pflaster erinnert, trotz der trefflichen neuen Fußsteige, theilweise noch etwas an den Bischof Philipp und seine acht Pfund Pfennige.

Ich sagte, das alte Freising liegt *hinter* dem Domberge, buchstäblich und bildlich. Jenseit des Münchener Thores ist nun aber auch ein ganz neues Freising *vor* den Domberg gerückt. Drei Gebäude ragen dort jetzt unter anderen charakteristisch hervor: der Eisenbahnhof, eine Fabrik mit hohem Schornstein und die protestantische Kirche. Das sieht dem alten Freising wahrlich nicht mehr gleich: Weltverkehr, Fabrikindustrie und eine protestantische Gemeinde! (Beiläufig bemerkt hat auch Gnesen, das polnische Freising, zu seinen zwölf katholischen Kirchen neuerdings eine protestantische erhalten.)

Die protestantische Kirche unserer Stadt, in modernisirt romanischem Style, ist theilweise aus den Mitteln des Gustav-Adolf-Vereins erbaut; für die Freisinger Bürger wäre sie nicht nöthig gewesen, aber jene drei neuen socialen Elemente, welche der Gesellschaft der Stadt ganz neue Schattirungen brachten, die Beamten, das Militär und die Landwirthschaft-Schüler, heischten auch diesen vom alten Freising am schärfsten abstechenden Neubau. Als Gustav Adolf am 1. Mai 1631 hierher kam, nahm er den Freisingern — nebenbei — allen Wein (in Summa 4000 Eimer) und alles Bier weg. Das neunzehnte Jahrhundert hat den Schaden und einiges andere wieder gut gemacht, indem gerade der Gustav-Adolf-Verein die freundliche Kirche, einen Schmuck des modernen Stadtbildes, für Freising bauen half. Ich sage das im tiefsten Ernste. Eine protestantische Kirche in Freising, welches sich strenger als fast irgend eine andere Stadt selbst den vorübergehenden Regungen der Reformation verschloß, hat ganz besondere Bedeutung. Sie ist hier ein Denkmal jener örtlichen Kreuzung der Bekenntnisse, jener Gleichberechtigung der

Confessionen und jenes confessionellen Friedens, durch welchen unsere Zeit in Liebe vergessen und in Liebe wieder sühnen will, was vergangene Jahrhunderte im Glaubensstreite und Glaubenshasse gesündigt haben.

2. Charakter der Kunstarchitektur.

Wenn nun aber die Straßen und Bürgerhäuser Freisings nichts hervorragend Eigenthümliches bieten, so ist die Stadt darum doch keineswegs architektonisch farblos; sie gewinnt ihre ausgesprochenste Physiognomie durch die alten Kirchen.

Fast jede Periode mittelaltriger Baukunst war in den freisinger Kirchen vertreten, am bedeutendsten aber herrscht der Romanismus des zehnten bis zwölften Jahrhunderts. (Auch die bei der Säcularisation abgebrochenen Kirchen von St. Veit und St. Andreas waren romanisch.) Zu der Zeit als Geistliche noch Baupläne entwarfen, als die Kunst überhaupt noch vorwiegend in den Händen des Klerus lag, erhielt Freising seine zumeist maßgebenden Bauwerke. Beim Dombau von 1159 soll Bischof Albert I. am Plane gearbeitet, ja „eigenhändig und mit vielem Schweiß" am Werke selbst sich betheiligt haben*). Diese klerikale Periode gewann Freising einen Platz in der deutschen Kunstgeschichte: die gothische Johanniskirche ist in ihrem Innenraum äußerst fein und geistvoll durchgeführt, allein ein nothwendiges, unersetzliches Glied in der Kette der deutschen Gothik ist sie doch keineswegs, der romanische Dom mit seiner Krypta hingegen gehört zu den maßgebenden Hauptwerken, wer von ihm nichts weiß, kann sich heutzutage keinen gründlichen Kenner des deutschen Romanismus nennen.

Nun wird sich aber ein Kunstfreund, der die freisinger Bauwerke zum erstenmale und zunächst von Außen erblickt, gar leicht enttäuscht fühlen. Die Außenarchitektur des Domes ist denn doch übereinfach, fast roh, die Thürme plump massig, die Schiffe

*) Veit Arnpeckh und Meichelbeck. S. auch Sighart Gesch. der b. Kunst in B. 154.

gedrückt; die Johanniskirche mit ihren unorganischen Außenwänden erscheint unbedeutend und an der gothischen Stadtkirche zu St. Georg wirkt der Mangel der Strebepfeiler dürftig und nüchtern. Auch das Renaissance-Schloß der Fürstbischöfe hat eine äußerst kahle Front, die nur als Staffage der Landschaft erträglich ist, aber wahrlich nicht als Kunstwerk. Kurzum jene anmuthigen, reichen, frei und kühn aufstrebenden Formen romanischer und gothischer Kunst, die uns in den rheinischen Städten schon bei einem bloßen Gange durch die Straßen entzücken, sucht man in Freising vergebens. Das äußere Bild der Stadt wird dadurch derb und hart charakteristisch; schön ist es durchaus nicht. Anders freilich, wenn wir ins Innere der Kirchen dringen. Beim Dome kann man geradezu sagen, je tiefer man hinein und hinunter steigt, um so mächtiger fesselt er das künstlerische Auge. Schon die Vorhalle ist weit harmonischer als wir's nach der kahlen Façade irgend hätten erwarten mögen; dann gehen wir — seltsamerweise — ins Schiff hinab und gerade die vertiefte Anlage des Schiffes gab Anlaß zu einem eben so originellen als wirksamen Innenbau, und wenn wir endlich noch tiefer in die Krypta gelangen, so erschließt sich uns eine wahre Mährchenwelt phantastisch-abenteuerlicher Sculpturen inmitten einer prächtig aufgebauten Säulen- und Pfeilerhalle. Aehnlich überrascht uns beim Eintritt in die Johanniskirche eine so reine und harmonische Gothik, daß wir gar nicht begreifen, wie man außen so formlos und innen so formvollendet bauen konnte. Auch die Stadtkirche bekundet innen den Künstler und außen den Handwerker.

Nun mag man allerlei hinein symbolisiren, daß hier so schöne gute Kerne in so rauher Schale geheimnißvoll versteckt lägen, die Thatsache wird dadurch doch nicht hinweg symbolisirt, daß allen diesen freisinger Architekturen die reine Harmonie des Inneren und Aeußeren fehlt, die Harmonie des vollendeten Kunstwerkes.

Das gilt aber nicht bloß von Freising, sondern, wie mir

scheint, von der mittelaltrigen Baukunst des ganzen oberbayerischen Landes. Große Schönheit, Reichthum, Originalität und Tiefsinn im Einzelnen steht hier fast durchaus in schneidendem Gegensatz zu allerlei Härte und Nüchternheit der Gesammtanlage. Umgekehrt ist es an der Donau und mehr noch am Rhein und Main in der schwäbischen und fränkischen Kunstzone, wo wir nicht nur die harmonisch vollendetsten Hauptwerke romanischer und gothischer Architektur zu suchen haben, sondern selbst bei unbedeutenden Bauten, die an Originalität oft weit hinter gleichartigen Werken Bayerns zurückstehen, dennoch durch Anmuth und Harmonie der Gesammtanlage überrascht werden.

Ich erkläre dies theilweise aus dem Umstande, daß das Rhein, Main- und Donauland seit alter Zeit städtisch und städtereich war, weltoffen, im Weltverkehr sich bildend und abschleifend, ferner, daß die Kunst in jenen glänzenden Städten frühe schon Selbstzweck wurde, und daß die Kunstbetriebsamkeit durch das vereinte Zusammenwirken der Bürger, Fürsten und Edeln mit dem Klerus nicht bloß in der gothischen, sondern schon in der spätromanischen Zeit hier eine universellere, freiere, harmonischere Durchbildung gewann. Oberbayern dagegen war ein Bauernland mit äußerst wenigen Städten, in sich abgeschlossen; für ein selbständiges Bürgerthum war nur mäßig Raum; der Klerus und später die Landesherren bestimmten wesentlich die monumentale Kunst und bei einem Kirchenbau lag es den Geistlichen ohne Zweifel näher, die Kunstsymbolik des Innenraumes für die Cultuszwecke durchzuführen, als eine Formenfülle nach Außen, in welcher zunächst dem freien Schönheitsbedürfnisse gehuldigt wird.

Viertes Kapitel.

Geistliche Herrschaft.

1. Aus der Freisinger Kriegsgeschichte.

Im Mittelalter gab es Bischöfe im Harnisch und mit dem Streitkolben und gab auch kriegerische Bischofsstädte, wie etwa Mainz oder Köln, Städte, die nicht bloß durch die Stärke ihrer Mauern Ruhm gewannen, sondern auch durch den soldatischen Geist ihrer Bürger. Nun hat zwar Freising gleichfalls einige streitbare Bischöfe aufzuweisen und darunter sogar einen rechten Haudegen, den Bischof Berthold (1381—1410). Zur Strafe seines unbischöflichen Wandels mußte der aber auch nach seinem Tode mitternachts umhergeisten (wie die kleine Klosterneuburger Chronik erzählt), und obgleich er bereits am 7. September 1410 gestorben war, kam er doch erst am 28. August 1689 aus dem Fegefeuer in den Himmel, worüber man — hier dürfen natürlich nur geistliche Autoren citirt werden — Meichelbeck II, I, 184, dann Barnabas Kirchhueber's „Gnaden- und tugendreichen Anger", München 1707, S. 58—67, und Deutinger's Beiträge VI, 552 ff. des Näheren nachschlagen kann.

Sonst trugen die freisinger Bischöfe entschieden das Gewand des Friedens und ihre Stadt war keine kriegerische Stadt; die Bürger haben zwar im Kriege viel gelitten, aber wenig gestritten. Die Geschichte ihrer Kriegsdrangsale zählt viele Blätter; eine Geschichte der Kriege Freisings hingegen würde so mager

ausfallen wie eine Geschichte der freisinger Revolutionen. Also auch in seinem friedsamen Dasein bewährte Freising ein geistlicheres Naturell als andere geistliche Städte.

Zeichen und Wunder gehen durch die ganze freisinger Chronik bis ins ungläubige achtzehnte Jahrhundert hinein. Selbst in den Klang der Waffen mischt sich zum öfteren der Glockenklang der Wundersage, und man darf wohl behaupten, der überirdische Schutz, dessen sich die Freisinger vorab in zwei Kriegsfällen berühmen, ist merkwürdiger als der Waffenschutz, den sich ihre Vorfahren selber zu geben wußten. Coelitus propugnatur heißt es auf den Domfresken, welche die Jahrhunderte der freisingischen Geschichte darstellen. Meichelbeck erzählt: Als die Ungarn im Jahre 955 die Stadt sechs Tage lang verheerten, soll der Domberg in so dichten Nebel gehüllt worden seyn, daß die Barbaren den Dom nicht fanden, und auf die Fürbitte des damaligen Bischofs Lantpert — der ein Heiliger war — sollen die aus der Stadt heraufloderndn Flammen vor dem Dome zurückgewichen seyn. Das Andenken an diese letzte, geistlich wenigstens etwas gemilderte Ungarnoth wurde denn auch bis zur neuesten Zeit in der geistlichen Stadt geistlich gefeiert durch einen Fasttag.

Ein andermal, als der bayerische Herzog Stephan von Ingolstadt gegen Freising ausgezogen, wurden seine Mannen auf Fürbitte der Jungfrau Maria so schreckhafter Weise in die Irre geführt und durch Feuerflammen auf ihren Lanzen verwirrt, daß sie sich des andern Morgens staunend wieder vor den Thoren von Ingolstadt statt vor Freising fanden.

Häberlin tadelt den unbedingten Wunderglauben Meichelbeck's, der uns diese und ähnliche Geschichten so fest erzählt und sonst doch ein für seine Zeit ganz kritischer, urkundenforschender Historiker gewesen ist. Allein man braucht jene vielen Legenden so wenig wie Häberlin für bare Geschichte zu nehmen und kann doch sagen: es gehört zum eigensten historischen Colorit unserer geistlichen Stadt, daß ihre Chronik überall von Legenden durch-

webt ist, und es wäre jammerschade, wenn ein Anderer als gerade ein so grundgelehrter und doch zugleich so wundergläubiger Mönch wie Meichelbeck die maßgebende Hauptgeschichte von Freising geschrieben und die Wundersagen in Vergessenheit versenkt hätte. Für den politischen Historiker mögen bloß die nachweisbar geschehenen Thatsachen Geschichte seyn; für den Culturhistoriker ist auch Geschichte, was unbeglaubigt vor Jahrhunderten als geschehen geglaubt wurde, ja es kann dieses sogar ein um so bedeutsameres Stück Sittengeschichte seyn, je unbeglaubigter und unglaublicher es an und für sich dasteht.

Von den bayerischen Fehden des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts wurde Freising wiederholt berührt und hatte im schmalkaldischen Kriege viel zu leiden und mehr noch im dreißigjährigen. Doch ging es damals natürlicher zu. Als die Schweden 1646 das Schloß stürmten, wehrte sich die kleine Besatzung tapfer, wenn auch vergebens. Und unten in der Stadt vermochten geistliche Gebete zwar nichts gegen den Feind, wohl aber geistliche List, indem ein vortreffliches Mahl bei den Franziskanern das Herz Wrangel's zur Milde rührte. Der Guardian des Klosters, Ludwig Getspeck, hat die Bedrängniß durch die Schweden beschrieben in einer auf der Hof- und Staatsbibliothek zu München aufbewahrten Handschrift*).

In gar vielen, auch protestantischen Orten Deutschlands wurde der westfälische Friede kirchlich gefeiert; in Freising geschah dies durch eine Wallfahrt des Bischofs und der Bürgerschaft zum h. Sebastian nach Ebersberg.

Mochten die Schweden im dreißigjährigen Kriege gegen eine so streng katholische und geistliche Stadt besonders hart gewesen seyn, so kam für Freising auch im Jahre 1796 noch ein besonderer Schreckenstag, bei welchem der Feind Beweggründe zur Rache wenigstens vorschützte, die sich auf den geistlichen Charakter des Ortes bezogen. Der Fürstbischof hatte, wie es einem geist-

*) Descriptio notabilis malorum a Suecis Frisingae illatorum ab anno 1646. Cod. bav. 1095.

lichen Herrn wohl nahe lag, den Bischof von Speyer und französische Emigranten gastfreundlich aufgenommen; das mußte dann die Stadt büßen durch eine theilweise Plünderung.

Zu größeren militärischen Operationen war freilich die Kriegsmacht des Fürstbischofs nicht ganz ausreichend; denn sie bestand gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts aus 36 Grenadieren und 18 Trabanten. Nach mündlicher Ueberlieferung hatte ein solcher Trabant im Jahre 1799 seinen Posten unter'm Thorbogen am Domberg und bettelte die Passanten an, ähnlich wie in Köln zur selben Zeit die Schildwachen an den Stadtthoren die einziehenden Reisenden angebettelt haben sollen. Die merkwürdigste militärische Eigenschaft solcher kleinen Werbecorps war in der Regel ihre Virtuosität im Desertiren. Vom Bischof Ludwig Joseph (1769—88) wird besonders scharfe Kriegsdisciplin gerühmt, das heißt — Strenge gegen die Deserteure. Allein auch diese soldatische Strenge war geistlich mild. Da nämlich das Wiedereinfangen einige Schwierigkeit hatte in einer Stadt, wo die Auslandsgränze auf drei Seiten gleich vor dem Thore anfing, so wurden bloß die Namen der Fahnenflüchtigen auf ein Blech geschrieben und an den Galgen genagelt.

Schon vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts besaß die Stadt eine Bürgerwehr neueren Schnittes, Fußgänger sowohl als Reiter. Die Fahne des Fußvolkes zeigte das Bild des h. Korbinian und soll wie die Reiterstandarte von geistlicher Hand gekommen seyn, ein Geschenk des Bischofs Johann Franz aus dem geistlichen Jubeljahre 1724.

Also auch über der stillen Kriegsgeschichte Freising's schwebt ein geistlicher Hauch.

2. Aus der Freisinger Revolutionsgeschichte.

Die Freisinger hatten keinen Anlaß, sich nach Außen besonders kampfbegierig zu entwickeln; sie erwiesen sich aber auch friedfertig in ihrem inneren Gemeinleben und gegenüber den Bischöfen. Von dem Hader zwischen Bischof und Bürgerschaft,

der die Geschichte unserer meisten geistlichen Städte durch Jahrhunderte erfüllt, weiß, wie ich schon bemerkte, die Freisinger Chronik nichts.

Wir lesen wohl von einem solchen Aufruhr, den man irrthümlich befürchtet hat, nicht aber von einem Aufruhr, welcher vollführt worden wäre. Als Bischof Heinrich III. 1541 seinen feierlichen Einzug in Freising hielt, ritten ihm die Bürger mit fliegenden Fahnen entgegen; der Bischof glaubte, seine neuen Unterthanen wollten ihn angreifen und davon jagen, allein sie stiegen von den Pferden und der vermeinte Angriff war nur eine etwas lebhafte Huldigung.

Der Sage nach hätten die Freisinger nur an einen Bischof Hand gelegt, aber doch bloß an seine Leiche und nicht aus politischen Gründen, weil er im Regieren zu gewaltthätig, sondern aus rein menschlichen, weil er im Schenken zu karg gewesen, hartherzig gegen die Armen während der Hungersnoth. Es war dies Gerold († 1231), dessen Leichnam die Bürger aus der Gruft rissen und in die Roßschwemme warfen, — wofern die Sage nicht lügt.

Ein Volksauflauf seltsamer Art ereignete sich im Jahre 1091. Die Bürger von Freising im Verein mit Leuten aus Vötting übten Volksjustiz an drei der Zauberei verdächtigen Weibern, marterten und verbrannten sie, indeß ein Priester und zwei Mönche von Weihenstephan die Ueberreste der unschuldig Gemordeten nachgehends ehrlich begruben, und ein Chronist des Klosters die Aufruhrstifter als incitati in diabolicum zelum brandmarkt. Abgesehen davon, daß in jenen unruhigen Tagen die Bürger den Mönchen von Weihenstephan überhaupt nicht hold waren und in der Weinschenke des Abtes in Freising den Zapfen vom Fasse schlugen, wobei übrigens der Bischof Partei für die Bürger nahm*), sehen wir hier Fanatismus und Aberglauben bei den Bürgern, menschlicheren Sinn bei den Mönchen.

*) Gentner Gesch. von Weihenstephan bei Deutinger VI, 20 ff.

Das sind wohl charakteristische Züge von Volksbewegungen in einer geistlichen Stadt, allein Erhebungen der Bürger gegen den Bischof sind es doch nicht. Von einer solchen gibt es nur eine stark humoristisch gefärbte Probe in dem berühmten „Moosculturstreit", der von 1763 bis 1772 gespielt hat. Als ein rechtes Kabinetsstück ist er schon oft und ausführlich geschildert worden*), ich skizzire ihn hier aber doch noch einmal ganz kurz, weil sonst meinem Gesammtbilde ein kräftiger Farbenton fehlen würde, und weil dieser Streit, gleich dem Widerstreben der Bürger und anderer Stiftsunterthanen gegen die vom Bischofe 1784 verfügte Beschränkung des „Wetterläutens"**), zeigt, daß auch noch im achtzehnten Jahrhundert der Fortschritt viel mehr auf dem geistlichen Berge begünstigt wurde als unten in der Stadt.

Auf dem öden Moorboden jenseit der Isar weidete das Vieh, was mit einem hier etwas kühnen Bilde der „Blumenbesuch" genannt wird. Eine Anzahl Bürger wünschte 1793 lehnsweise Ueberlassung eines Theiles dieser Gemeindegründe zu Trockenlegung und Anbau. Der Bischof und das Stadtpflegamt war dafür, der Magistrat und die Mehrheit der Bürgerschaft dagegen. Demungeachtet schritt man zur Cultivirung; Erlasse und Vorstellungen für und wider kreuzten sich, die Anhänger der rationellen Landwirthschaft wurden von den Anhängern des poetischen Blumenbesuches als „Moosschlucker" verfehmt, die begonnene Cultur nächtlicherweile verwüstet. Ein Dompropst wandte sich schürend auf die Seite der Blumenbesucher gegen die Moosschlucker, und so stieg die Erbitterung dergestalt, daß auf den 4. Mai 1768 offener Krawall angesagt wurde, und zwar durch zwei Viehhüterinnen, welche eigens zu diesem Zwecke im Auftrag der eifrigsten Blumenbesucher von Haus zu Haus gingen.

*) Von Baumgärtner, Obernberger, von dem anonymen „Reisenden durch den bayerischen Kreis" u. A.

**) Eine noch gangbare mündliche Ueberlieferung erzählt, daß in der Wetterglocke des ehemaligen St Veitstiftes ein Tropfen vom Blute Christi eingegossen gewesen sey.

Die Culturarbeiten sollten am hellen Tage gewaltsam zerstört werden. Bischöflicherseits wurde hingegen eine Art Aufruhracte unter Trommelschlag verlesen und achtzehn Mann Grenadiere an die Isarbrücke beordert, um den Uebergang zu wehren. Die Bürger aber kamen an die Dreihundert stark mit Hauen und Schaufeln, verdrängten die Grenadiere und forcirten die Brücke, wie es scheint ohne alles Blutvergießen, und zerstörten die neuen Abzugsgräben und Anlagen. Zur Antwort sperrte der Fürstbischof das Rathhaus und suspendirte den Magistrat. Allein die Partei des Blumenbesuches gab trotzdem nicht nach, und man rief zuletzt die guten Dienste einer auswärtigen Macht, des Kurfürsten von Bayern, zur Vermittelung an. Dieser hohe Schiedsrichter wurde nun aber dermaßen von mißvergnügten Freisingern belagert, daß er sich selber retten mußte durch einen Befehl gegen „das Ueberlaufen des Hofes zu München." Es war sogar eine Frauenversammlung in Freising abgehalten und eine Frauendeputation an den Kurfürsten geschickt worden. So machte sich die Geschichte immer lustiger, wenn sie nicht gar so traurig gewesen wäre, und die nächste Folge war, daß der Fürstbischof Clemens Wenceslaus das begonnene Werk wieder liegen ließ, welches erst von seinem Nachfolger Ludwig Joseph 1772 im Interesse der Landwirthschaft zu einem glücklichen Ende geführt wurde.

Jene achtzehn Grenadiere aber, welche an der Isarbrücke standen und nicht kämpften, waren die einzigen fürstbischöflichen Truppen, die jemals gegen Freisinger Bürger in den Kampf gezogen sind.

3. Gedankenkämpfe.

Unsere geistliche Musterstadt war allezeit ein stiller Ort, und nicht einmal der Tumult und Kampf neuerungsdurstiger Gedanken störte ihren Frieden mit dem Klerus. Aus dem Freisinger Volke ist wohl ein Volksheiliger hervorgegangen, der Thorwart Semoser (im dreizehnten Jahrhundert), und eine Volks-

heilige, die fromme Hellseherin Klara Reischl (im siebzehnten Jahrhundert), aber von einem volksthümlichen Freisinger Ketzer finde ich keine Spur.

Die Stadt blieb unberührt von den Erschütterungen der Reformation, während dieselben doch in den benachbarten bayerischen Landen wie in der erzbischöflichen Metropole Salzburg bedeutend nachzitterten. Zwar unter dem Klerus von Freising muß Luther's Lehre schon ein wenig verfangen haben, da Bischof Philipp (1498—1541) die wankenden Priester mit Degradation bedroht und so dem Umsichgreifen protestantischer Ideen steuert. Allein auch dies ist nur ein leicht vorüber gleitender Schatten, ohne nachhaltige Folgen, weil sich eben die Bürger nicht selbständig erhoben für die Reformation wie in anderen Städten. Dazu aber hätten sie schon lange vorher sich unabhängiger machen müssen von den geistlichen Herren des Domberges in ihrer politischen Stellung, unabhängiger in Nahrungsstand und Arbeit, unabhängiger in ihrer Bildung. Kurzum sie hätten schon lange vor Luther gar keine Freisinger mehr sein dürfen*).

Im zwölften Jahrhunderte lag Freising offen in der Welt und empfing und gab Impulse des deutschen Culturlebens; im siebzehnten und achtzehnten liegt es im Winkel, abgeschlossen für sich, gleich so vielen andern oberdeutschen Städten.

Freising war eine Stadt der Schulen und der Wissenschaft. Auf den Bänken seiner Domschule saßen Könige, wie Ludwig der Deutsche, Ludwig das Kind, Heinrich II., und viele berühmte Männer lehrten und lernten daselbst. Dies geschah in der klerikalen Culturperiode des Mittelalters, und man kann sagen,

*) Freising besaß bis zur neuesten Zeit keine protestantischen Einwohner; es hatte (wenn wir von Neustift absehen) auch keine Juden und also auch keine Judenverfolgungen. Wohl aber fand 1463 auf Befehl des Kaisers eine friedliche Judenversammlung aus vielen Städten des Reiches in seinen Mauern statt; der Bischof sollte die Hebräer wegen des Wuchers verhören. Ob sie aber nicht bloß verhört, sondern auch belehrt und bekehrt worden sind, wissen wir nicht.

vom Schlusse des achten bis zum Ausgang des zwölften Jahrhunderts bietet die Freisinger Schule ein deutsches Interesse. Oertlich bedeutend bleibt sie in der fürstbischöflichen Zeit auch später noch (vorab im sechzehnten Jahrhundert), allein sie wird bereits von andern Nachbarstädten überflügelt und hat den Uebergang zu den neueren freieren Formen der Universität, der Akademie, des vom Klerus unabhängigen humanistischen Gymnasiums nicht gefunden. Aehnlich war die Wissenschaft Freising's fast durchaus klerikal und zunftgerecht zugeknöpft. Die Freisinger Gelehrten schrieben lateinisch bis tief ins achtzehnte Jahrhundert. Freising hegte mancherlei Kunst, allein die freieste unter den freien Künsten, die Poesie in der Muttersprache, welche zumeist vermittelt zwischen dem gelehrten Buche und der Volksbildung, schlummerte an dem geistig sonst so vielfach angeregten Orte. Und während zur Reformationszeit eine volksthümlich frische Prosa anderwärts mit zündender Kraft entwickelt und von katholischen wie protestantischen Streitern derb gehandhabt wurde, schrieb man in der geistlichen Stadt lateinische Kataloge der Bischöfe, wohl gar in elegischen Distichen.

Ich sagte in einer früheren Schrift, ein großer Theil des bayerischen Volkes habe das achtzehnte Jahrhundert nicht erlebt, sondern sey aus dem siebzehnten unversehens ins neunzehnte gekommen. Das gilt insbesondere auch von Freising. Wie wenig der große nationale Aufschwung deutscher Literatur und Wissenschaft des achtzehnten Jahrhunderts selbst den gelehrten Berg berührte, das bekunden absichtslos die Freisinger Schriftsteller und die Schulordnungen*) aus jener Zeit. Der ungenannte Verfasser der berüchtigten „Reise durch den bayerischen Kreis“ (1784) rühmt — hierin wohl ein unverdächtiger Zeuge — daß sich damals „einige gute Köpfe aus dem Nebel hervorzuschwingen begönnen“, das heißt: daß der Fürstbischof (Ludwig Joseph) den Pereira „von der Macht der Bischöfe“ und Wielands „goldenen Spiegel“ lese, ingleichen, daß Bayle, Helvetius, Pascal und

*) Bei Deutinger Bd. V.

Montesquieu nunmehr endlich auch in Freising bekannt geworden seyen. Ob man sich aber mit den ernsteren deutschen Denkern wie Leibnitz, Lessing, Winckelmann, Kant, Justus Möser, ob man sich mit der eben im ersten Frühscheine aufleuchtenden neuen deutschen Nationalliteratur auch nur halb so eifrig bekannt gemacht habe, steht billig zu bezweifeln. Die großen philosophischen, politischen, socialen und literarischen Gedankenkämpfe seit den siebenziger und achtziger Jahren rauschten kaum beachtet an solchen abgeschlossenen Städten vorüber, in deren Mauern man eine um fünfzig und hundert Jahre ältere Zeit im Stillen fortlebte.

Darum nimmt es nicht Wunder, daß zuletzt eine Caricatur der Aufklärung, die Spielerei des Illuminatenthums in Freising und namentlich bei den Geistlichen besonderen Anklang fand, gleichwie in der vielfach ähnlich entwickelten geistlichen Schwesterstadt Eichstädt („Erzerum" in der Illuminatensprache, wie Freising „Theben"). Der letzte Fürstbischof, Joseph Konrad, verhängte am 28. Juli 1794 scharfe Maßregeln gegen das Illuminatenwesen, welches unter seinen Geistlichen wucherte. Allein damals drohten längst ganz andere Gefahren als von dieser nichtigen Geheimbündelei. Ein Weltsturm pochte an die Pforten der geistlichen Städte und sprengte sie von außen, wenn auch die Bürger innen noch so ruhig blieben, und verwehte nicht bloß die Illuminaten, sondern auch das Fürstbisthum Freising; und neue Reiche, ein neues Volk, neue Gesittung und Bildung erstanden auf der Stätte jener alten Zustände, in welchen die geistliche Stadt mit ihrem noch geistlicheren Berge so eigenthümlich gewurzelt stand, so schön geblüht hatte und so wunderbar langsam abgeblüht war.

Fünftes Kapitel.

Bürgerliche Betriebsamkeit.

1. Gewerbe und Handel.

Die Bürger von Freising mochten behaglich leben unter dem Krummstabe, allein für eine selbständige, gebietende wirthschaftliche Macht reichte ihre Betriebsamkeit nicht aus.

Die Lage der Stadt war ganz geschaffen zum Ausgangspunkte ältester klösterlicher Colonisation, gleichwie zu einem mittelalterlichen Herrschersitze; zu einem bedeutenden Mittelpunkte des Handels und der Gewerbe dagegen taugte sie weit weniger. Die Isar strömt unter den Mauern der Stadt, ist aber nicht schiffbar, ein Arm der Mosach fließt durch die Straßen, allein er genügt nicht zu größeren industriellen Anlagen, eine für den großen Verkehr wichtige Heerstraße zieht durch die Thore, doch eine ächte Handelsstadt fordert die Kreuzung mehrerer Hauptstraßen; im Rücken der Stadt liegt ein weites, reiches Bauernland, allein vor derselben und zur Seite dehnt sich weithin ein magerer, dürftig bevölkerter Moor- und Geröllboden. Die politische Gränze lief hierbei möglichst ungünstig: das gute Land im Norden war bayerisch, das schlechte im Süden freisingisch, und wie diese üble Lage in den Jahren 1751—56 den scheinbaren Grund abgeben mußte zur Einführung der bayerischen Gesetzbücher in Freising, d. h. zum Vorspiele der Mediatisirung*),

*) S. Rockinger in der Bavaria I. 869.

so war sie schon längst eine wirkliche Ursache des geringen materiellen Aufschwunges der Stadt gewesen.

Der größte Theil des nächstgelegenen freisingischen Gebietes taugte nur als Viehweide oder für Jagd und Fischerei, also für die drei patriarchalischen Urformen der Bodenausbeutung. Im zwölften Jahrhundert deckte Wald die weiten Flächen an der Isar, im siebzehnten finden wir hier noch zerstreutes Buschwerk; jetzt sind diese Flächen südlich der Stadt großentheils Wies- und Weideland. Ein stundenweit ausgedehnter Weideboden ist keine gute Nachbarschaft für städtische Betriebsamkeit. Wenn Merian die „überaus großen" Viehweiden, wo das Rind neben dem Hirsche ging, als Gegengewicht gegen die „sonst harte Landesart" rühmt, so wird der moderne Volkswirth darin eher ein Zeugniß für jene harte Landesart erkennen. In den Acten der Stadt finden sich viele Bräuche und Verordnungen über das Weidewesen, und die städtischen Kuh- und Roßhirten waren im sechzehnten Jahrhundert auffallend hoch besoldet, die Viehzucht selbst aber stand bis zu unserer Zeit nicht auffallend hoch.

Bedeutsamer tritt uns Jagd und Fischerei entgegen, wie es für eine mittelaltrige Residenzstadt paßte: „Wildpret und Fisch gehören auf der Herren Tisch." Otto von Freising nennt den Domberg, von welchem man über unabsehbare Wälder hinausblickte, „gleichsam eine Warte der Jäger"*); dem Kaufmann und Handwerker aber taugt es besser, wenn er den Bauer als wenn er den Jäger zum Nachbarn hat. Die Waldungen der Ebene dienten nach Otto besonders dem Waidwerk, die Hügelwälder, von welchen der Freisinger und Kranzberger Staatsforst noch als größere Trümmerstücke übrig sind, gaben Bau- und Brennholz. Eine prächtige Wildbahn boten die Isarwälder, da die Thiere längs dem Dickicht des Flusses bis zum Hochgebirge hinauf wechseln konnten, und noch vor wenigen Jahren wurde ein verirrter Gemsbock bei Freising erlegt. Am Fuße des Domberges lag der Thiergarten des Fürstbischofs (seit 1625) und nördlich

*) Chron. lib. V. cap. 24.

der Stadt die Fasanerie. Ein bischöflicher Hof hat seine Jagdgeschichte, so gut wie andere Fürstenhöfe und im Hofstaate der späteren Bischöfe fungirt neben dem Oberststallmeister auch ein Oberjägermeister. Eine alte Aufzeichnung von Weihenstephan*) erzählt, daß Bischof Meginhard, als er am 28. April 1098 Morgens zur Jagd reiten wollte, Befehl gegeben habe, die Mönche aus Weihe stephan zu vertreiben. Während der Jagd wurde der Befehl vollzogen, allein da der Bischof vom Waidwerk heim gekommen war und auf seine erste Frage erfahren hatte, daß die Mönche vertrieben seyen, starb er eines jähen Todes.

Die größte Jagdherrlichkeit scheint in Freising, wie anderwärts, nach dem dreißigjährigen Kriege bis ins achtzehnte Jahrhundert geherrscht zu haben. Schon der in den Kriegsläuften so ungeheuer herangewachsene Wildstand reizte und nöthigte dazu. Es traf sich aber auch, daß damals mehrere bayerische Prinzen auf dem bischöflichen Stuhle saßen, welche Jagdlust und Waidmannskunst wohl schon von Hause mitgebracht hatten. Damals (noch um 1700) konnte man vom Domberge große Rudel Hirsche in den Isar-Auen sehen und Bischöfe und Domherren zogen fleißig zur Jagd. Aber auch schon in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts finden wir 180 bischöfliche Hatzhunde draußen bei den Pfarrern, Gutsbesitzern und Beamten eingelegt, und Georg Philipp Finkh, dem wir bereits als Kammerdiener, Hofrath und Schriftsteller begegnet sind, fiel in Ungnade, weil ihm ein eingelegter Hatzhund herabgekommen und krank geworden war, obgleich er denselben in der Kost „wie die Ehehalten" gepflegt zu haben behauptete**). Erst nach vielen Bitten und Eingaben kam der unglückliche Mann wieder zu Gnaden. Unter Clemens Wenceslaus war aber die Jagd so tief gesunken, daß dieser Kirchenfürst am 24. Januar 1764 den Kapitularen die

*) S. Gentner's Gesch. v. Weihenstephan bei Deutinger VI, 20 ff. Anders freilich berichtet Meichelbeck.

**) Hormayr's Taschenb. 1833.

Wildbahn nur noch ohne Hunde zu benützen gestattete. Jetzt ist die alte fürstliche Jagdherrlichkeit in den Isar-Auen ganz verklungen, und wohl zum letzten Male wurden dort durch König Ludwig I. große Hirschjagden abgehalten.

Wie es mit der Freisinger Jagd recht herrschaftlich und residenzmäßig bestellt war, so auch mit der Fischerei. Die Mosach bildete ehedem viele kleine Weiher (vor dem Isar- und Veitsthor) und es erscheint sogar ein Wirthshaus „am See." Die einzige Straße Freising's, welche den Namen eines Gewerbes trägt, ist sehr bezeichnend die „Fischergasse;" hier befand sich die „Vischpank" und wohnten die Fischer, welche den Welt- und Klostergeistlichen die Fasten-Fische zu liefern hatten. Die Arbeit war so ausgedehnt und getheilt, daß sogar ein eigener Krebsfischer bestand, welcher bloß Krebse fangen durfte, „die Fische aber mußte er laufen lassen." Mit dem Verschwinden der geistlichen Herrlichkeit ist freilich der Fischfang sehr herabgekommen, von den ehemaligen Weihern gibt es nur noch dürftige Ueberreste, der „Krebsfischer" ward zum bloßen Hausnamen, und ein gutes Theil der Freisinger Fische wandert jetzt auf den Münchener Markt.

Unter den Gewerben unserer Stadt erfreute sich nur eines einer hervorragenden und dauernden Blüthe, das war die Bierbrauerei. Da große Kaufherren oder sonst bedeutende Großgewerbe nicht vorhanden waren, so bildeten die Brauer den Rahm der Bürgerschaft. Zahlreich, angesehen und wohlhabend lieferten sie häufig den Bürgermeister und den Verwalter des h. Geistspitales. Noch in der Gewerbestatistik von 1848 werden die Brauereien als das einzige Großgewerbe bezeichnet*), und das stattlichste moderne Privatgebäude Freising's ist ein Brau- und Gasthaus. Wie ansehnlich die Brauerei in älterer Zeit gewesen, erhellt daraus, daß 1647 ein freisingisches Brauanwesen nach Befund der Türkensteuer auf 18,000 Gulden geschätzt wurde,

*) Gegenwärtig sind freilich auch noch andere Industriezweige über das bloße Handwerk hinausgewachsen: Tuchfabrik, Dampfsäge, Eisengießerei. Gasfabrik.

und daß bei der Umlage des Laternengeldes von 1798 die 18 Brauer zusammen 128 Gulden beitragen mußten, während die 14 Kaufleute und Krämer nur 36 Gulden steuerten. Dennoch fürchteten die Brauer die Concurrenz des Domberges. Als im Jahre 1735 nicht mehr bloß weißes Bier, sondern auch braunes droben im Hofbräuhaus eingesotten werden sollte, beschwerten sich sämmtliche Brauer der Stadt, daß sie hierdurch zu Grunde gerichtet würden und den großen Aufschlag, welcher im vorhergehenden Jahre 7865 Gulden betragen hatte, nicht mehr bezahlen könnten. Von der Milde ihres geistlichen Herrn erhielten sie dann auch günstigen Bescheid.

Die große Zahl der Brau- und Wirthshäuser war wohl theilweise durch den Verkehr der München-Regensburger Straße bedingt, nicht minder aber zog der geistliche Hof Fremde in die Stadt und bei großen geistlichen Festen erreichte der Fremdenzufluß seinen Höhepunkt. Als z. B. im Jahre 1508 Bischof Philipp, aus dem Hause der Pfalzgrafen bei Rhein, unter Anwesenheit vieler weltlicher und geistlicher Großen sein erstes Hochamt celebrirte, strömte eine Volksmenge in Freising zusammen, wie man sie dort vorher niemals erlebt zu haben glaubte. Aehnlich im Jahre 1709 bei Uebertragung der wiederaufgefundenen Reliquien des h. Nonosus in die Domkirche*), dann 1724 bei der acht Tage dauernden tausendjährigen Jubelfeier des Bisthums, 1824 bei dem gleichfalls durch eine Woche ausgedehnten elfhundertjährigen Jubiläum, 1828 bei dem Reliquienfeste, wo ganze Gemeinden von nah und fern zugewandert kamen. Auch die allgemeinen Kirchenjubeljahre zogen Tausende von fremden Andächtigen in die Stadt, wie nicht minder die Processionen und Wallfahrten. (Unter den letzteren ist die aus dem Mittelalter stammende Wallfahrt der Mamminger charakteristisch als Laienprocession; der älteste Bauer hält beim Anfang und Schluß der Wallfahrt eine Anrede an die Gläubigen, und die Wallfahrer gehen in Freising in kein Wirthshaus, sondern werden

*) „Freisinger alter und neuer Gnadenschatz" 1710.

von den Bürgern bis auf diesen Tag unentgeltlich bewirthet und beherbergt.) Jedenfalls gab der geistliche Hof und die vielen und glänzenden geistlichen Feste dem Verkehr einen kräftigeren Anstoß als der Handel der Stadt und ihre Märkte, die im neunzehnten Jahrhunderte der Zahl wie der Zeitdauer nach ohne besonderen Nachtheil beträchtlich beschränkt werden konnten.

Wenn nun aber auch in Freising kein anderes Gewerbe dauernd so einflußreich geworden ist wie die Brauerei, so tauchen doch vorübergehend gewerbliche Alterthümer oder Curiositäten auf, die eines Platzes in der Chronik der Stadt würdig erschienen. Sie führen sämmtlich wieder auf den geistlichen genius loci zurück. So glänzt Freising sehr frühe in der Geschichte des Orgelbaues, da schon 873 Papst Johann VIII. den Bischof Anno bat, ihm eine Orgel und einen Orgelbauer und Spieler nach Rom zu senden. Nicht minder zählt unsere Stadt zu den Wiegenstädten der Buchdruckerkunst, indem der Ulmer Buchdrucker Johann Schäffler um 1495 vorübergehend hier verweilt und für den geistlichen Bedarf gearbeitet hat*). Auch die Buchbinderei kommt als bürgerliches Gewerbe schon frühe vor; 1492 war Lienhard ein „puechbinder" in Freising, der band „Tristan und Isolde", letzteres allerdings wohl weniger für den geistlichen Bedarf.

Uebrigens hat ein irgend selbständig hervorragendes Kunstgewerbe in Freising niemals dauernd Bestand gewonnen (wie etwa in Nürnberg oder Augsburg), und die kirchlichen Kunstbedürfnisse vermochten so wenig eine eigene Freisinger Kunstschule ins Leben zu rufen, wie ein namhaftes Kunstgwerbe. Dazu hätte es neben dem culturmächtigen Klerus auch eines nicht minder bedeutenden Bürgerthumes bedurft, und wenn im frühen Mittelalter Klöster und Bischofsstädte voran waren in der Kunstindustrie, so wurden sie doch in den folgenden Perioden von den Reichsstädten überflügelt. Freising besitzt manches Prachtstück kirchlicher Geräthe und Schmucksachen und besaß noch

*) S. Rockinger, Bavaria I, 867.

viel mehr dergleichen; bei den meisten dieser Arbeiten weiß man nicht, wo sie verfertigt wurden, und wo nähere Angaben über den Ursprung vorhanden sind, da werden wir fast immer auf auswärtige Werkstätten gewiesen.

Eine ganz absonderliche freisingische Industrie ging unmittelbar von einem Bischofe aus. Albert Sigismund (1651—85), auch als Bauherr und Waidmann bekannt, beschäftigte sich mit der Verarbeitung von Glas, namentlich zu künstlichen Edelsteinen, welche man „Freisinger Fluß" nannte, und zu optischen Gläsern. Die Kunst der Bereitung des Flintglases soll seinem Bedienten, Büchsen- und Perspectivmacher Christian Murr in einer Vision von einem Benedictiner offenbart worden seyn*). Die Freisinger Brillen und Perspective, welche solchergestalt durch geistliche Hand und Hülfe verbessert worden waren, erfreuten sich damals eines vorzüglichen Rufes, und obgleich man jetzt keinen „Freisinger Fluß" mehr macht, so kann man ihn doch noch an Kirchengeräthen u. dergl. angebracht sehen. Auch im Drechseln war Bischof Albert Sigismund ausgezeichnet. Die Drechslerei blüht zur Zeit noch immer in Freising, und wohl wenige andere Handwerker können sich eines so vornehmen geistlichen Gewerbsvorfahren rühmen. Neben den Edelsteinen aus Glas sind dann auch die Brode aus Stein als ein seltsames Product ehemaliger freisingischer Technik zu nennen**). Man verfertigte sie zum Andenken an ein Wunder, womit der fromme Thorwart Semoser soll begnadet worden seyn.

So führt uns also auch die Gewerbegeschichte unserer geistlichen Stadt immer wieder auf geistliche Spuren. Das Recht, Markt zu halten, hatte ein Bischof, Gottschalk, von einem Heiligen, Kaiser Heinrich II. (um 1000) erlangt, wie auch das Recht des (vordem kaiserlichen) Zolles und der Münze. Das bekannteste Freisinger Münzstück, der „Mohrenkopf," trägt, wie schon der Name andeutet, das bischöfliche Sinnbild; Münzen der

*) Näheres bei Baumgärtner S. 215 f.

**) Obernberger Reisen durch Bayern II. 448 f.

Stadt gibt es nicht, ja man vermuthet, daß die Bischofsmünzen nicht einmal in Freising geschlagen worden seyen. Ein anderer Bischof, Leopold (1377—81) bestätigte die Vorrechte der Stadt, aber mit dem ausdrücklichen Zusatze, „daß auf jedem Eigenthum, welches verkauft werden sollte, des Hochstiftes Forderung, Steuer und Wacht verbleibe." Der Magistrat hatte zwar die niedere Polizei und die Gerichtsbarkeit, der Bischof die höhere, allein der Bischof strafte doch auch die Bäcker, welche ihr Brod nicht zeichneten, er verleiht das Zimmermannsrecht, schlichtet den Streit der Metzger (1436), verweist sie auf das „Satzbuch" und entscheidet über den Ort der Fleischbänke*). Dazu hatte aber auch das Kloster Weihenstephan schon frühe seine Schneider, Schuster, Brauer und Maler in der Stadt. Rechtlich, social und wirthschaftlich war der alte Freisinger Handwerker überall abhängig von den geistlichen Herren. Diese Abhängigkeit schützte und förderte ihn wohl überwiegend in den früheren Jahrhunderten, wie man ja sogar in den Handwerksfrohnden der bischöflichen Städte den ersten Keim des Zunftwesens gesehen hat**), später aber, als sich das Bürgerthum anderwärts fest auf die eigenen Füße stellte, mußte das früher heilsam leitende Band zur lästigen Fessel werden. Von Handwerksmeistern, die — wie anderswo — durch ihr selbständiges Auftreten im Rath und in der Gemeinde sich einen historischen Namen gemacht hätten, oder durch überragendes Geschick, Glück und Reichthum über die Mauern der Stadt hinaus berühmt geworden wären, finde ich darum auch nichts, wohl aber erzählt die Geschichte der Stadt von einigen Handwerkern, welche uns den klerikalen Geist der alten Bürgerschaft leibhaft vor Augen stellen. Ein Bäcker erhält den Leib des h. Placidus von Rom und läßt ihn mit großer Pracht fassen, und ein Schlosser rettet bei der Säcularisation ein Gnadenbild aus einer profanirten Kapelle und bewahrt und verehrt es vierzig Jahre lang in seinem Hause, bis er endlich die Wieder-

*) Nach Urkunden im Freisinger städt. Archiv.

**) Roscher, System der Volkswirthschaft II. 287.

herstellung der Kapelle erlebt und das Bild an seinen alten Platz zurückgeben kann. Und dergleichen mehr.

2. Verfall und Wiederaufblühen.

In den drei letzten Jahrhunderten geht es in Freising ganz ähnlich wie in den kleineren weltlichen Fürstenstädten: der bürgerliche Wohlstand hängt zunächst von den Finanzen und der Wirthschaft des regierenden Herren ab. Kargte der Bischof oder verzehrte er sein Geld auswärts, dann litt die Stadt; griff er den Gewerben unter'n Arm, verschwendete er recht standesmäßig, dann gedieh die Bürgerschaft. So waren die letzten Jahrzehnte des sechzehnten Jahrhunderts für Freising eine schmale Zeit, weil damals Bischof Ernst auf allzu breiter Basis, nämlich auf fünf Bischofsstühlen zugleich saß (Freising, Köln, Lüttich, Hildesheim, Münster) und während seiner langen Regierung (1567—1612) nur sehr wenig nach Freising kam. Das Geld „ging außer Landes" und die Bürgerschaft verarmte; zum Ersatz der vielen dem Domstift nutzlos verursachten Kosten ließ dann Bischof Ernst ein Altarblatt von Rubens um 3000 fl. malen, was aber den Gewerben der Stadt schwerlich aufgeholfen hat. Dagegen konnte Freising die argen Drangsale des dreißigjährigen Krieges rascher verschmerzen als manche Nachbarorte, weil von 1618—51 der Bischof Veit Adam regierte, ein geschickter Finanzmann und kluger Haushalter, welcher trotz des Krieges die Einkünfte seiner Kirche zu mehren verstand und eine gefüllte Rentkammer hinterließ. Und es folgte in der zweiten Hälfte des siebzehnten und der ersten des achtzehnten Jahrhunderts sogar eine materielle Glanzperiode Freisings. Da wurde stattlich Hof gehalten, gebaut, gemalt, gemeißelt, da wurden prächtige Feste gefeiert; die Bischöfe, zum Theil aus fürstlichem Hause, verfügten eben über bedeutende Privatmittel und brachten dieselben zu Gunsten ihrer Kirche und Residenz mit fürstlicher Freigäbigkeit unter die Leute.

Als die Säcularisation dem Fürstbisthume ein Ende gemacht hatte, da konnte man vollends erst recht deutlich sehen, wie un-

mittelbar der Wohlstand der Bürgerschaft Freisings von dem geistlichen Hofe bedingt gewesen war. Die Einwohnerzahl sank von 6000 auf 3500 herab; noch im Jahre 1821 standen 191 Miethwohnungen leer, von 300 bestehenden Gewerben wird kaum ein Drittel mehr als lebenskräftig bezeichnet, der Werth der Realitäten war um vier Fünftheile gesunken, die örtlichen Stiftungsfonds büßten in Folge dessen beträchtliche Summen an Zinsen ein und ihr Capitalvermögen selber schwebte in Gefahr*). Als man 1805 und wiederholt 1808 die fürstlichen Häuser und Gründe zum Verkaufe ausbot, fanden sich keine Käufer, erst 1822 konnte ein Theil der alten Propstei- und Domherrenhöfe veräußert werden.

Freising hat diese traurige Periode des Verfalles überwunden. Nicht mehr als geistlicher Fürstensitz, sondern auf Grund des modernen Verkehres und selbständiger Betriebsamkeit gewann die Stadt erneutes inneres und äußeres Wachsthum. Als sich die Bürgerschaft am 27. Juli 1821 an den König wandte, um wenigstens die Residenz des neuen Erzbischofs ihrer Stadt zu retten, sprachen die Bittsteller die Besorgniß aus, daß außerdem das altberühmte Freising zu einem Bauerndorfe herabsinken werde. Keines von Beiden ist geschehen. Der Erzbischof residirt in München und Freising ward kein Bauerndorf, sondern wuchs vielmehr über die mittelaltrigen Mauern hinaus; die Einwohnerzahl war schon 1851 auf 5326 gestiegen, und stand 1867 auf 7839, einer Ziffer, die wohl zu keiner früheren Zeit erreicht worden ist. Hiermit ist allerdings nicht entfernt gesagt, daß Freising auch seine ehemalige Bedeutung wiedergewonnen habe, denn die geistige Culturmacht mißt sich nicht nach Ziffern, bei einer Stadt so wenig wie bei den Völkern und Individuen.

*) Näheres in den bayerischen Landtagsverhandlungen von 1822, im Auszuge bei Baumgärtner, S. 392 ff.

Sechstes Kapitel.

Schenkung, Stiftung und Almosen.

In geistlichen Städten waren drei Dinge vordem mindestens eben so wichtig als Arbeit, Kauf und Tausch, sie heißen: Schenkung, Stiftung und Almosen. Die religiöse Pflicht der guten Werke und die sittliche der Barmherzigkeit wirkte hier oft entscheidender auf Erwerb und Besitz als das volkswirthschaftliche Gesetz von Angebot und Nachfrage.

Die Geschichte der Schenkungen an die Kirche berührt in Freising zunächst den Domberg; ihre reichste Periode geht durch achte und zehnte Jahrhundert, und der fünfte Bischof, Atto (784—814), führte den Beinamen scriptor, weil er so viele Schenkungsurkunden geschrieben hat.

In der Geschichte der Stiftungen hingegen wetteifert die Stadt mit dem geistlichen Berge. Während die großen Schenkungen an die Kirche im vierzehnten Jahrhundert allmählig aufhören, erscheint die folgende Zeit um so reicher an Wohlthätigkeitsstiftungen. Da ersteht das H. Geist-Spital (1374), das Bruderhaus (1560), das Leprosenhaus (1587), die Almosentrüchelstiftung*) (1620), der Liebesbund für die armen Seelen (1713), das Krankenhaus (1724), das Armen- und Waisenhaus, das reiche Almosen, die Scholl'sche Stiftung für Hausarme ꝛc.

*) Von Truche, Truhe, Kasten.

Unter allen diesen Stiftungen hat das H. Geist-Spital die größte Wirksamkeit entfaltet und allein unter allen seinen Bestand gerettet bis auf diesen Tag. Gegründet von einem Geistlichen, dem Domherrn Konrad Gaymann († 1376), ist es von Klerikern wie von Bürgern namentlich im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert aufs reichste mit Stiftungen und Vermächtnissen begabt worden, und noch unmittelbar nach der Säcularisation (1804) belief sich sein Vermögen auf 124,296 Gulden.

Bei diesem Spitale suchten darum nicht bloß arme Kranke Genesung, sondern gesunde reiche Leute fanden dort auch Capital-Darleihen, das Spital griff ins Gebiet dreier Facultäten, al: kirchliche, medicinische und volkswirthschaftliche Heil- und Hülfsanstalt. Im Jahre 1637 hatte das Domkapitel den Schweden eine Ranzion von 1500 fl. zu zahlen, es entlehnte 900 fl. vom Spital; ein andermal (1766) borgt es 2500 fl. daselbst zu 4 Procent. Bischof Johann Theodor (1737) braucht 1000 fl. zum Betrieb des Eisenhammers bei Werdenfels: das h. Geist-Spital streckt ihm die Summe vor, wie der „Liebesbund am Gottesacker" dem Bischofe Johann Franz 600 fl. darlieh zum Ankaufe von Zeilhofen (1717). Auch die bayerische Landschaft erhielt vom Spital eine Summe zum allgemeinen Landesdarlehen*). Wer in Freising große Capitalien aufnehmen wollte, der konnte nicht zu den Juden gehen, weil es keine gab; er ging zu den frommen Stiftungen.

Doch ist Leihen auf Zins immerhin etwas profan; geistlicher ist das Schenken. Und in Freising wurde gern und viel geschenkt. Da schenkt Bischof Ludwig Joseph im Winter 100 Klafter Holz an die armen Leute und kauft bei theurer Zeit Korn für seine Unterthanen auf; gelegentlich eines Festes läßt er Brod, Wein und Bier an 1600 Arme austheilen. Bischof Konrad V schickte die abgeordneten Bürger, welche ihm die an-

*) Laut der Urkunden im städtischen Archive.

sehnliche Infulsteuer nach Krain brachten, wieder mit dem Gelde nach Freising zurück, wie denn überhaupt die Bürger auf Steuernachlässe oft besser eingerichtet waren als aufs Steuerzahlen. In den Tagen des so äußerst mildthätigen Bischofs Ludwig Joseph geschah es sogar, daß der Bischof fast zur nämlichen Zeit seinen Unterthanen in der Grafschaft Werdenfels die Steuern nachließ, wo ihm selber in Wien ein Haus mit Beschlag belegt wurde wegen der Steuern, die seine Beamten dort nicht bezahlt hatten. Die Mehrzahl der Bischöfe aus den zwei letzten Jahrhunderten werden ganz besonders als Väter der Armen gepriesen, wenn auch nicht Alle so weit gingen wie Johann Theodor, der ein eigenes „Thoralmosen" eingerichtet und noch 1754 die etwas verspätete Stelle eines Bettelrichters geschaffen hat.

An solchen geistlichen (und auch weltlichen) Fürstensitzen des vorigen Jahrhunderts waren es übrigens nicht die unter'm Bettelvogt stehenden Zunftbettler, welche am meisten geschenkt erhielten, sondern Leute von gar vielerlei Zunft und Zeichen; die halbe Stadt lebte mitunter vom Hofe, und es gab da so zahllose und zart verschmolzene Uebergangstöne zwischen den Kategorien des Nehmens, Bettelns und Verdienens, daß man das Eine vom Andern oft schlechterdings nicht unterscheiden konnte.

In der Freisinger Volkssage gibt es einen ganz besonders bösen Bischof, das war jener Gerold, dessen Leiche das Volk in die Roßschwemme warf, weil er den hungernden Armen kein Brod gegeben.

Der Thorwart an Gerolds Schloß dagegen, Otto Semeser, der den Armen heimlich das Brod zutrug, ward ein Volksheiliger.

Ein Bischof der neueren Zeit, Johann Franz, wurde zwar nicht canonisirt, genoß aber nach seinem Tode unter den Bürgern die Verehrung eines Heiligen, an dessen Grabe man Votivtafeln aufhängt. Diese Ehre hatte er aber gewiß nicht seinen vielgepriesenen Verdiensten um Kunst und Wissenschaft zu danken, sondern seinem stilleren Walten als Vater der Armen.

Schenkung, Stiftung und Almosen geht in dem geistlichen Sinne der Altvordern an sittlicher Weihe weit voran der Arbeit, dem Kauf und dem Tausche.

Der h. Korbinian hatte an der Höhe von Weihenstephan eine Quelle erbetet, und wie Moses mit dem Stab aus dem Berge geschlagen. Als man das heilkräftige Wunderwasser, die geschenkte Gottesgabe, später gegen Geld verkaufen wollte, da versiegte der Quell.

So erzählt die fromme Sage.

Ich führte den Leser im Eingang dieser Skizzen auf den Domberg; ich führe ihn auch am Schlusse noch einmal hinauf, um ihm zu guter letzt noch ein Stücklein Fernsicht zu zeigen.

Man schaut da droben gar viele Meilen in die Runde, aber so weit das Auge trägt, über zahllose Dörfer hinaus, vermißt es doch den reichen Schmuck städtischer Staffage; nur die Thürme Münchens beherrschen die langgedehnte Linie des Mittelgrundes. Weiter fort aber gen Süd zum Hochgebirg hinüber dämmert verschwimmend jene liebliche Landschaft, welche man modern geographisch die bayerische Seenzone nennt, früher nannte man sie volksthümlich den „Pfaffenwinkel." Dort reihet sich, anstatt der Städte, Kloster an Kloster: Andechs, Bernried, Schäftlarn, Polling, Wessobrunn, Benedictbeuren, Schlehdorf, Ettal, Tegernsee, Chiemsee u. s. f. Also die uralten Hauptsitze geistlicher Cultur, Freising und der Pfaffenwinkel im Norden und Süden, München in der Mitte, keine andere bedeutende Stadt auf weit und breit.

München als landesherrliche Hauptstadt im Mittelgrunde, Freising als geistliche Metropole im Vordergrunde beherrschen aber nicht bloß die Landschaft aus der Vogelschau des Domberges, sie beherrschten auch das Land; sie standen hier einsam und ohne ebenbürtige städtische Nebenbuhler. Im alten Bayern waren vor Allen die Landesherren stark und die Geistlichen. Das Bürgerthum saß wie auf kleinen Inseln inmitten des großen Bauernlandes, und die Bürger machten den weltlichen

wie den geistlichen Herren ungleich weniger zu schaffen als anderwärts. Nicht daß es den Stadtgemeinden im Einzelnen an Tüchtigkeit, den Städten an Rechten und Privilegien gefehlt hätte, aber es fehlte an Städten, es fehlte der Wetteifer, die Reibung, die gegenseitige Stütze und Ergänzung vieler, eng benachbarter Bürgergemeinden. Das gerade ist es, was in Schwaben und Franken manchmal dem kleinsten Neste so frische Lebensfülle, so schneidige Originalität verliehen hat. Jene vielen und ansehnlichen bayerischen Märkte, welche Städte werden konnten, aber nicht werden durften, sind für Bayern in manchem Stück charakteristischer als die wirklichen Städte.

Im städtearmen Lande blieb Freising eine so rein geistliche Stadt, gleichwie München eine so rein landesherrliche Stadt blieb, bis Bayern aufhörte, rein bayerisch zu seyn, bis die Residenzstadt München zunächst die Hauptstadt eines städtereichen Königstaates wurde, dann eine Großstadt, zu welcher die fernen Städte näher herangewandert sind durch den länderverengenden Weltverkehr.

Im vorigen Abschnitte schrieb ich von einem Gau, der obgleich Bauernland, dennoch ein Land mit Bürgerrechten war, gleichsam eine auf etliche Quadratmeilen ausgegossene Stadt. Auch dieser Gau stand unter'm Krummstabe, allein er liegt am weltoffenen, städtereichen Rhein. Die geistliche Herrschaft entscheidet hier nicht schlechthin, sie ließ im Mittelalter nach Umständen großes und kleines Bürgerthum unter sich gedeihen und freie wie gebundene Bauernschaft dazu. Natur und Geschichte des ganzen umgebenden Landes entscheidet zugleich mit der Form und Macht der Herrschaft.

Wie aber Freising noch immer — wofern man's nicht gar zu streng nimmt — eine geistliche Stadt heißen kann, so fühlt man auch heute noch aus dem Charakter des altbayerischen Volkes heraus, daß im alten Bayernlande vor Allen zwei Herren stark gewesen sind: der Herzog und der Priester. Wer darum Freising nicht gesehen hat, der kennt Altbayern nicht, und

wäre er auch sonst schon weit im Land herumgereist; denn eine Stadt, die so lange und so rein eine geistliche Stadt geblieben, war nur möglich auf der bayerischen Hochfläche, und durch die Geschichte Freisings erfahren und begreifen wir erst, welch tiefe Wurzeln die geistliche Macht über ein Jahrtausend im bayerischen Volksleben geschlagen hat und heute noch schlägt.

VI.

Die Holledau.

(1867.)

Erstes Kapitel.

Holledauer Volkshumor.

1. Namen und Gränzen der Holledau.

Das Holledauer Land ist berühmt durch seinen Hopfenbau, und das Holledauer Volk durch seinen derben Humor. Es ist aber leichter vom „Holledauer Landhopfen" als vom Holledauer Volkshumor zu schreiben; denn von ihrem Hopfen hören und reden die Holledauer alleweil gern, an das auszeichnende alte Besitzthum ihres Humors in Lied, Sage und Anekdote sind sie minder gern erinnert, und vollends ungern an den Spaß, welchen sich Andere mit ihnen erlaubt haben.

Darum gibt es eine alte und eine neue Reiseregel für die Holledau. Die neue räth dem Wanderer, welcher recht gut aufgenommen seyn will, er möge als Hopfenhändler reisen; die alte aber warnte ihn, daß er nicht frage nach vier Dingen: nicht nach den Gränzsteinen des Landes — denn das sind vier Galgen von Freising, Moosburg, Abensberg und Pfaffenhofen; nicht nach den Volksgränzen — denn die Holledauer fangen da an, wo die gescheidten Leute aufhören; nicht nach der Mundart — denn jeder Holledauer redet drei Sprachen: „dumm, dalket und dappi," und endlich nicht nach dem Holledauer Wallfahrtslied — denn es singt gleich im ersten Vers vom Pferdediebstahl, der schwachen Seite, der geheimen Herzensneigung der alten Holledauer.

Den Hopfen darf man also suchen, aber den Humor muß man ungesucht an sich herankommen lassen, sonst könnte man — gleichfalls ungesucht — noch etwas anderes kennen lernen was hierzuland altberühmt ist: die Holledauer Grobheit. Nun fließen jedoch zum guten Glück die literarischen Quellen über den Humor der Holledau weit reichlicher als über den Hopfen, und da nicht bloß Frankreich, sondern auch die Holledau ihre „gerechte Empfindlichkeit" besitzt, so ist mir's allerdings beruhigend, daß ich mich für jeden neckischen Zug, welchen ich anführe, durch gedruckten Nachweis aus Holledauer Autoren decken kann, deren Schriften von ihren Landsleuten mit verdientem Wohlwollen aufgenommen wurden.

Lacht, scherzt und spottet ein Volk gutmüthig über sich selbst, so ist das immer ein Zeichen bewußter Kraft, frischen, sprudelnden Lebens, brausenden Uebermuthes, und wenn der durch und durch realistische, zugleich aber auch naiv strengkatholische Holledauer den heiligen Castulus anruft:

„Heiliger Sanct Castulus! um was ich Dich noch bitt':
Um hunderttausend Gulden — und bring mir's Geld gleich mit,
Um hunderttausend Gulden und noch einmal so viel,
Alle Jahr' ein andres Weib, und in Himmel 'nein — wann ich will —."

so hört man heraus wie sich die Leute wohl fühlen in ihrer Haut und in all ihrer guten und schlimmen Originalität.

Anders steht es freilich mit dem Spott der Nachbarn über die Holledauer. Er zielt nicht auf einen Ueberschuß des Wohlbehagens, sondern im Gegentheil auf die frühere Abgeschlossenheit, Armuth und Uncultur des Landes und auf des Volkes allzuderben Naturwuchs. Allein gleichviel. Die Holledau, über welche man so manches Witzwort gemacht hat, muß dann eben doch schon seit uralter Zeit den Nachbarn eigenartig und merkwürdig erschienen seyn, werth einen besondern Namen zu führen. Und daß dieser Name vom vierzehnten auf's neunzehnte Jahrhundert lebendig sich vererbt hat, verdankt die Holledau ohne Zweifel bloß dem scharf geschnittenen Charakter ihrer Bevölkerung.

Ursprünglich von der Landschaft entnommen (die Au am Hallwalde), blieb dieser Name im Volksmunde bestehen, weil die so besonders gearteten Leute einen besonderen Namen forderten; man kann also sagen: die Holledauer retteten die Holledau als ein selbständiges Land in der noch ungeschriebenen „Geographie des deutschen Volksmundes." Die Holledau war niemals ein Gau oder ein Herrschaftsgebiet, noch drängt etwa schlaghaft unterscheidende Bodenbildung zu einem eigenen geographischen Namen: die Holledauer drängten dazu, weil sie sich so schlaghaft von den angränzenden altbayerischen Stammesgenossen unterschieden, und ohne die Neckereien und Witzworte, welche sich an diesen Namen knüpfen, wüßten es wahrscheinlich nur noch die Localhistoriker, daß es einmal auf Aventins, Appians und Finkhs Landkarten eine „Hallethaw" gegeben habe.

Zunächst noch ein Wort über diesen Namen: er wird uns rasch wieder zum Holledauer Humor, und der Humor dann wiederum ganz ungezwungen zum Hopfen führen.

Ich bin so frei und schreibe „Holledau," und zwar nach der neuen Reiseregel wie die Hopfenhändler; die Gelehrten schreiben nach Schmellers Vorgang „Hallertau." Letzteres ist die urkundliche Schreibart des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, und hat als älteste beglaubigte Form gewiß den größten etymologischen Werth. Allein es handelt sich hier nicht um einen todten, sondern um einen lebendigen Namen, und den sollte man heute eben auch schreiben, wie er heute im Volksmunde lebt. Ich habe nach meiner Methode der Quellenforschung überall im Lande selbst scharf aufgehorcht und immer nur „Holledau" oder „Holladau" gehört, ich habe mir das Wort von allerlei schriftkundigen Holledauern, von Bauern, Wirthen, Kellnerinnen, Beamten und Pfarrern buchstabiren lassen, und sie haben sammt und sonders Holledau buchstabirt. Lipowsky in seiner Preisschrift über das Landgericht Moosburg (1861) bezeichnet „Holladau" als allgemeinen Sprachgebrauch, und die Allg. Ztg. schreibt in ihren Börsen und Handelsberichten wechselnd bald „Holledau" bald

„Hollidau." Dieses schwebende a, e oder i können wir nun auch getrost in der Schwebe lassen. Denn für unsern Namen gibt es keine „amtliche Schreibart," welche für die officielle Geographie Deutschlands zu einer Zeit abgeschlossen wurde, wo die wissenschaftliche Erforschung der Ortsnamen noch sehr im Argen lag: diese amtliche Form ließ dann allerdings nichts in der Schwebe, sondern fixirte im Zweifelsfalle meist das Schlechteste.

Uebrigens habe ich noch einen tieferen Grund, daß ich diesmal nicht dem größten bayerischen Sprachforscher, sondern den Bauern folge. Hallertau oder Holledau, der alte und der neue Name, bezeichnen die zwei Epochen in welchen dieser Landstrich aufblühte, selbstbewußt, namhaft geworden ist. Als im vierzehnten Jahrhundert die vier Marktflecken dieser Hügel, Wolnzach, Mainburg, Au und Nandlstadt, politisch und social in die Höhe kamen, ja theilweise erst das Recht des Zaunes und Grabens, des Stocks und Galgens und des Wochenmarktes gewannen, da lesen wir auch zum erstenmal von der Hallertau, und zwar in Urkunden. In unserer Zeit hingegen beginnen wir von der Holledau in Zeitungen zu lesen, nämlich in landwirthschaftlichen und Handelsblättern, auf Grund des neuen Aufschwungs durch den Hopfenbau, welcher seit kurzer Frist ganz neue ökonomische und sociale Zustände hier angebahnt, und die fast verschollene und verspottete Gegend zum zweitenmale selbstbewußt und namhaft gemacht hat. Ich fasse diese modernen Zustände als letztes Ziel meiner Darstellung in's Auge, und darum bediene ich mich auch des modernen Namens.

Für solch eine Landschaft die es bloß zu einem historischen und volksthümlichen, nicht aber zu einem amtlichen Namen gebracht hat, gibt es dann auch nur schwebende und wechselnde Gränzen. Ich bezeichne die heutige Holledau als das Hügelland zwischen Amper, Ilm, Donau, Abens und den Moosburg-Landshuter Isarhöhen.

Schon diese Gränzen deuten auf den im Lande gewurzelten Volkscharakter. Die Holledau ist von Flüssen, offenen Thälern

und großen Straßenzügen begränzt, d. h. die Welt zieht an ihr vorbei, sie selber hingegen ist ein Land der Waldhügel, der Wasserscheiden, zahlloser kleiner Quellengebiete, nach Süd und West von großen Forsten umrahmt, nach Norden durch einen dichtbewaldeten Höhenzug (Forst Dürrenbuch) wie durch einen Wall gegen das Donauthal abgeschlossen. Hart vor den Thoren der Holledau liegen Städte — Moosburg, Abensberg, Neustadt, Pfaffenhofen, — in der Holledau gibt es nur Dörfer und Marktflecken. Rings um die Holledau zieht sich ein Gränzgürtel historisch bedeutender Orte: Scheyern, Abensberg, Landshut, Gamelsdorf, Freising — Orte, welche uns in die bayerische Landesgeschichte und mitunter auch darüber hinausführen; die Geschichte der innern Holledau blickt fast nur in sich selbst hinein, sie ist localster Natur. Der Freund monumentaler Kunst kann einen höchst lohnenden Gang machen, wenn er rund um die Holledau herum wandert; von Station zu Station wird er sich bei dieser Gränzbegehung durch kunstgeschichtlich lehrreiche Bauten gefesselt finden, durch die Kirchen, Klöster, Schlösser und Rathhäuser im Ilm-, Abens-, Donau- und Isarthal. Dringt er aber ins Innere der Holledau so kann er sein Skizzenbuch getrost in der Tasche lassen, sobald er Gelbersdorf und St. Alban im Rücken hat; außer er müßte sich denn notiren wollen, daß es in Wolfersdorf noch bis zu diesem Jahr eine Kirche mit Strohdach gab, wodurch dieselbe einzig in der ganzen Münchener Diöcese gewesen ist.

Eine überaus große Zahl kleiner Adelssitze war vordem über die Holledau verstreut, Herrenhäuser, häufig im Thal inmitten der Dörfer gelegen und durch Wassergräben geschützt; Wening (1700) zeigt uns noch viele derselben in Abbildungen, es sind meist rohe und unbedeutende Bauwerke im Styl des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, charakteristische Denkmale des in sich abgeschlossenen ehemaligen Kleinlebens dieser Gegend. Die größeren landesfürstlichen Schlösser (Vohburg, Trausnitz, Isareck 2c. 2c.) lagen vor der Schwelle der Holledau. Von Burgen liest man viel in der Holledauer Geschichte; heut-

zutag aber ist das merkwürdigste, daß man keine einzige mehr sieht, ich meine ordentliche Burgen mit phantastisch ruinösen Thürmen und verwitterndem, epheuumranktem Mauerwerk.

Dafür bietet denn manchmal ein altes Bauernhaus dem landschaftlichen Romantiker köstlichen Ersatz; ein Blockhaus, rein aus massiven Balken gezimmert, deren warme graubraune Naturfarbe noch durch keine todte Kalktünche verdrängt ist, mit winzig kleinen Fenstern (Gutzerle) und einem desto größeren Strohdach, so borstig und struppig wie es kaum ein Ruysdael gemalt, wie es nur Rembrandt auf seinen Radirungen wiederzugeben vermocht hat. Aus einiger Ferne weiß man kaum ob das Häuslein für Mensch oder Vieh bestimmt sey, ob man ein Naturproduct oder Menschenwerk vor sich habe, und gerade darum verbindet sich's so höchst organisch mit der Landschaft. Doch werden diese malerischen Hütten merklich seltener und wer so recht in ihrem Anblick schwelgen will, der muß schon den Muth haben zu den „vier letzten Dingen" vorzudringen, wie man die vier abgelegensten und schmutzigsten Dörfer der Holledau (Osterwahl, Koppenwald, Haslach und Sielstätten) genannt hat.

Der grobe Spruch, daß die Holledau da anfange wo die gescheidten Leute aufhören, hat, aus dem Spaß in den Ernst übersetzt, doch wohl keinen andern Sinn als daß man städtischer Gesittung Valet sage, so wie man die Holledau betritt. Allein die launigen Holledauer wissen sich doch wieder ihr eigenes Städtewesen zu schaffen. Sie nennen den Pfarrer von Rudelshausen den „Bischof der Holledau," und Dr. Prechtl, der gründlichste Geschichtskenner und Beschreiber dieses Landes, bringt diesen Titel in Zusammenhang mit der Bedeutung von Rudelshausen in ältester Zeit, wo dieses Dorf einem Untergau den Namen gegeben hat. Eine ähnliche scherzhafte Rangerhöhung gibt der bekannte Holledauer Reim: „Wolnzach, Nandlstadt und Au sind die drei größten Städte in der Holledau." Wenn Nandlstadt, ein höchst ländlicher Flecken mit 499 Einwohnern, zu den drei größten Städten der Holledau zählt, so fragt man billig wie

denn hierzuland die kleinen Städte aussehen, und kommt zuletzt wohl gar noch Hagsdorf, welches 34 Familien und dabei — glückliches Hagsdorf! — nur einen Dienstboten besitzt.

So lernen wir die Holledau als eine Art Insel kennen, von städtischer Cultur umspült, aber nicht durchfluthet. Zwei Eisenbahnen (München-Ingolstadt und die Ostbahn) streifen ein Stück der Holledauer Gränzen, entsprechend dem Zuge zweier alter Heerstraßen, die gleichfalls nur den Saum des Landes berührten, während nur eine größere Straße (Freising-Abensberg) mitten durchführt, welche von Prechtl jedoch nicht eben eine große Verkehrslinie, sondern eine „Straße der Armuth" genannt wird. Mehr als fünftausend Handwerksburschen, Schauspieler, Gaukler, Guckkastenträger, Gradler, Vagabunden, Hopfenbrocker ꝛc. sollen alljährlich dieses Weges gehen, und ich füge noch jene Hausirerfamilien hinzu, welche im leinwandgedeckten Wagen einherfahren, aus dessen dunklem Schooß das Weinen kleiner Kinder und das Wimmern junger Hunde hervordringt. Denn die armen Leute treiben nebenbei auch ambulante Hundezüchtung und Hundeverkauf als einen, wie ich glaube, statistisch noch nicht berücksichtigten Zweig des Hausirgewerbes, und wurden darum von den Holledauern in diesem Jahr beschuldigt, daß sie, neben anderen ungenannten Einfuhrartikeln, auch die Hundswuth importirt hätten.

Charakteristischer als diese Hauptstraße sind übrigens die vielen Feldwege, welche bergauf bergab die zahllosen verworrenen Hügelwellen der Holledau durchkreuzen. Sie sind sprüchwörtlich, nicht weil man so gut darauf fährt, sondern weil man so gut darin stecken bleibt. Der aus losem Sand und Lehm gemischte Boden macht die Holledau sehr unwegsam, vorab bei Regenwetter, und wirkte ohne Zweifel auch zu seinem Theil mit, daß Land und Leute vor Zeiten so abgeschlossen, so insular geblieben sind. Allein dieses selbe Gemisch von Sand und Lehm läßt jetzt andererseits den Hopfen so üppig gedeihen, der Hopfen aber öffnet die Holledau der Welt und führt eine neue

Cultur herein, so daß man sagen kann: der lehmige Sandboden machte die Gegend unwegsam im Mittelalter, und wegsam in der Gegenwart.

2. Das Schelmenländel.

Die schlechten Wege bringen uns aber auch noch auf eine andere Fährte. Ein unwegsames, dünnbevölkertes Wald- und Hügelland zwischen großen belebten Heerstraßen mußte in alter Zeit vortreffliche Schlupfwinkel für Spitzbuben bieten. Die Holledau ist darum criminalistisch altberühmt, man nannte sie volksthümlich wohl auch das „Schelmenländel," und der ehemalige Pfarrer Anton Nagel in Moosburg hat einen „Grundriß des Schelmenländels der Roßdiebe der Halletau" hinterlassen, welcher den „Urkunden aus dem Schloßarchiv zu Au" von Prechtl und Geiß beigedruckt wurde.

Man führt die frühere Unsicherheit der Holledau auf zweierlei historische Anfänge zurück; entweder auf den dreißigjährigen Krieg, der ja ganz Deutschland für eine lange Folgezeit mit umherschweifendem Raubgesindel bevölkerte, oder auf die vielen kleinen Burgen, welche in der Holledau versteckt lagen, und das Land im Mittelalter zu einer besonderen Zufluchtsstätte des Raubritterthums gemacht haben. War doch nicht einmal der Kaiser sicher, wenn er längs der Holledauer Gränze zum Reichstag ritt. Denn das Gefolge Kaiser Sigismunds wurde, als er 1434 von Ulm nach Regensburg zog, von einem Herrn von Abensberg rein ausgeplündert. Die Abensberger sammt ihren Genossen aber hatten ihre Sammelplätze und Schlupfwinkel in der Holledau.

Gewöhnlich gibt man jedoch dem Ruf des Schelmenländels einen weit minder vornehmen Ursprung. Etliche Holledauer sollen einen Schimmel gestohlen und denselben, als sie sich verfolgt sahen, in eine Feldkapelle versteckt haben. Sie konnten aber das Thier nicht rechtzeitig wieder holen, und da später die Kapelle geöffnet wurde, fand man den Schimmel verhungert.

Darum heißen die Holledauer auch „Schimmelfänger“ und die vielen vereinzelten Kapellen, welche als ein rechtes Wahrzeichen des Landes da und dort die Hügel krönen, „Schimmelkapellen.“

Nun ist das allerdings aus den Akten erwiesen, daß in der Holledau sehr viel geraubt und gestohlen wurde, und namentlich der Pferde- und Viehdiebstahl stark im Schwange ging; ja man hat sogar einen besonderen Zeitraum als die Glanzepoche des hiesigen Gaunerwesens mit genauen Jahreszahlen abgegränzt (von 1649—1805). Allein unter den Holledauer Dieben — von Thomas Haag, der 47 Kirchen plünderte, bis zum Tabaksschörgenkatherl, vom Kramermarx bis zu dem Patriarchen Gallus Auer, der mit seinen Söhnen und drei Enkeln an einem Tage gehängt wurde — stehen Fremde und Einheimische in buntester Reihe, und in dem ältesten Aktenstück über den Holledauer Roßdiebstahl (vom Juni 1649) werden meistentheils „Landfahrer und umbvagirente leith“ dieses Verbrechens bezichtigt, so daß die Holledauer häufig nicht sowohl die Diebe als die Bestohlenen gewesen zu seyn scheinen.

Dabei kann noch ein anderer Umstand unser Urtheil aufklären: ich spreche von diesen Diebsgeschichten wie ein Buch, und man sollte meinen, ich habe den Kramermarxl und das Tabaksschörgenkatherl direct aus den Akten studirt. Dies ist aber gar nicht der Fall: verschiedene Register der Holledauer Diebe stehen ganz bequem in gedruckten Büchern zu lesen, und hierin liegt, wie mir scheint, ein wichtiger Fingerzeig. Die alten Holledauer haben am Ende gar nicht mehr gestohlen als andere Leute, allein man hat die Hauptspitzbubereien gerade dieses Landstrichs besonders treu im Gedächtniß behalten, und zuletzt schwarz auf weiß verewigt, während sie anderwärts vergessen worden sind.

Und daran ist wiederum der Humor schuld. Weil die Holledauer ihre Roßdiebe so lustig selbst besangen, und von Andern damit aufgezogen wurden, so erwuchs dieser Zug zum populärsten Wahrzeichen des Volkes; diesem Wahrzeichen forschten

dann die modernen Alterthümler nach und brachten zuletzt das ganze Sündenregister an's Licht. Wir haben einen deutschen Dichter, der mit besonders liebenswürdigem Behagen das Neckische, Lustige, Gemüthliche des Diebstreibens — den Galgenhumor — darzustellen verstand, Johann Peter Hebel; von dessen unvergleichlichem Heiner, Dieter und Zundelfrieder muß man sich inspiriren lassen, wenn man die rechte Stimmung für das Studium der alten Holledauer Gaunereien gewinnen will.

Das „Schelmenländel" ist hier ein gar treffendes Wort. Schelm hat einen Doppelsinn, es schließt den Spitzbuben und den Schalk in sich. Die Spitzbuben lieferte guten Theils die ganze weite Nachbarschaft in unsere zum Auflauern und Entkommen gleich wohl gelegene Holledau; den Schalk gaben die Holledauer allein dazu. Und wenn die Holledauer Bauern harmlos von sich selber sangen;

„Wir sollten unser neune seyn.
Und sind nur unser drei;
Sechse sind beim Schimmelstehlen,
Maria steh uns bei!"

dann sang auch der ritterliche Gränzwart der Holledau, Herr Jakob Püterich von Reichertshausen, nicht minder harmlos von den Rittergedichten seiner berühmten Bücherei: er habe sie zusammengebracht

„mit stehlen, rauben, auch darzu mit lehen,
geschenkt, geschrieben, gekhaufft und darzue funden,
— doch nur die alten Puecher,
der neuen acht ich nit zu khainer stunden."

Er sündigte gegen das siebente Gebot, allein er sündigte mit Geschmack und Auswahl, und bekennt das ganz heiter und frei in seinem gereimten Bibliothekskatalog. Meint man darum, gar manche andere wüthende Büchersammler hätten nicht minder gestohlen, weil sie's nicht so lustig eingestanden haben, wie dieser wackere Ritter aus dem Schelmenländel?

Freilich ist der kriminalistische Humor den Holledauern mitunter auch zu bunt geworden. Das alte Wappen des Marktes Nandlstadt zeigt ein abgeschlagenes Menschenhaupt. Nun ist aber Nandlstadt merkwürdig durch seine Gerichtsalterthümer: ein Wirthshaus heißt heute noch „zum Richterwirth," weil in dessen Mauern vordem die Gerichtsschranne gehegt wurde, und der Nandlstadter Galgen wird als ein Meisterstück im Liede besungen. Zu alledem nun den abgeschlagenen Kopf im Wappen, das war den Nandlstädtern denn doch gar zu scharfrichterlich, und also kamen sie ein um ein neues Wappenzeichen, und erhielten es in Form einer Blume. Statt des alten wohlfeilen Spottes forderten sie aber jetzt einen neuen, tieferen Spott erst recht heraus; sie hatten vergessen, daß jener Kopf, weit entfernt auf die Holledauer Kriminaljustiz zu deuten, vielmehr als ein Haupt auf einer Schüssel ihren alten Schutzpatron, Johannes den Täufer, darstellte, und hatten sich also statt des vermeintlichen armen Sünders einen höchst respektabeln Heiligen aus ihrem Wappen hinweg petitionirt.

In dem weiten Hügellande Südbayerns, zwischen den Alpen und der Donau, gibt es noch ein rechtes Seitenstück zur Holledau: die „Stauden" bei Augsburg. Auch sie sind eine Art Insel, wohin sich altschwäbisches Bauernthum in härtester, derbster, zum Theil roher Form zurückgezogen hat, wie altbayerisches in die Holledau; auch die Stauden sind von Städten und großen Straßen, überhaupt von Cultur begränzt, die wenig hineingedrungen ist, und das Wertachthal, welches den Stauden fort und fort den Verkehr an der Nase vorbeigeführt hat, heißt im Volksmunde sogar schlechthin „die Straße." Die Stauden gelten für ganz besonders original in ihrer Mundart, und haben „fremder Redeweise beharrlich Aufnahme verweigert," wie Dr. Birlinger in seinem „Schwäbisch-Augsburgischen Wörterbuche" schreibt, wo Sprache und Sitte der Stauden mit eingehender Liebe und Treue dargestellt sind. Nun behauptet man zwar auch für die Holledau ein mundartliches Wahrzeichen: so weit

die Leute „schet“ statt „nur“ sagen, soll die Holledau gehen; allein „schet“ hört man auch am bayerischen Wald, und in der Mundart liegt überhaupt nicht die maßgebende Signatur des Holledauers. Sie liegt in seinem ganzen Wesen, im Gesammtcharakter, im geistigen Gepräge, welches sich aus gar vielen einzelnen Zügen zusammenwebt, von denen jeder für sich vielleicht nur als leichte Schattirung eines verwandten Grundzuges gemeinsamer altbayerischer Art erscheint. Das Ganze wird aber dann doch wieder etwas neues und eigenthümliches.

3. Kleine Charakterzüge.

„Züge? Was sind Züge?“ so fragte mich einmal ein Astronom in einer Rheinstadt, dem ich in der frischen Entdeckerfreude erzählte wie ich eben ein paar ganz drastische Züge rheinischen Volkslebens auf der Landstraße erhascht habe. Der Mann sah mich bedenklich an, als wollte er sagen: wer gleich mir von amtswegen schon gewöhnt seyn müsse jedes Wort zu wägen, der dürfe einen so unbestimmten Ausdruck wie „Züge“ gar nicht in den Mund nehmen. Nun berechnet man die Sternenbahnen freilich nicht nach Zügen, allein in Zügen malt man ein Menschengesicht und eine Volksphysiognomie obendrein, und für die Culturgeschichte können Züge oft gerade so wichtig seyn wie Thatsachen für die politische, und mathematische Proportionen für die Astronomie. Ich will aber meine Holledauer doch auch einmal in Form einer mathematischen Proportion darstellen: wie sich der Stauden-Bauer zum Allgäuer verhält, so verhält sich der Holledauer zum oberbayerischen Gebirgsvolk. Alle Vier zeigen uns einen gewissen alterthümlichen Naturzustand, dort des schwäbischen, hier des bayerischen Volkthums, welcher uns städtische Culturmenschen, kraft des Gegensatzes, frisch und heiter anspricht. Allein in dem freien Hirtenleben des Hochgebirges kehrt uns jener Naturzustand seine positiv poetische Seite zu, in dem beengten, ringenden, abgeschlossenen Daseyn des Waldbauern der Stauden und der Holledau seine negativ

poetische Seite, d. h. die Prosa der Beschränkung, des Stillstandes, der altväterlichen Derbheit und Grobheit, welche sich aber im verneinenden Spiele des Humors doch wieder über sich selbst erhebt und zur Poesie verklärt.

Nun muß ich aber doch noch etliche „Züge" auf's Papier werfen, damit der Leser diesen künstlichen Satz geschwind wieder vergesse.

Die Holledauer sind streng katholisch, und der ächte Bauer ist dabei noch so oft so ganz naiv in religiösen Dingen, daß wir uns geradewegs in's Mittelalter oder nach Süditalien versetzt glauben. Gleich in einem der vordersten Dörfer der Holledau sehe ich im Wirthshaus folgende charakteristische Scene. Das Crucifix in der Fensterecke war herabgefallen auf die darunter stehenden Blumenstöcke und dabei recht schmutzig geworden. Die Wirthin eilt hinzu mit dem Wasserkübel, wäscht das Bild, stellt es dann prüfend vor sich hin, und spricht: „So, lieber Herrgott, jetzt bist' wieder sauber, aber daß du mir nicht noch einmal auf d'Nasen fallst!" Dann heftet sie's sorgsam wieder an seinen Platz, tritt zurück und betet ein Vaterunser, damit es unser Herrgott nicht übel nehme, daß er vorhin so schlecht am Nagel gehangen habe. Die himmlischen Dinge sind eben diesen Leuten so vertraut, daß sie ganz menschlich mit ihnen verkehren.

Am Nordrande der Holledau liegt Engelbrechtsmünster, wo der berühmte bayerische Humorist Anton v. Bucher (um's Jahr 1780) eine zeitlang Pfarrer war, und seine Geschichte „Pangraz des Bürgersohns" schrieb. Buchers zahlreiche Schriften enthalten eigentlich nur Variationen über zwei Themen: entweder er geißelt die Jesuiten, Bettelmönche und unwissenden Pfaffen mit ganz erbarmungsloser Satyre, oder er zeigt uns den Humor einer primitiven Volksbildung, welche sich durch den Glauben nicht sowohl zu dem Heiligen erhebt, als das Heilige ganz gemüthlich zu sich herab nimmt, und dadurch aus dem größten kirchlichen Eifer Dinge sagt und thut die auf jeder höheren Bildungsstufe als frivoler Spott erscheinen würden. Bucher soll

in Engelbrechtsmünster mit besonderem Behagen geschrieben haben, und ohne Zweifel hat er hier und in der Umgegend viel gelernt für jenes zweite Grundthema seiner Bücher. So mußte ich mir denn auch bei der Anrede der Wirthsfrau an ihr Crucifix augenblicklich sagen: das ist ja wie ein Blatt aus Buchers sämmtlichen Werken. Nur daß Bucher die Farben dicker aufgetragen hätte. Allein die Holledau von 1867 ist in diesem Stücke freilich auch nicht mehr so grell gefärbt wie die Holledau von 1780.

So weit vom Glauben. Ich hörte aber auch von einem Holledauer Bauern der bereits zu Kritik und Zweifel gekommen war. Er glaubte an keinen Gott, schlechterdings nicht, und keine Predigt wollte ihm in den Kopf gehen. Da geschah es, daß er sich im Juni 1862 mit seinem Bruder auf freiem Felde befand als das schwere Hagelwetter kam mit Schlossen wie Hühnereier, die schlugen ihm zwei Löcher in den Kopf. Und als ihm nun der Bruder das Blut von der Stirne wischte und den Kopf mit dem Sacktuch verband, fragte er den Zweifler: „Glaubst du jetzt, daß es einen Gott gibt?" „Ja!" sagte er, und schielte verstohlen nach dem Himmel, ob nicht eine zweite Ladung nachfolge — „jetzt glaub' ich's!"

Uebrigens sind die harten Köpfe der Holledauer berühmt auch im buchstäblichen Sinne. Bei festlichen Anlässen soll hier nicht weniger gerauft und geprügelt werden als anderswo in Altbayern, dagegen bleibt weit seltener ein Mann auf dem Platze. „Wenn einem Holledauer kein Kirchthurm auf den Kopf fällt, so hat's nicht viel zu sagen." Vor zehn oder mehr Jahren starb einer der gefürchtetsten Raufbolde, dem oft genug ein blutiges Ende prophezeit worden war, zuletzt dennoch eines medizinischen oder sogenannt natürlichen Todes. Bei der Leichenschau entdeckte man gegen zwanzig alte Narben von zum Theil sehr schweren Wunden, die ihm allesammt nichts gethan hatten. Einmal war ihm der Schädel so jämmerlich zerschlagen worden, daß man ihn schon verloren gab, und ließ darum seine Mutter rufen. Die erschrockene Frau fragte: wo denn die Verletzung

sey? Als man ihr antwortete: am Kopfe! sprach sie wieder aufathmend: „Gottlob, daß es keinen edeln Theil getroffen hat!"

Ein Volk, welches so derb ist in der Faust und in der Rede, wie die Holledauer, wird auch nicht gar zu weiche und feine Verse in seinen Liedern singen. Jene innigen, fein empfundenen Reimpaare, jene neckischen und doch zugleich so wehmüthigen Liebesklagen, wie sie mitunter im Volksliede des bayerischen Hochgebirges überraschen, sucht man in der Holledau wohl vergebens. Lipowsky bezeichnet die hierorts gangbaren Schnaderhüpfeln als öfters schmutzigen Gehalts, häufig voll derben Witzes und Spottes. Man hat so manche sentimentale Liebesgeschichte aus den Liedern unsers Hochgebirgs herausgehört, und in Versen und Prosa literarisch weiter gesponnen. Ich setze eine Holledauer Liebesnovelle dagegen, welche zu Wolfersdorf an einer „Marterfäule" verewigt ist; sie klingt gar nicht wie säuselndes Zitherspiel in der Sennhütte. Der starke Görgel von Wolfersdorf, ein wegen seiner Körperkraft gefürchteter Bursche, kam in einer Mainacht des Jahrs 1779 vom Besuch bei seiner Geliebten in Halsberg; da sieht er plötzlich einen ungeheuren Graben vor seinen Füßen, und daneben ein Ungethüm, welches ihm den Uebergang wehrt. Görgel prallt zurück, ermannt sich aber und setzt mit gewaltigem Sprung hinüber. Allein der Doppelaffect von Liebesrausch und Gespensterfurcht an einem Abend, das war zuviel gewesen für den starken Görgel. Als er nach Hause kam, hatte er den Verstand verloren, und fand ihn auch nicht wieder. Nun aber fühlte er sich erst recht als den starken Mann, und ließ sich gar nicht mehr halten und bannen in seiner Raserei; man wollte ihn darum nach Au transportiren in festes Gewahrsam. Unterwegs jedoch rang er mit seinen Führern und brach ihnen aus, worauf einer derselben den armen Görgel kurzweg zusammenschoß. So endete sein Liebeswahnsinn.

Ich will nun aber zeigen, wie man diese Marterfäulengeschichte in eine wirkliche historische Novelle verarbeiten kann, und greife dabei wieder zu meiner These zurück, daß die Holledau

ein von Cultur rings umgränztes Naturland sey. Unweit der äußersten Nordwestecke der Holledau liegt die Vohburg, wo Herzog Albrecht mit der schönen Agnes Bernauerin die seligsten Liebestage lebte — das ist die edle, rein menschliche Liebe am Saume der Holledau mit tragischem Hintergrund. An der äußersten Südwestecke unsers Landstrichs liegt Reichertshausen; dort haust ungefähr zur selben Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts Hr. Jakob Püterich, schwärmt für die alte Epik der ritterlichen Minne, bewahrt und rettet uns den einzigen Codex von Ulrich von Lichtensteins Frauendienst (der mit Methode verrücktesten Liebesgeschichte die je gelebt und geschrieben worden ist), setzt den Katalog seiner Bibliothek in Verse, und überschickt ihn als „Ehrenbrief" der Erzherzogin Mathilde von Oesterreich, um derselben als einer Dame sondergleichen zu huldigen, obgleich er nur durch eine andere Dame von ihren Vortrefflichkeiten gehört hat, sucht jedoch neben diesem ganz spirituellen Minnedienst auch andern schönen Frauen, vielleicht in minder spiritueller Weise, zu huldigen, worüber ihm seine Hausfrau Anna sehr derbe Worte sagt — das alles ist die Donquixoterie des versinkenden mittelalterigen Minnekults am Saume der Holledau mit komischem Vordergrund. Und nun endlich der starke Görgel in der innersten Holledau (den wir aus dem achtzehnten in's fünfzehnte Jahrhundert zurückversetzen), grimmig liebend und kämpfend, ganz naturwüchsig, ganz in Holz geschnitten, ein Recke aus der Bauernhütte mit tragikomischem Mittelgrund.

Wie diese drei Motive zu einem Ganzen zu verweben und in Handlung zu setzen seyen, das überlasse ich Andern, und gehe inzwischen zum Hopfenbau über.

Zweites Kapitel.

Holledauer Landhopfen.

1. Wirthschaftliche Resultate.

„Der Engländer in der Holledau" — unter diesem Titel wurde vor Jahren eine Posse auf dem Münchener Volkstheater gegeben, in welcher vermuthlich ein steifleinener englischer Tourist in lustigen Conflict gebracht wird mit der Derbheit und Schalkheit der Holledauer. Inzwischen sind die Engländer wirklich in die Holledau gekommen, aber nicht um über das naturwüchsige Volksthum zu staunen, sondern um Hopfen zu kaufen; ja englische Unternehmer haben sogar große Hopfengüter bei Siegenburg und Mainburg erworben, und bei letzterm Ort eine ganz neue Anstalt zum rationellsten Trocknen der Hopfen eingerichtet, welche die Neugierde und das Nachdenken der Holledauer in hohem Grade weckt. Die Leute haben also ganz recht, wenn sie dem Wanderer gern erzählen, daß man die Holledau neuerdings sogar in England kenne, nämlich auf dem englischen Hopfenmarkt; dafür kennt man sie in Deutschland um so weniger. Allein von der Fremde herüber wird man am sichersten zu Hause berühmt; Händel und Haydn gewannen ihren großen deutschen Ruhm erst von England aus, warum nicht auch der Holledauer Hopfen? Es erinnert mich jener Stolz der Holledau auf ihren englischen Markt an den Stolz, welchen ich in meiner Jugend als Nassauer empfand, da es hieß: die Engländer er-

portirten unser Holzkohleneisen zur Verfertigung ihrer solidesten Maschinentheile, und als vollends dann englische Kapitalisten selber kamen und große Eisenwerke in unserm Lande gründeten — genau wie es jetzt mit dem Holledauer Hopfen geschieht.

Der Hopfenbau dieses Landstrichs ist zwar nicht neu, denn er kann gegenwärtig sein tausendjähriges Jubiläum feiern (erste urkundliche Erwähnung zwischen 854 und 875); allein daß man die Holledau schlechthin als das „altbayerische Hopfenland" charakterisiren kann, daß der Hopfen hier die Hauptquelle des Wohlstands geworden ist, und, den bloßen Landverbrauch weit überflügelnd, auswärtigen Markt gewonnen hat, dies ist eine neue Thatsache.

Nicht bloß bei den Individuen, auch bei den Völkern und Gauen entwickelt sich fortschreitende Theilung der Arbeit. Früher ward ringsum in Oberbayern Hopfen gebaut, und auf Tobias Volkmers Karte von München sehen wir im Jahre 1613 selbst diese Stadt noch von Hopfengärten umgeben. Doch Schritt für Schritt wich der Anbau aus den minder günstigen Strichen um auf den günstigsten Strichen desto ausschließender und intensiver einzuwurzeln. So ging es anderswo mit dem Wein, so hierzuland mit dem Hopfen. Für die Holledau ist nun diese Concentration vergleichsweise erst von gestern, d. h. von 30 bis 40 Jahren her. Im Jahre 1812 soll die Holledau nur beiläufig 100 Centner Hopfen erzeugt haben, mit kaum nennenswerther Ausfuhr; 1858 dagegen schätzte man die Ernte bereits auf 13,000 Centner, welche einen Erlös von 1—1½ Mill. Gulden darstellten, und natürlich zum größten Theil außer Landes giengen. Seitdem hat aber der Anbau wie der Werth des Produkts noch fortwährend und rasch zugenommen. Die 1865er Ernte schätzte man auf 20—25,000 Centner, der Preis stieg auf 110—115 fl., ja 1866 im günstigsten Fall sogar auf 150, also im Durchschnitt wohl auf 115—120 fl., und die Gesammteinnahme wuchs über 2 Millionen Gulden hinaus.

Entsprechend gewann dann auch die Holledau eine ganz

neue Rangstelle unter den süddeutschen Hopfenländern. Auf dem Nürnberger Hopfenmarkt galt am 26. October 1865 der Spalter Hopfen 155—190 fl., der Holledauer 110—135; am 12. October 1866 Saazer 165—196, Spalter 150—190, Holledauer 145—150, badischer und württembergischer 110 bis 115 fl. Es bezeichnet einen ganz überraschenden Aufschwung, daß der alte „Landhopfen" unserer sonst so culturarmen Hügel dem weitberühmten fränkischen Gewächs so nahe rücken konnte.

Aehnlich wie man vor Zeiten edle Burgunderreben an den Rhein verpflanzte, hat man neuerdings durch Spalter und böhmische Setzlinge (Fexer) den Hopfen der Holledau veredelt, und jetzt gehen die Holledauer Setzlinge schon wieder zu gleichem Zweck in die nachrückenden Nachbarstriche.

2. Gesittungsresultate.

Ich bin hier zu einer sehr naheliegenden Parallele gekommen — des Hopfenbaues mit dem Weinbau. Und doch trifft diese Parallele nur die Form des Anbaues, sie verläßt uns so wie wir tiefer gehen, d. h. auf den Zusammenhang des erzielten Produkts mit dem Volkscharakter. Schon der Sprachgebrauch deutet auf diesen Unterschied: der Winzer „baut Wein," aber der Hopfenbauer baut kein Bier, sondern lediglich ein Ingredienz, mit welchem überall in der Welt beliebige Biere gewürzt werden können. Darum gehört der Wein voll und ganz seinem Geburtsort, er spiegelt uns die verklärte Natur seiner heimathlichen Erde, für drei Sinne erkennbar, und da die Weinbauern ihren eigenen Wein auch einigermaßen zu trinken pflegen, so strahlt die Volksart solcher gesegneten Länder auch wieder den Geist des heimischen Weines wie in einem Spiegel zurück. Das alles kann man vom Hopfen nicht behaupten. Nur die Methode seines Anbaues und der Handel, welchen er ins Land zieht, wirken umbildend auf des Volkes Art und Gesittung. Und für solchen Einfluß liefert allerdings die Holledau den schlagenden Beleg.

Der Hopfen lohnt den Anbau auch im kleinsten Maßstab.

Selbst der Holledauer Taglöhner, welcher nur eine schmale Parcelle und eine Kuh besitzt, hat doch sein Hopfengärtchen, und zu bestimmter Frist verhilft es ihm zu einem Stück baaren Geldes. Klingende Münze auf den Termin: darin liegt der verlockendste Reiz des Hopfens gerade für den kleinen Mann. In den meisten Dörfern sieht man darum sogar vor jedem Haus je eine oder zwei Hopfenpflanzen; an der einzigen Pflanze kann der Besitzer einen halben Gulden jährlich gewinnen, und in Glücksjahren einen ganzen Gulden. Der Fremde begreift den Sinn dieser einzelnen Hopfenstange nicht — sie ist vielleicht eine Sparbüchse für die Kinder des Bauern.

Oefters stößt man mitten im Wald auf einen geschützten, gegen Süden geneigten Fleck, der mit Hopfen bedeckt ist, man sieht Kirchhöfe ganz in Hopfengärten versteckt, und aus den steilsten Schluchten der zerrissenen Sandhügel, wo sonst kaum eine Ziege weidete, ragt ein Wald von Hopfenstangen. Hopfenland ist in der Regel kein malerisches Land; in der Holledau jedoch zerstören die Hopfengärten noch weit weniger die Poesie der Landschaft als in Franken, eben weil sie so häufig noch in Wald und Wiese verwebt sind, und namentlich zur Frühlingszeit mit ihrem lichten Grün gar anmuthig gegen das dunkle Tannendickicht und seinen leuchtenden Moosboden abstechen. Gerade dieses scheckige Durcheinander erzählt uns den jähen Contrast der alten und neuen Wirthschaft. Früher bezeichnete man die Holledau als Waldland mit mäßig ergiebigem Getreidebau, und jetzt ist sie von einer Handelspflanze beherrscht, welche fast jede Familie und selbst die kleinsten Leute in den Strom eines ganz neuen gesteigerten Arbeitslebens gezogen hat. Vor 160 Jahren schrieb Wening noch von der Holledau: die Luft ist gut, der Boden aber schlecht; jetzt ist dieser geringe Boden ergiebiger geworden als der beste Waizengrund.

Dieser Hopfenbau bis zur armen Hütte hinab verjüngt und hebt nun aber die Volkssittung, ganz ähnlich wie anderswo der Obstbau. Sehen wir im Gebirg eine recht prächtige Vieh-

heerde oder im Getreideland ein recht stolzes Kornfeld, so schließen wir daraus zunächst auf den Reichthum des Besitzers; denn wer nur eine Kuh oder nur ein Tagwerk Landes sein eigen nennt, der wird es niemals zu einem so schönen Stück Vieh und kaum je zu so schwer beladenen Aehren bringen, wie der reiche Mann. Beim Hopfen- oder Obstgarten aber erkennt man zunächst den persönlichen Fleiß des Eigenthümers. Eine magere Kuh ist dem Taglöhner keine Schande, dagegen trifft ihn Spott und Verachtung der Nachbarn, wenn er seinen Obstbaum verwildern läßt, oder seinen Hopfen verwahrlost. Da beobachtet und kritisirt fort und fort ein Jeder Fleiß und Geschick der Andern, das weckt den Ehrgeiz und erzeugt eine Regsamkeit, welche zuletzt das ganze sociale Leben durchdringt. In Franken und der Pfalz, wo die Raupennester und Misteln auf den Apfelbäumen seit alter Zeit die öffentliche Kritik so scharf herausforderten, sind die Leute schon längst auch in anderen Dingen weit kritischer geworden als in Altbayern. Ich durchwanderte diesen Frühsommer die Holledau. Welch wimmelndes Leben regte sich in den Hopfenfluren — man nennt sie Hopfengärten, obgleich sie jetzt offene Felder sind, aber vor Alters waren sie als Gärten umzäunt, und die Arbeit ist mehr denn je Gartenarbeit —; da ward der Boden gehäufelt, gesäubert, die Reben aufgebunden, und selbst mich Fremden und Laien reizte es beständig die außerordentliche Verschiedenheit im Behandeln der einzelnen Parcellen zu beobachten und zu kritisiren. Ich rieth auf den Mann aus seinem Hopfengarten. Und nun gar die Einheimischen! Ueberall redeten sie vom Hopfen, er bildete den Anfang fast jedes Gesprächs, wie sonst in der Welt das Wetter: man prüfte, lobte, tadelte, verhieß guten oder schlechten Erfolg, kurzum es wurde über ein Ding gesprochen, von welchem man sonst in bayerischen Dorfwirthshäusern äußerst selten reden hört — über die Arbeit. Da muß dann freilich die alte Holledau mit ihrer Naivetät, ihren Roßdiebstählen, ihren weitberühmten Flüchen und Derbheiten rasch ins Sagen- und Fabelbuch zurücksinken.

Und hierzu kommt noch etwas anderes. Der Hopfen macht nicht bloß kritisch, er ist auch für sich selbst schon kritisch genug. Nicht nur daß er großen Eigensinn in guten und schlechten Jahrgängen zeigt, er gedeiht auch nicht lange in gleicher und wachsender Güte auf demselben Boden. Die Hopfengärten müssen dann entweder verlegt oder durch künstliche Düngung dauernd ausgiebig behauptet werden. Das heißt der Hopfen drängt nicht nur unerbittlich und rasch zum individuellen Fleiß, sondern auch zum rationellen Landbau. Hiermit öffnet sich die Fernsicht auf eine neue Epoche, vielleicht auf eine Katastrophe. Es wird über kurz oder lang ein Wettkampf der großen Unternehmer mit den kleinen Bauern beginnen, es werden fremde Capitalisten in's Land gezogen werden, und nicht bloß Engländer, und die Holledau wird wegen des jungen Ruhms ihrer Hopfenmärkte leichter sich bequemen gute Nachbarschaft mit eingewanderten Landwirthen zu halten, als dieses sonst dem so spröden altbayerischen Bauern zusagt. Merkwürdig genug, daß ein solcher Prozeß gerade bei dem so abgeschlossenen, unwegsamen, von städtischer Cultur bloß umgränzten Winkel zuerst durchbrechen muß.

Vordem waren es zwei Dinge, welche das Gemüth und die Beine des Holledauers in Bewegung setzten: die Jahrmärkte und die Wallfahrten; denn wer nicht des Jahres wenigstens zweimal wallfahrten geht, ist kein ächter Holledauer. Die Würze jener Märkte bestand aber häufig mehr im Raufen, als im Kaufen, und ob bei den Wallfahrten die Erbauung immer Hauptsache war, mag dahingestellt seyn. Wer darum die ganze Holledau gleichsam auf einen Fleck versammelt und im leuchtenden Festkleid sehen wollte, der besuchte den „Alberganer Markt" in St. Alban — einem Orte, der wesentlich nur aus Kirche und Wirthshaus besteht, und wo in der Kreuzwoche Wallfahrt und Markt ergänzend in eines fallen.

Jetzt aber hört man häufig schon ein anderes Wort. Man sagt: wer die Holledau im wahren Festglanze sehen will, der gehe im Herbste durchs Land, wann der Hopfen verkauft und

der überschüssige Erlös verjubelt wird. Dann öffnet die vordem so abgeschlossene Holledau ihre Thore: die Holledauer kommen zwar noch immer wenig in die Welt, aber die Welt kommt zu dieser frohen Herbstzeit in die Holledau, zunächst in der Gestalt von Hopfenhändlern, und da der Hopfen vielmehr im einzelnen aufgekauft, als auf größeren Schrannen verhandelt wird, so gibt das ein Drängen und Treiben durch's ganze Land, und die Bauern selber machen sich auf die Beine, und es beginnt ein gegenseitiges Besuchen; denn man will doch sehen, was Freunde und Bekannte für Geschäfte gemacht haben, und will mit ihnen vergnügt seyn. Das ist ein Bild aus der neuen Holledau, nicht aus der alten Hallertawe.

Am schärfsten aber zeichnet folgende Thatsache den Umschlag. Früher wollte kein Holledauer in der Holledau wohnen, und dem Fremden erging es hier, wie in so vielen rauhen oder armen volksthümlich benannten Gegenden: wenn er im Lande nach der Holledau fragte, so ward er vom Pontius zum Pilatus gewiesen, von einem Thal zum andern, und die Holledau war nirgends zu finden. Seit aber der Holledauer Hopfen cursfähig auf der Börse geworden ist, fragt man nicht mehr vergebens nach der Holledau. Im Gegentheil, Orte, welche entschieden niemals hierher gehörten, wollen jetzt auch in der Holledau liegen; sie wächst mit ihren Hopfenpreisen. Und hier wiederhole ich einen im Eingange bereits angedeuteten Gedanken, den man jetzt erst ganz verstehen wird: mit den politischen Privilegien und dem bürgerlichen Gedeihen ihrer Marktflecken tritt der Name der Holledau zuerst an's Licht der Geschichte; mit der originalen wirthschaftlichen Productionskraft, welche jetzt erst aus dem Boden sprosset, blüht er wieder auf. Es gibt ein Holledauer Lied, aus den vierziger Jahren, welches, Arndts „Deutsches Vaterland" nachahmend, die Holledau erfragt mit dem steten Rundreim: „O nein, nein, nein! die Holledau muß größer seyn!" Die Schlußstrophe kommt aber dann auch zu keiner irgend genügenden Antwort, zu keiner klaren Gebietsabgränzung. Heute kann man

sie geben: man braucht nur die „Hopfengränze“ in Reime zu setzen. Dann gewinnen wir die wahre „Groß-Holledau,“ entsprechend dem wahren Groß-Deutschland „so weit die deutsche Zunge klingt,“ nur leider mit dem Unterschied, daß jene Hopfengränze erobernd vorrückt, indeß wir uns Deutschlands politische, wie Deutschlands Volks- und Sprachgränze so ganz unter der Hand immer weiter zurückdrängen lassen.

Es wäre leicht allerlei gegenwärtig besonders gern gehörte Moral an den Bericht vom wirthschaftlichen Aufschwung der Holledau zu knüpfen; allein ich habe nicht moralisirt als ich vom alten Galgenhumor und der Poesie der Grobheit sprach, also moralisire ich auch nicht über die löbliche neue Hopfenprosa. Ich wollte bloß gegenständlich erzählen, was ich auf zweierlei Spaziergängen ganz unbefangen wahrnahm: auf einem Gange durch die abgelegenen Ortschaften und die einsamen wenig gekannten Tannen- und Hopfendickichte des Landes, und dann auf einem Gange durch die kaum minder abgelegene und unbekannte Specialliteratur der Holledau — auch eine Art Waldeinsamkeit — welche aber nicht minder lustig und erfrischend zu durchwandern ist als die wirklichen Thäler und Hügel.

VII.

Das Gerauer Land und seine Kaiserstätten.

(1866.)

Erstes Kapitel.

Geographie im Volksmunde.

Als ich in den Märztagen dieses Jahrs meinen gelehrten Münchener Freunden sagte, ich wolle einen Gang durch's „Gerauer Land" machen, fragten mich Alle, wo denn das Gerauer Land liege? Eben weil sie Gelehrte sind, wußten sie's nicht; denn jener Name lebt nur im Volksmunde. Als ich aber in's Gerauer Land gekommen war, wunderten sich dort andererseits die ungelehrten Leute, daß ich eine ganze Eisenbahntagereise weit gefahren sey lediglich um einmal durch's Gerauer Land zu gehen. Denn nur gelehrte Interessen können wohl den Reisenden von fernher in dieses Ländchen locken, welches ein reines Bauernland ist, und wo doch seit Jahrhunderten fast jede Scholle von den Geschichtsforschern durchpflügt wurde.

Ohne Jemanden nahe zu treten, setze ich nun auch bei den meisten meiner Leser voraus, daß sie nicht wissen, wo das Gerauer Land liegt, ausgenommen sie müßten geborene Hessen-Darmstädter seyn.

Und doch war dieses Ländchen zum öftern der politische Mittelpunkt des deutschen Reichs, die enge Schaubühne auf welcher entscheidende Scenen unserer alten Geschichte spielten. Im Gerauer Lande begann Ludwig der Fromme jenen Kampf mit seinen drei ältern Söhnen der zunächst auf das Lügenfeld bei Colmar führte, im Gerauer Land wurde Karl der Dicke ab-

gesetzt und Ludwig das Kind stellenweise erzogen; in den Uferauen dieses Ländchens wurde aber auch Konrad II. zum deutschen König gewählt an einem politisch und poetisch gleich hohen Tage, und in der alten Kaiserpfalz des Landes waren die Großen des Reichs versammelt als sie Heinrich IV. den Entschluß zum verhängnißvollen Zuge nach Canossa abrangen.

Nunmehr wissen freilich alle meine Leser, daß ich auf Tribur und Kamba ziele, und also auch, wo das Gerauer Land liegt, und bloß der Name war ihnen fremd. Er gehört in jene noch ungeschriebene Geographie des Volksmundes, wo die Filder zu suchen sind und die Holledau, das blaue Ländchen, der Hickengrund, der Hüttenberg, der Einrich und hundert andere deutsche Landschaften, deren Gränzen das officielle Gebiet unserer alten und neuen Staaten so lustig durchkreuzen, als sey die Karte von Deutschland dem Volke zu allen Zeiten noch lange nicht bunt genug gewesen.

Uebrigens erlischt der Name des Gerauer Landes, wie mir scheint, allmählich auch beim Volke. In Frankfurt zwar kennen ihn die Hausfrauen noch durch die „Gerauer Bauern," welche ihnen die besten Kohlköpfe zum Sauerkraut bringen, und in Mainz und Wiesbaden war vor der Anlage der Mainz-Darmstädter Eisenbahn das Gerauer Land vielgenannt als eine besondere Domäne der Frachtfuhrleute, welche auf der alten Gerauer Straße noch immer erfolgreich mit der Taunus- und Main-Neckarbahn concurrirten. Und endlich wenn Einer ein recht böses Gesicht macht, so sagt man in dortiger Gegend: man meint der habe die Pfalz vergiftet, und wolle auch noch an's Gerauer Land.

Bei diesen drei Dingen also, beim Sauerkraut, den Fuhrleuten und den bösen Gesichtern, blieb der Name des Gerauer Landes bis heute gangbar. Den Topographen des achtzehnten Jahrhunderts hingegen galt er noch als allgemein geläufig, und steht auch auf ältern Karten. Es ist kein Fortschritt daß unsere heutigen Kartenzeichner solche volksthümliche Gebietsnamen vornehm ignoriren. Die Länder des Volksmundes gehören auch

zur „politischen Geographie," und haben oft einen weit tiefer begründeten und dauernden Bestand als gar manches Staatsgebiet.

Jene alten Autoren, welche des Gerauer Landes gedenken, kommen freilich in einige Verlegenheit über den Umfang desselben; denn die Gebiete der Geographie des Volksmundes haben dehnsame Gränzen. Diese Dehnbarkeit benütze ich nun auch, und untersuche nicht lange was man alles mit Recht oder Unrecht zum Gerauer Lande gerechnet hat, sondern bezeichne kurzweg das südliche Mündungsdreieck des Mains, d. h. die Niederung des rechten Rheinufers zwischen Darmstadt und Mainz, oder die nordwestliche Ecke der alten Obergrafschaft Katzenelnbogen, als das Gerauer Land.

Genauere Kenner werden mich sofort einer kleinen Annectirung bezüchtigen, indem ich etliche kurmainzische und isenburgische Gebietstheile ganz unterhand mit herüber nehme. Allein da Isenburg und Kurmainz selber schon längst annectirt sind, so besorge ich wenigstens nicht, daß es mir ergehe wie dem alten Dilich, der im Jahr 1605 die wetterauischen Grafen in großen Schrecken versetzt hat, weil er in seiner hessischen Chronik nebenbei auch die Wetterau beschrieb. Die Grafen fürchteten nämlich allen Ernstes hessisch gemacht zu werden, wenn es ein Scribent so ungestraft wagen dürfe sie im Buche mit Hessen unter ein Titelblatt zu stecken.

Ich bin jedoch mit dem Namen des Gerauer Landes noch nicht fertig; denn solche Volksalterthümer reizen zum Nachdenken. Als das benachbarte Darmstadt noch ein Dorf war, residirten die vormaligen Landesherren, die Grafen von Katzenelnbogen, auf Schloß Dornberg bei Großgerau. Es sind nun bald vierhundert Jahre her seit jene mächtigen Grafen ausgestorben sind, und fünfhundert Jahre seit Gerau nicht mehr der Landesmittelpunkt ist: dennoch hat das Volk wenigstens in dem Namen des Gerauer Landes eine Erinnerung an seine mittelalterige Vergangenheit bewahrt. Nicht darum weil es sich etwa nach den

Dynasten von Katzenelnbogen zurücksehnte — die sind verschollen und vergessen — oder weil im Mittelalter üppiger Wohlstand, reicheres Gedeihen hier geblüht hätte: das Gerauer Land ist heute wohl gleichförmig wohlhabender als in irgendeiner früheren Zeit, und die wehmüthig rückwärts deutende Poesie der Verarmung und des Verfalles fehlt ihm gänzlich. Der Grund sitzt tiefer, und ich glaube ihn darin zu finden, daß das südliche Mündungsdreieck des Mains in jenen Tagen, wo Großgerau dessen politischen Mittelpunkt bildete, noch weltbekannt und weltoffen dalag, von zwei Hauptadern des großen südwestdeutschen Verkehrs durchzogen, ausgezeichnet nicht bloß durch sein inneres privates Gedeihen, sondern auch nach außen durch seine kriegs- und verkehrswichtige Lage. Es geht bei den Ländern wie bei den Individuen: nicht was wir für uns selber sind, schafft uns einen dauernden Namen, sondern was wir für Andere bedeuten.

Versunkene Kleinstaaten sind gegenwärtig ein zeitgemäßer Gegenstand. Darum füge ich in dieser Richtung noch eine weitere Notiz hinzu. Das Gerauer Land bildete, wie bemerkt, einen Theil der obern Grafschaft Katzenelnbogen, und wohl „zur Schonung berechtigter Eigenthümlichkeiten" blieb dieser Name als Provinzialname auch unter hessischer Herrschaft bis in den Anfang unsers Jahrhunderts. Im Volksmund ist er jetzt nahezu erloschen, nur bei einem einzigen Anlaß hat er sich dennoch behauptet: beim Heirathen. Der ächte Gerauer will, daß die Vermögensfrage in den Ehepacten geordnet werde „nach katzenelnbogischen Rechten," und sieht darauf, daß dieser Ausdruck in der Urkunde stehe. Die katzenelnbogischen Länder sind eine besondere Fundgrube für Rechtsalterthümer (wie schon Jakob Grimm gezeigt hat), und die rechtsgeschichtlichen Denkmale bilden überhaupt wohl das merkwürdigste was unsere Zeit an der alten Grafschaft finden mag. So ist es auch eine Rechtsfrage bei welcher das Volk allein noch den Namen des längst untergegangenen Staatsgebiets im Munde führt, und zwar eine Rechtsfrage,

welche das Volksleben da berührt, wo es immer das treueste Gedächtniß zeigt, in der Familie.

Wenn übrigens der Name des „Gerauer Landes“ allmählig zu verschwinden droht, so verzichtet das Volk doch keineswegs darauf die Gegend besonders zu benennen, und hält wenigstens die abgeschlossene geographische Selbständigkeit seiner kleinen Heimath als nothwendig aufrecht. Der Deutsche ist überall ein geborener Particularist, und mehr als irgendwo ist in Deutschland der Particularismus der Vater des nationalen Bewußtseyns. So nennen dann die Gerauer ihr Ländchen jetzt mehrentheils „das Ried,“ d. h. sie gehen vom historischen Motiv des Namens zum geographischen über.*) Allein auch diese Bezeichnung ist sehr alt, und der treffliche Wenck wollte sie vor Zeiten daher ableiten, daß in der Gegend „so viele Riedgräser wachsen.“ Das ist als ob einer sagte: der Wald heiße Wald, weil so viele Waldbäume darin stehen.

Wie aber „Gerau“ auf die alte Staatsgeschichte zurückweist, so das „Ried“ auf die räthselhafte Geschichte der jüngsten Bodenbildung. Es ist der eigenthümlichste Reiz dieser Gegend, daß man überall zwischen Räthseln wandelt, überall auf schwankenden Boden tritt, und daß die historische, wie die physische Topographie hier mit einer Reihe der merkwürdigsten Thatsachen und Forschungen beginnt, um hinterdrein mit großen Fragezeichen zu schließen. Diesen Räthselpfad schlage ich nun ein, nicht um die Räthsel zu lösen, sondern nur um dem Leser anzudeuten was alles hinter einer so langweiligen Fläche von Tannenwäldern, Wiesen und Kartoffeläckern, wie das Gerauer Land, verborgen liegen kann.

*) Seit dieser Aufsatz geschrieben wurde, entstand nun auch eine „Riedbahn,“ und dieser amtliche Eisenbahn-Name wird den Namen des „Gerauer Landes“ vollends verdrängen helfen.

Zweites Kapitel.

Tribur.

Suchen wir zuerst den Weg nach Tribur, welches man neuerdings Trebur schreibt. Wir kennen den Ort schon von den Schulbänken her, und haben uns vielleicht schon oft gefragt: wie denn nur eine ganze Reihe von Königen und Kaisern dazu gekommen sey in diesem abseits gelegenen Dorfe zu residiren, mitten im reizlosen Flachlande, während nur wenige Stunden entfernt das Rhein- und Mainthal so viel schönere Land und Strom beherrschende Punkte in Fülle darbot, von der Natur vorbestimmt zu Königssitzen, indeß doch nur die Laune Tribur zu zu einem solchen erwählt zu haben scheint.

Dies ist das oft besprochene Räthsel der Lage von Tribur, wozu sich dann noch das Räthsel seines Namens und das Räthsel seines Verfalles gesellt.

Den Schlüssel zur örtlichen Bedeutung Triburs finden wir aber zunächst auf einem Fußmarsch durch's Land; das bloße Betrachten der Landkarte reicht hier nicht aus, man muß die Karte auch „abgehen."

Es ist überall nicht gleichgültig von welcher Seite wir einen Menschen zuerst kennen lernen, oder durch welches Thor wir in eine Stadt einziehen. So darf man nicht von der nächsten Eisenbahnstation (Nauheim) nach Tribur gehen, wo man von hinten ins' Dorf kommt, sondern man wähle den Weg von Gerau herüber, wo wir dem Dorfe von vor'n in's Gesicht sehen.

Schon die Wege um Tribur sind charakteristisch: Tribur liegt nur an Nebenwegen. In Hessen-Darmstadt, dem Lande des Chausseen-Luxus, will das etwas sagen, wenn das starkbevölkerte, vielleicht reichste Dorf eines Kreises mit der nahen Kreishauptstadt nur durch einen krummen Feldweg verbunden ist. Tribur ist nicht verarmt, aber in sich zurückgezogen, und in den denkwürdigen Tagen seiner Königspfalz beschrieb der Verkehr hier ganz andere Bahnen.

Da es eben geregnet hat, so kommen wir nur langsam voran auf dem lehmigen Feldweg: ein solcher Weg, auf welchem man leichter stecken bleibt als vorwärts kommt, eignet sich vortrefflich um kritischen Gedanken über Lage, Namen und Verfall von Tribur nachzuhängen. Rechter Hand, nur wenig seitab, begleiten uns Gruppen von Weiden, Erlen und Pappeln. Diese Bäume zeichnen einen von Südost nach Nordwest fortlaufenden Wiesenstreif mitten im Ackerlande, von einer kleinen, trägen Wasserrinne (Schwarzbach) befeuchtet. Ueber den Wiesen ruht ein Geheimniß. Ließ doch die historische Phantasie, die rechte Patronin des Gerauer Landes, sogar den nachmaligen Kaiser Julian auf Schiffen mit 800 Mann diesen Wiesgrund hinauffahren, als er im Jahr 357 gegen die Allemannen zog!*) Heutzutage rudert höchstens ein Geschwader von Gänsen statt eines Schiffsgeschwaders den Bach hinauf. Es soll aber in alter Zeit der Neckar nicht bei Mannheim in den Rhein gemündet haben, sondern anderthalb Stunden über Mainz, zwischen Tribur und Ginsheim, und jener Wiesgrund, der sich in der That als ein zusammenhängender Streif feuchten und moorigen Landes von Tribur bis gegen Ladenburg zieht, wäre dann das alte Neckarbett. Dazu soll sich aber auch der Main in seinem untersten Laufe südwärts gegen jenen alten Neckar abgebogen haben, also, daß der Main unterhalb Tribur in den Neckar und beide vereint zum Rhein geströmt wären. Das gäbe freilich der Gegend

*) Auf Grund, aber genauer betrachtet, trotz der Stelle bei Ammianus Marcellinus XVII, 1.

ein ganz anderes Gesicht, ja überhaupt erst festen Charakter, und Tribur beherrschte dann auf einer Landspitze, einem kleinen Vorgebirge, den Zusammenfluß der drei Gewässer, es wäre kein zufällig mitten aus dem Flachland aufsteigendes Dorf sondern ein geographischer und strategischer Hauptpunkt: das Rhein-Main-Neckar-Koblenz.

Allein leider ist's nur zu gewiß, daß in der Karolingerzeit, als Tribur obenauf kam, der Neckar nicht mehr unter seinen Mauern vorbeifloß, und der Main bereits bei Mainz mündete. Dennoch erklären uns jene verlandeten und versumpften Wasserlinien die bedeutsame Lage des alten Tribur. Auch das Volk hat die veränderten und doch niemals ganz trocken gelegten ehemaligen Flußbette immer als eine rechte Landesmerkwürdigkeit aufgefaßt, ja es scheint, daß die Volkssage hier zuerst zur historischen, dann zur naturwissenschaftlichen Untersuchung jener alten Wasserlinie geführt habe.

Denn die Chronisten Sauer und Winkelmann, welche des Problems zuerst gedacht, berichten uns augenfällig nur was sie aus dem Volksmunde gehört hatten. Die Sage legt die Veränderung des alten Flußlaufs in eine möglichst neue Zeit. Natürlich. Das Alter einer Stadt, einer Kirche oder Burg wird vom Volke fast immer recht hoch hinaufgetrieben; denn je älter ein solches Denkmal, um so vornehmer und merkwürdiger wird es, und der patriotische Geist der Sage trachtet die Ortsmerkwürdigkeiten immer auf's äußerste merkwürdig zu machen. Hier aber lag das Ding umgekehrt. Je neuer die gewaltige Veränderung zweier Flußlinien, um so unerhörter war sie; wenn nur vorsündfluthliche Fischeidechsen auf dem Neckar durch's Gerauer Land zum Main geschwommen sind, so rührt uns das wenig; aber wenn die Kinder unserer eigenen Vorfahren vor hundert oder zweihundert Jahren in der Geographiestunde gelernt hätten, daß der Neckar den Main aufnehme und mit diesem bei Gmsheim in den Rhein fließe, das wäre doch staunenswerth.

So soll denn auch nach einer Tradition wie sie Abraham

Sauer am Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts aufzeichnete, erst König Ruprecht von der Pfalz (im Anfang des fünfzehnten) den Neckar in seine heutige Mündung bei Mannheim abgeleitet haben. (Aehnlich wie erst Karl der Große die Berge bei Bingen von gefangenen Sachsen hat auseinander reißen lassen, daß der Rhein durchfließen konnte. Gezwungene Arbeit taugt aber alleweil nicht viel, darum machten sie ihr Tagewerk nicht sauber fertig, und ließen die Felsbänke des Binger Loches stehen.) Als aber die historischen Forscher späterhin nach sicheren Zeugnissen suchten, schob sich der Termin des veränderten Neckarlaufs immer höher hinauf; man mußte den König Ruprecht, ja man mußte das ganze Mittelalter preisgeben, und blieb zuletzt über tausend Jahre früher, beim Kaiser Valentinian stehen. Allein auch Valentinian als Flußcorrector des Neckarlaufs steht und fällt mit einer einzigen zweifelhaft ausgelegten Stelle des Ammianus Marcellinus (XXVIII), und so werden die Geschichtsforscher die Frage des alten Neckars wohl an die Naturforscher abtreten müssen, und diese geben wiederum ein paar Jahrtausende mehr zu, und sagen: noch in der Periode der gegenwärtigen Erdbildung vereinigte sich ein Neckar- und ein Mainarm unter Tribur.

Dies ist uns nun aber gerade genug; denn jene alten Rinnsale waren durch das ganze Mittelalter noch ein wasserreicher, sumpfiger Ueberschwemmungsboden, der erst durch den sogenannten „Landgraben" im sechzehnten Jahrhundert trocken gelegt wurde, sie deckten Tribur von zwei Seiten, und geben der Lage der Königspfalz auch heute noch eine ganz besondere geographische Signatur.

Dazu kommt aber ferner, daß Tribur in alter Zeit von zwei Hauptstraßen berührt wurde — von Straßen, welche sogar älter sind als das Palatium. Die eine zog von der Rheinfurt bei Oppenheim, die andere von der Rheinfähre bei Mainz herüber. Diese Fähre, ein Reichslehen, befand sich zur Zeit der fränkischen Könige jedoch nicht da, wo jetzt die Schiffbrücke steht, (nördlich der Mainmündung), sondern bei Weißenau oberhalb Mainz,

südlich vom Main, und zielte also auch auf das linke Mainufer. Der ganze große Verkehr zwischen Mainz und Frankfurt, welcher später über Hochheim und Höchst sich bewegte, gieng im früheren Mittelalter über Königsstädten unweit Tribur, und die breite Landzunge von Tribur bildete also den Knotenpunkt der zwei wichtigsten Rheinübergänge hiesiger Gegend; in diesem Dreieck kreuzten sich die Hauptstraßen, welche aus den aufblühenden nahen Rheinstädten in's Mainland hinaufführten.

Wie hat sich das alles geändert! Nur zwei Namen zeigen uns noch die verwischte Spur jener alten Straßen, die „Hosterstraße" bei Tribur und die sogenannte „Aschaffenburger Straße," gut zwei Stunden nordostwärts im Haßlocher Wald. Aschaffenburg liegt doch fern genug, und die Wege nach dieser Stadt ziehen längst ganz andere Linien: dennoch lebt der Name heute noch im Volksmunde, wie Dr. Friedrich Scharff in seiner trefflichen Monographie über „die Straßen der Frankenfurt" bezeugt.

Als Goethe im Mai 1793 von Frankfurt zum Belagerungsheere nach Mainz reiste, konnte er natürlich die allbekannte Straße auf dem rechten Mainufer nicht behaupten, sondern er wandte sich halbwegs auf's linke, kreuzte jenen „Aschaffenburger" Weg, und ging bei Ginsheim, also nahe der alten fränkischen Reichsfähre, über den Rhein. Diesen Weg nennt er einen neuen im Gegensatz zu der „alten freien" Straße, auf dem rechten Mainufer. Allein er gerieth in der That auf den uralten Weg. Goethe, als Frankfurter Kind, hätte schon durch den Namen des „Bischofswegs" im Frankfurter Wald daran erinnert werden können, daß früher die Mainzer Bischöfe jene verschollene Straße des linken Mainufers einschlugen und Frankfurt links liegen ließen, wenn sie von Mainz nach Aschaffenburg ritten. Allein Geschichtsstudien über alte Straßennamen lagen den meisten Zeitgenossen Goethe's noch viel weiter links als Frankfurt den Mainzer Bischöfen.

Da man nun im heutigen Tribur, wo so viel zu suchen

und so wenig zu finden ist, auch nicht einen Stein mehr sieht, den selbst die Einbildungskraft Jonathan Oldbucks für ein Ueberbleibsel des alten Tribur halten könnte, so lassen wir unser Auge noch etwas über die Landschaft schweifen. Im Bilde der heiteren Gegend spiegeln sich uns zunächst allerlei heitere Hypothesen über den Namen „Tribur", und hier, wie überall im Gerauer Land, werden wir sofort gar anmuthig ins Blaue und Weite geführt.

Drei Bergzüge schließen fernab den Horizont von Tribur: Odenwald, Taunus und Donnersberg; also sagt man Tribur ist Dreiberg, oder wer ein besonderer Liebhaber des Keltischen ist: es bedeute die heilige Dreizahl der Kelten, bezogen auf jene drei Berge als Götterſitze. Drei Flüsse verbinden sich unter Triburs Mauern, und wo drei Flüsse sind, da können auch drei Furten seyn, also ist Tribur Dreifurt. Ueberall geht die Rechnung bei Tribur in Drei auf, und sogar der große Reichsforst, welcher Tribur gen Nordost den Rücken deckte, heißt der Drei-Eich. Drei Burgen setzt die Sage nach Tribur, drei Kirchen sollen dort gestanden haben, und obgleich nur noch eine übrig ist, so hängt darin doch eine Tafel, welche in Versen besagt, daß Tribur in drei Sprachen (deutsch, latein und griechisch) gleicherweise die Dreistadt bedeute. Drei Orte dominirten der Reihe nach im Gerauer Land: Tribur, Gerau und Darmstadt; sie folgen sich wie die drei Tempora Plusquamperfectum, Perfectum und Präsens (oder ist Hessen-Darmstadt seit dem neuesten Krieg richtiger ein „Imperfectum?"), und entsprechen den drei Perioden der Landesgeschichte: fränkisches Königsland, mittelalterige Grafschaft der Katzenellenboger, moderne Landeshoheit Hessens. Der politische Schwerpunkt schob sich dabei von West nach Ost, im Gerauer Lande wie in Deutschland. Drei geologische Systeme charakterisiren das Gerauer Land, aber in umgekehrter Altersfolge von Osten nach Westen. Und endlich gibt es drei alte Tribur: am Rhein, in Westfalen (jetzt Drewer) und in Thüringen (Treiber an der Ilm). Es steckt ein eigener neckischer

Dämon in diesem Tribur; da der Name sich niemals verändert hat (er heißt immer Triburis, Tribura, Triburia ꝛc.), so kann man eben alles mögliche daraus machen, ohne daß Einem die vergleichende Urkundenforschung auf die Finger klopft.

Nun ist Tribur dem deutschen Geschichtsfreund bekanntlich ein gar trauriger Ort, fast nur durch nationales Elend, Jämmerlichkeit und Unglück berühmt. Allein die tragischen Schatten, welche in unsern Gedanken über dieser Stätte lagern, contrastiren auf's schneidendste mit dem jetzigen Dorf und seiner Umgebung: da ist alles nüchtern, hell, freundlich, behäbig; breite Straßen, sauber getünchte Häuser, keine Spur des Alterthums, wohl aber schon der unvermeidliche Dampfschlot am Ausgang des Dorfes. Der hochgelegene ummauerte Kirchhof mit der Kirche soll die Stätte des alten Palatiums gewesen seyn, es ist ein friedlicher, gutgepflegter Kirchhof wie hundert andere, mit einer Zopfkirche wie Tausende.

Derselbe Gegensatz herrscht aber auch zwischen dem, was uns die Geschichte und was uns die örtliche Sage von Tribur erzählt. In jedem Zug strafen sich hier Geschichte und Sage Lügen. Tribur soll, wie die Bauern heute noch wissen, vor Zeiten eine große Stadt gewesen seyn, die „Hauptstadt des Landes," zwei Meilen im Umfang, das zweite Rom genannt. Es ist aber immer nur ein Dorf gewesen mit einer Pfalz und einem königlichen Hofgut. Aus Neid sollen die Römer nach einer alten Tradition Tribur zerstört und die ehemalige Herrlichkeit dem Boden gleichgemacht haben, während umgekehrt Triburs Daseyn seit dem zwölften Jahrhundert ein äußerst friedliches gewesen, und die Königsburg wahrscheinlich nach und nach in sich zerfallen ist. Trotz der glänzenden Hochzeit, welche Heinrich IV. mit der italienischen Bertha in ihren Mauern feierte, war sie wohl räumlich klein und unbedeutend, wie fast alle derartigen Gebäude vor der Hohenstaufen-Zeit, und bei der Armuth der Gegend an Bruchsteinen erklärt sich's, daß die Ueberreste bis auf die letzte Spur verschwunden sind. Nur der historische Ruhm

des Namens hat sich dem Volk in dem Bilde der großen Hauptstadt verkörpert erhalten — von den düster ernsten Ereignissen, welche den kleinen Ort berühmt machten, und die gar manchen Stoff zur sagenhaften poetischen Umbildung in sich schlössen, weiß es nichts mehr. Ueberhaupt hat das deutsche Volk so außerordentlich viele kleine Geschichten, engste Localgeschichten, treu im Gedächtniß behalten und sagenhaft fortgebildet: von der großen Reichsgeschichte blieb ihm vergleichsweise gar wenig sitzen.

Man hat häufig gefragt: warum sich so viele Könige so oft in dem unheimlichen Tribur aufhielten, da doch die benachbarten Pfalzen von Nierstein oder Frankfurt weit einladender gelegen waren. Zu den mancherlei guten Gründen, welche Andere für Tribur vorbrachten, will ich noch einen Gesichtspunkt fügen, der mir eben in dem Umstand gegeben scheint, daß diese Pfalz fast nur durch große Unglückstage berühmt geworden ist.

Tribur war eine militärische Position. Ein Blick auf die Karte des alten fränkischen Reichs aber zeigt, daß es damals keine Position gegen einen äußern, sondern nur gegen einen innern Feind seyn konnte; es beherrschte den Ober- und Niederrheingau, die Rhein- und Mainlinie, und wer sich hier behauptete, der hatte festen Fuß mitten im Frankenland. Darum war Tribur zur Zeit der Karolinger und der Salier so recht die Pfalz des Bürgerkriegs, der Sammelpunkt der Verschwörer und Empörer und aber auch die Citadelle zur Bewältigung des Aufstands. Vergnügens halber ist wohl selten ein König nach Tribur gezogen; wie überhaupt bei dem steten Wanderleben unserer alten Könige und Kaiser, so entschied auch hier das politisch-militärische Bedürfniß des Augenblicks zumeist für die Wahl des Aufenthalts. War Friede im Innern, wandte sich eine thatkräftige Politik des Herrschers nach Außen, dann brauchte er Tribur nicht. Darum ist Tribur nur durch schwache oder unglückliche Fürsten weltbekannt geworden; starke und glückliche Fürsten sind zwar auch zeitweilig dort gewesen, haben aber wenig

Entscheidendes dort gethan; die guten oder gleichgültigen Triburer Reichstage gehören der speciellen Reichsgeschichte, die schlechten und traurigen der Weltgeschichte.

Hierfür ein paar genauere Belege. Von Karl dem Großen vermuthet man bloß, daß er nach Tribur gekommen sey; um so mehr war Ludwig der Fromme dort zu Hause. Gleich beim Beginn der Kämpfe dieses Kaisers mit seinen Söhnen (832) zeigt sich Tribur als militärische Position. Der jüngere Ludwig lagert bei Lampertheim (Worms gegenüber); der Vater, vorher in Mainz, geht nun auch seinerseits über den Rhein und besetzt Tribur; als nun der aufrührerische Sohn sah — so erzählen die Annalen von St. Bertin — daß sein Vater mit einer so großen Anzahl von Getreuen den Rhein überschritten habe, und auch der gehoffte Abfall im väterlichen Heere nicht eintrat, ergibt er sich. Bei der zweiten Empörung desselben Sohnes (839) sammelt Ludwig abermals sein Heer bei Tribur. Und als dieser Sohn (Ludwig der Deutsche) zum Regiment gekommen war, führte ihn die Nemesis zu drei Reichstagen nach Tribur, auf welchen der Streit verglichen werden sollte, den nun seine Söhne wiederum mit ihm angefangen hatten. — Karl der Dicke wird in Tribur abgesetzt (887). Allein Karl selbst war nicht in Tribur, als er „aus einem Kaiser ein Bettelmann wurde," wie sich Regino ausdrückt. Seine Gegner vielmehr hatten diesen Schlüssel des Landes in Händen, und Karls Absetzung war bereits beschlossen, während er sich auf dem Wege von Frankfurt herüber befand, und nur noch gerade früh genug nach Tribur kam, um seine Schmach vollendet zu sehen. Dieser Tag von Tribur brachte dem Kaiser Arnulf die Krone. Arnulf war kein schwacher Fürst und brauchte nicht bei Tribur zu kämpfen; er berief statt der Soldaten die Geistlichen dorthin zu einer Kirchenversammlung, und als er im Jahr 893 einen dunkeln Reichstag daselbst gehalten hatte (dunkel, weil wir nichts Weiteres von ihm wissen), ging er ins Kloster Fulda, um zu beten. Das wäre auch am Ort gewesen vor und nach so manchen andern Triburer

Reichstagen, die uns noch dunkler erscheinen, weil wir etwas von ihnen wissen.

Ludwig das Kind wohnte besonders häufig in Tribur; je elender es ums Reich stand, um so gesuchter war diese Pfalz, sowie ein günstigerer Stern aufgeht, tritt sie in den Hintergrund. Konrad I. ist noch oft dort gewesen, Heinrich I. gar nicht, die drei Ottonen, Heinrich II., Konrad III. und Heinrich III. manchmal, allein entscheidende Ereignisse für das Reich knüpfen sich im ganzen zehnten Jahrhundert nicht an Triburs Namen. Die kräftige äußere Politik wandte sich nach andern Himmelsgegenden, und der innere Zwist entbrannte zwischen andern Stämmen.

Erst unter Heinrich IV. wird das wieder anders. Schon mit der Erwählung dieses Unglücksmannes, da er noch Kind war, und mit seiner vormundschaftlichen Regierung tritt die Unglückspfalz sofort wieder scharf beleuchtet hervor, als bequemster Schauplatz zu Empörungen der großen Vasallen.

Hier in seiner eigenen Pfalz belagert, wird Heinrich (1066) gezwungen, dem Erzbischof Adalbert von Bremen zu entsagen. Und ähnlich wie die widerspänstigen Großen dem dicken Karl in Tribur zuvorgekommen waren, geschah es auch, als sich die Fürsten am 16. October 1076 dort einfanden um Heinrich abzusetzen. Heinrich stand jenseit des Rheins und concentrirte seine Macht bei Oppenheim, die Gegner, in der ungleich günstigeren Stellung bei Tribur, beherrschten aber die Stromlinie und hatten auch bereits alle Fahrzeuge am diesseitigen Ufer zusammengebracht um den Uebergang zu erzwingen. Darum konnten sie vor dem Beginn des Kampfes mit letzten Bedingungen vor Heinrich treten, wie man sie nur nach geschlagener Schlacht vom Sieger erwarten durfte; und Heinrich gab nach, entließ sein Heer und leistete jenes Versprechen, die Aufhebung des päpstlichen Bannspruchs zu erwirken, welches ihn zuletzt nach Canossa führte. Sein diesem schlimmen Tage kam er wahrscheinlich nicht wieder

nach Tribur, gleich als ob er's verschworen habe, einen Ort wiederzusehen, wo er so arge Schmach erfahren.

Mit dem Reichstag von 1119 schließt Tribur's Kaisergeschichte. Noch einmal war es der Streit des Reichsoberhauptes (Heinrich V.) mit den Fürsten wegen des päpstlichen Bannes, der diesen letzten Tag veranlaßt hatte. Mit diesem Tage versinkt auch die alte Pfalz in's völlige Dunkel. Die glanzvolle Zeit der Hohenstaufen führte die Entscheidung über des Reiches Schicksal an andere Orte, und als Friedrich Barbarossa das große Reichsfest von 1184 in dieser Gegend feierte, wählte er bereits den Ort auf dem rechten Ufer der Mainmündung. „Dat was de gröteste höchtît èn, de ie gewart an Dudischeme lande," wie Eike von Repgow im Zeitbuch schreibt; die Zelte des Kaisers und der vierzig tausend zu Gast geladenen Ritter schauten damals nur noch von fernher, vom Königstuhl des Erbenheimer Berges, in das Gerauer Land und zur verwaisten Pfalz von Tribur hinüber.

In trauriger Zeit berühmt geworden, hörte Tribur auch in trauriger Zeit auf, königliches Hofgut zu seyn: König Wilhelm von Holland verpfändet es dem Grafen Dieter von Katzenellenbogen, um dessen Stimme zu erkaufen, und Richard von Cornwallis, dessen beste Politik gleichfalls Erkaufen und Bestechen war, bestätigte die Verpfändung. Das war der passende Abschluß für die alten Tiburer Aufruhrgeschichten.

Drittes Kapitel.

Das Feld der Königswahl bei Kamba.

Ich lade den Leser nunmehr ein, mich in eine etwas erfreulichere Landschaft zu begleiten, in die Rheinsümpfe Oppenheim gegenüber — ich meine erfreulich für einen guten Deutschen der in Gedanken spazieren geht, denn außerdem sind diese Sümpfe durch ihre Fieberluft den Umwohnern bekannt. Auf dem hohen Damme, der das Sumpfland vom Rheine trennt, ist es zwar an heißen Tagen völlig schattenlos und an kühlen sehr windig, wir lagern uns aber doch daselbst um ein Hauptkapitel in Wipo's Vita Chuonradi II. und eine Hauptscene in Uhland's Herzog Ernst zu lesen, welche beide jetzt in sehr bequemen Taschenausgaben zu haben und statt des Bädeker in diese Gegend mitzunehmen sind.

Jedermann kennt die prächtige Erzählung des Werner von Kiburg im zweiten Act des Uhland'schen Trauerspiels, die Erzählung von der Wahl König Konrad's II. So dichterisch schön diese Episode, so historisch treu ist sie: Uhland hat den Wipo in Verse und in Poesie gesetzt; das war aber freilich nur möglich, weil auch Wipo's prosaischer Bericht schon wie der Entwurf zu einem erhabenen Gedicht an uns vorüberzieht. Von unserm Damme nun übersehen wir die ganze Schaubühne jener Königswahl, die als dramatisches Bild eines großen politischen Ereignisses ebenso einzig war in deutschen Landen, wie das Reichsfest

des im Hintergrund aufsteigenden Erbenheimer Königstuhls als Prunkgemälde ritterlicher Herrlichkeit.

Nicht als ob ich meinte, auf dem braunen Sumpfboden sey Konrad II. in den sonnigen Septembertagen 1024 gewählt worden: dort floß in jenen Tagen wohl ein weit in's Land ablenkender Arm des Rheins, aber gleich vorn rechts am alten Ufer liegt der Kammerhof und das Kammerfeld auf trockenem uralten Culturboden, da soll das Dorf Kamba gestanden seyn mit seinem karolingischen Königsgut, und auf der weiten Fläche lagerten die Ostfranken, Bayern, Schwaben, Sachsen und Wenden, am jenseitigen Rheingestade aber gegen Oppenheim, wo sich die Gränze des Mainzer und des Wormser Gebietes schied, die Rheinfranken und Lothringer. Eine schmale mit Buschwald bedeckte Insel zieht sich heute noch am rechten Ufer entlang, sie mag uns als ein Ueberrest jener Insel des Wipo gelten, in deren heimlichem Dickicht die Wählenden da und dort zusammen kamen zu vertrauter Rücksprache. Zwischen den beiden Konraden stand zuletzt die Wahl, beide von fränkischem Stamme, Freunde, Vettern, den vorangegangenen Herrschern beide gleich nahe verwandt. Die Stimmen waren getheilt, es drohte Spaltung der Wahl

„Und wie nun harrend all die Menge stand
Und sich des Volkes Brausen so gelegt,
Daß man des Rheines stillen Zug vernahm —
Da sah man plötzlich wie die beiden Herrn
Einander herzlich faßten bei der Hand,
Und sich begegneten im Bruderkuß:
Da ward es klar, sie hegten keinen Neid,
Und jeder stand dem andern gern zurück."

Ergriffen von diesem Bilde der Eintracht treten die Fürsten in den Kreis zur Wahl, Erzbischof Aribo von Mainz wählt zuerst „vollen Herzens und mit freudezitternder Stimme" Konrad den Aelteren, die andern Fürsten fallen ihm bei, und als die Reihe den jüngern Konrad trifft, da kürt auch er den Freund

und Nebenbuhler, und dieser ergreift seine Hand „und zieht ihn zu sich auf den Königssitz.“ Alles Volk bricht in Jubel aus und donnernden Zuruf, Kunigunde, des Kaisers Heinrich Wittwe, übergibt dem Erwählten die Reichskleinodien, das Wahlgetümmel löst sich auf in einen Festzug — das Volk und die Fürsten wallen rheinabwärts nach Mainz, damit der König dort sofort gekrönt werde. Jauchzend zogen sie dahin, wie Wipo sagt, die Geistlichen sangen Psalmen, die Laien Lieder, jeder nach seiner Weise, „und wäre Karl der Große mit dem Scepter leibhaftig wieder erschienen, so hätte das Volk nicht höher jubeln können über des großen Kaisers Wiederkunft, als über dieses Königs ersten Herrschertag.“

Betrachten wir zuerst die Landschaft. Es ist keine jener schönen Rheingegenden, die man auf Rouleaux und Dessertteller malt, sondern eine weite, scheinbar langweilige Fläche; für den Künstler würde sie jedoch bedeutende Motive bieten zu einer charaktervollen und großstylisirten Composition. Die scharf geschiedene Doppelnatur des Ober- und Mittelrheins blickt sich nämlich hier auf beiden Ufern gleichsam Aug' in Auge; das vergessene, selten betretene rechte Rheinufer längs des Gerauer Landes ist noch ganz oberrheinisch, das linke von Oppenheim bis Mainz mittelrheinisch; rechts ein halbfertiges flaches Land, Dämme, Altwasser, Torfmoore, Buschwald mit hundertjährigen Eichengruppen, welche sich bei Ginsheim zum letztenmal unmittelbar in der Fluth des Rheines spiegeln, statt der Dörfer nur vereinzelte Höfe; links hingegen Dorf an Dorf, Rebenhügel, wimmelnder Verkehr, ein hochcultivirter Boden. Wie der Fluß hier bei der Königswahl die Lager der ost- und westrheinischen Völker schied, so scheidet er heute noch das in mittelrheinisches Land hineinragende oberrheinische Landschaftsbild.

Nun wäre dies alles schön und gut, wenn uns Wipo, der Einzige, welcher die Königswahl als Augenzeuge breit geschildert, nicht noch ein ganz besonderes Räthsel aufgegeben hätte. Er bezeichnet die Gränzen von Worms und Mainz als die Stätte

der Wahl, und fügt hinzu: „Ueber Namen und Lage des Orts mehr zu sagen überlasse ich den Topographen.“ Schriftsteller sind oft wunderliche Leute; mit ebenso vielen Worten als Wipo braucht um zu sagen, daß er nichts sage, hätte er uns alles genau sagen können, was wir wissen wollen! Es gibt aber noch ein anderes gleichzeitiges Zeugniß für den Ort, einen Brief des Abtes Bern von Reichenau (vom Juli oder August 1024, abgedruckt im zweiten Bande von Giesebrechts Kaisergeschichte), worin es heißt: die Wahl werde am Rhein in dem Orte Kamba stattfinden, und wahrscheinlich mit Benützung dieses Briefs nennt dann der hiefür in der Regel citirte Hermannus Contractus gleichfalls Kamba. Dieses Kamba aber, ein längst ausgegangenes Dorf, lag nicht zwischen Worms und Mainz, sondern auf dem rechten Rheinufer.

Die beiden Konrade haben sich auf dem fraglichen Platze zwar im Augenblick geeinigt über die deutsche Königskrone, allein über den fraglichen Platz konnten die deutschen Gelehrten in sechzig Jahren noch nicht einig werden. Bodmann als Mainzer, und folglich Ueberrheiner, hielt sich bloß an die „Gränze von Worms und Mainz,“ und verlegte die Wahl in die Berge bei Lörzweiler; dadurch rettete er sie zwar völlig dem linken Ufer, schlug aber auch der ganzen weitern Erzählung bei Wipo geradezu in's Gesicht. Andr. Lamey und Wenck hingegen, als Forscher der rechten Uferlandschaft, hielten sich an Kamba, unbekümmert um die „Gränzen von Worms und Mainz,“ welche nun doch einmal auf dem rechten Ufer nicht zusammen stießen. Nun folgten die Historiker bald Bodmann, bald Lamey, und Einige, der Localgeschichte unkundig, legten Kamba zwischen Worms und Mainz, was freilich den Streit sofort schlichten würde, aber urkundlich falsch ist. Das Aergste begegnete jedoch unserem großen Altmeister Jakob Grimm, welcher (in den deutschen Rechtsalterthümern S. 243) Konrad und nebenbei noch drei oder vier andere Kaiser gar zwischen Wiesbaden und Erbenheim gewählt werden läßt, wozu ihn aber weder rechts- oder links-

rheinischer Localpatriotismus noch irgend eine mittelalterige Quelle, sondern ein mißverstandener und allerdings confuser Satz in Bodmann's Rheingauischen Alterthümern (I, 95) verleitet hat.

Da ich nun aus einer Ueberrheiner Familie stamme, aber am rechten Ufer des Flusses geboren bin, so glaube ich den Streit zwischen den beiden Ufern recht parteilos vermitteln zu können. Die Fürsten und Völker lagen auf beiden Ufern; Wipo, welcher vom Lagerplatz des linken Ufers ausgeht, nennt jene Gränzen die unweit Oppenheim zusammenstießen, Abt Berno dagegen, vom rechten Ufer ausgehend, Kamba, Oppenheim schräg gegenüber. Hier kommt aber sofort wieder das landesübliche Gerauer Fragezeichen. Aus einer Urkunde Ludwigs des Deutschen von 864 (Cod. Lauresh. I, 36) wissen wir, daß Kamba auf dem rechten Ufer lag, am Flusse, wir wissen, daß es einen Fischteich besaß, etliche Schiffe, Wiesen, wir wissen allerlei Dinge, die wir gar nicht wissen wollen, nur wo es denn genauer im Ober-Rheingau gelegen, das wissen wir nicht, und dieses räthselhafte Kamba scheint außerdem gerade so in den Urkunden versunken zu sein, wie im wirklichen Boden. Ob es also Oppenheim so ganz „schräg gegenüber" stand, das ist nur eine sehr wahrscheinliche Hypothese, zu deren Stütze sich ein moderner Etymolog schwerlich mehr auf die dortigen jüngern Ortsnamen des „Kammerfeldes" und „Kammerhofes" berufen wird. Da wir jedoch zunächst keine Denksäule hier setzen wollen, so genügt es wohl, daß wir innerhalb eines gewissen engern Umkreises des Orts Kamba sicher sind.

Wenn nun aber auch weiter die besten Gründe innerer Wahrscheinlichkeit uns bewegen die Stätte jener großen dramatischen Scene, wo die Vettern sich umarmten, wo der ältere Konrad im Ringe der Fürsten gewählt, vom Volke zuerst begrüßt, von Kunigunde mit den Kleinodien begabt wurde, nicht drüben links bei den widerstrebenden Lothringern, sondern rechts bei Kamba zu suchen — dann ist es doch undenkbar, daß der jubelnde Festzug gen Mainz sich auf dem rechten Ufer bewegt

habe. Am Rhein selbst konnten sie dort gar nicht gehen, sie hätten vielmehr auf der alten „Hosterstraße" ins Land hinein nach Tribur gemußt, und von da im Winkel hinüber zur Weißenauer Rheinfähre; das wäre aber ein großer Umweg gewesen (und fluthende Volksmassen suchen den kürzesten Richtweg), und ein erzlangweiliger Weg dazu, der zu dem glänzenden Bilde gar nicht stimmt. Hier gebe ich also mein Gerauer Land preis und denke mir, weil die Leute doch schon so viel hin- und hergerudert waren zwischen den Inseln bei Oppenheim, so sind sie nach der Wahl gleich ganz hinübergefahren aufs linke Ufer, da hatten sie die geradeste und schönste Straße durch lachende Fluren, fast immer den herrlichen Strom entlang, da konnten sie Psalmen und Lieder singen, Geistliche und Laien, und in Nierstein einen guten Trunk mitnehmen, „jeder nach seiner Art," wie Wipo schreibt.

So bleibt in diesem gelehrten Streit des linken und rechten Ufers einem jeden sein Recht: dem ernsten rauhen Strande bei Kamba der große politische Akt, und dem lachenden, weinbegränzten Gestade unter Oppenheim der fröhliche Festzug. Die Lothringer aber und jene ultramontanen Bischöfe, welche allein mißvergnügt waren und schmollend seitab gezogen sind, haben dann auch unterwegs keinen Nierseiner bekommen.

Viertes Kapitel.

Die Schwedensäule und die Schwedenburg.

Doch genug vom Mittelalter, welches so barbarisch war sogar in Sachen deutscher Einigung einmal „Gefühlspolitik“ zu treiben. Einem modernen Realpolitiker muß der Tag von Kamba wirklich recht sentimental und romanhaft vorkommen; wenn nur wenigstens ein Nebenbuhler den andern todtgeschlagen hätte im Namen der Eintracht, und dann etwas Bürgerkrieg, das wäre doch noch ein frischer, patriotisch erquickender Zug!

Nun hat aber das Gerauer Land auch sein Denkmal eines Realpolitikers, und zwar ganz nahe bei Kamba, gleichfalls am Ufersaume, und dieses Denkmal führt uns dann auch in eine Zeit des deutschen Bruderkrieges, wo es gar nicht sentimental zugegangen ist.

Eine kleine Stunde unter Erfelden, hart am Rhein, zwischen mächtigen alten Eichen, steht ein Obelisk aus Sandsteinquadern, auf der Spitze sitzt (etwas unbequem) ein gehelmter und gekrönter Löwe, welcher mit dem vergoldeten Schwert in der rechten Tatze westwärts über den Rheinstrom deutet. Während andere Denkmale des siebzehnten Jahrhunderts meist mit ellenlangen geschwätzigen Inschriften überladen sind, steht auf diesem Steine kein Wort, nur der mit dem Schwert deutende Löwe redet; es ist der schwedische Löwe und er zeigt uns den Weg, welchen Gustav Adolf genommen: hier war es, wo der

Schwedenkönig am 7. (17.) December 1631 an der Spitze von 2000 Mann über den Rhein ging, und zwar, wie die Sage erzählt, auf dem vordersten Scheuerthor, denn sie läßt das schwedische Heer auf Scheuerthoren hinüberfahren. Allein die Feder erzählt unpoetischer als der Mund, und so finden wir in beglaubigten schriftlichen Berichten statt der Scheuerthore der Armee „Pontons," und statt des Scheuerthors des Königs einen Kahn.

In unserem Lande des schwankenden Bodens stehen wir hier nun doch endlich einmal auf einem ganz gewissen historischen Punkt, bezeichnet durch einen gleichzeitigen 50 Fuß hohen Obelisken. Mehr kann man nicht verlangen. Und dennoch kennen wir den Platz nicht ganz genau, und selbst neben dem Obelisken steht wieder das landesübliche Fragezeichen. Die „berufene Seul," wie sie ein alter Topograph nennt, ist nämlich im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gewandert, landeinwärts, um sie vor der andringenden Rheinfluth zu schützen, so daß der genaue historische Punkt hier ins Wasser gefallen ist, wie bei Kamba in den Sumpf.

Allein die Säule bleibt bedeutsam: sie sagt uns, welches Gewicht der Schwedenkönig diesem Rheinübergang beilegte, denn unmittelbar nach dem Ereigniß, inmitten der stürmisch vorwärts drängenden Kriegsläufte, ließ er dieses, für jene Zeit so große und kostbare Monument setzen, und noch lange nach seinem Tode ist der Obelisk fortwährend auf schwedische Kosten unterhalten worden.

Doch nicht bloß bei Erfelden hat sich Gustav Adolf ein Denkmal erbaut, ein ungleich größeres errichtete er noch in der äußersten Nordwestecke unseres Landstrichs, auf der südlichen Mündungsspitze des Mains und Rheins, die Festung Gustavsburg, welche zugleich eine kleine Stadt umschließen sollte. Gustavsburg würde, bei den veränderten Bodenverhältnissen und der veränderten strategischen Bedeutung von Mainz, eine ganz ähnliche militärische Position für das siebzehnte Jahrhundert geworden seyn, wie das benachbarte Tribur für das neunte. In

Mainz hielt Gustav Adolf Hof, gleich einem künftigen deutschen Kaiser, und man hat die Mainzer Decembertage des Jahres 1631 nicht unpassend mit dem Aufenthalt Napoleons in Erfurt verglichen. Gustav Adolf erkannte sehr wohl, wie trefflich sich von der Rhein-Mainmündung aus ein großer Theil Deutschlands zugleich im Innern beherrschen und nach Außen vertheidigen lasse. Und weil seine Plane ganz besonders auf jenes „Innere" zielten, hat er auch — bis auf unsere Tage zum letztenmal — dem rechten oberen Rheinufer, Mainz gegenüber, dem Gerauer Land im weitern Sinn, eine kriegsgeschichtliche Rolle zugedacht, und nicht umsonst die Schwedensäule am Südende, die Schwedenburg am Nordende aufgebaut.

Allein es kam anders. Das kleine Denkmal zwar, der Obelisk, blieb stehen, das große dagegen, die Gustavsburg, versank mit Gustav Adolfs Fall. Im Jahre 1649 kam der hessische Chronist Winkelmann zur Gustavsburg. Zum Studium von Land und Leuten ritt er im Land umher, und zwar, als ein ehemaliger Officier, der im kaum beendeten dreißigjährigen Krieg mitgefochten, wohl bewaffnet; wo er eine alte Inschrift lesen will, da kratzt er mit dem Degen das Moos von den Steinen. Winkelmann fand den Graben der Gustavsburg bereits mit Buschwerk verwachsen, er ritt aber doch, „wiewohl nicht sonder Gefahr," in die Festung hinein; die Stadt im Innern (auf 600 Häuser berechnet) war verschwunden, die Häuser abgebrochen oder niedergebrannt, das schwedische und das brandenburgische Wappen des Thors lagen im Graben, die Innenräume der starken Werke waren mit Gras und Gesträuchen bedeckt. Noch lange zwar zeichnete man auf Karten und Plänen den sechseckigen regulären Stern der Bollwerke und Ravelins jener Musterveste damaligen Styls, allein schon im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts war dieselbe in Wirklichkeit doch nur ein öder Trümmerhaufen. Von da an blieb dieser wichtige Punkt durch die ganze kurmainzische Zeit völlig vernachlässigt, wie auch der Brückenkopf von Kastel (auf dem rechten Mainufer) nur schwach befestigt

war. Wer wollte damals auch von Mainz aus Deutschland beherrschen! Erst die Franzosen bauten wieder stärkere Werke bei Kastel; sie wußten warum.

In allerneuester Zeit aber hat sich nun auch die Mainspitze der Gustavsburg völlig verändert. Vor wenigen Jahren war es hier noch gar still und einsam, kein Schiff legte an, kein Wagen fuhr in diese Sackgasse, die Ziegelhütte der Bleiau belebte als einzige Staffage die von Weidengebüsch umrahmte flache Uferlandschaft. Wie ist das anders geworden! Die große Eisenbahnbrücke setzt hier über den Rhein, und zwei Bahnlinien münden auf der Mainspitze zur Brücke und in einen lärmenden Güterbahnhof, welcher hier von großen Werkstätten, dort von einem neuen Rheinhafen begränzt wird. Man hat denselben 20 Fuß tief ausgebaggert, daß jetzt die größten Schiffe hier ankern, wo sonst kaum ein Nachen anlegte, auf einer schiefen Ebene rollen die befrachteten Eisenbahnwagen bis direct zum Bord der Schiffe hinab, und ein Dampfkrahn hebt mit unheimlicher Leichtigkeit die schwersten Lasten aus den Schiffen in die Eisenbahnwagen. Statt der versunkenen Gustavsburg decken jetzt stattliche Montalembert'sche Thürme den Flußübergang, und die thurmartigen Pfeiler der Bahnbrücke sind selbst wieder wie Festungswerke anzusehen; sie steigen so fest und doch so leicht in die Luft, und man sagt: sie könnten auch eben so leicht in die Luft fliegen, da die Minengänge im Innern nur des Pulvers und der Lunte warteten.

Fünftes Kapitel.

Ein Land der Phantasie.

Die alten, später verlassenen Straßen gaben vor tausend Jahren dem Gerauer Land zunächst seine strategische Bedeutung; die neuen Schienenwege haben wenigstens die südliche Mainspitze wieder so fest gemacht wie sie seit Gustav Adolfs Tagen nicht gewesen ist. Es erging wunderbar mit diesen wechselnden Straßenzügen. Die Römer hatten ihre Mainstraße von Mainz aufwärts am rechten Mainufer, im frühern Mittelalter zog man überwiegend auf der linken Seite den Fluß hinauf, dann wurde diese linke Seite verlassen, und die rechte gewann wieder den Hauptweg; jetzt endlich aber führen parallele Bahnlinien auf beiden Ufern, und man kann mit den Römern rechter Hand von Frankfurt nach Mainz fahren und mit den Karolingern links zurück. Freilich alles nur so auf's ungefähr. So spannt sich auch die neue Eisenbahnbrücke unfern derselben Stelle über den Fluß, wo vor einem Jahrtausend die Fähre gieng.

In meiner Jugend bestaunte ich manchmal jenes bekannte Modell einer von Napoleon projectirten stehenden Rheinbrücke, welches in Mainz aufbewahrt wird, und die alten Mainzer pflegten damals so in ihrer Art zu sagen: „Das war ein Werk, wie es nur der Bonaparte unternehmen konnte, und er allein hätte es auch ausgeführt, wenn er länger oben geblieben wäre. Unsere heutigen Fürsten brächten alle miteinander keine solche

Brücke fertig." Die feste Rheinbrücke war wie ein Mythus geworden, und so wenig ein nüchterner Mann erwartete, daß Napoleon leibhaftig wiederkomme (Andere erwarteten es), so wenig gedachten die Leute jemals eine stehende Rheinbrücke zu erleben.

Nun steht aber dennoch die Brücke, und kühner dazu als nach dem napoleonischen Plan. Unsere Fürsten haben sie freilich nicht fertig gebracht, sondern eine Fürstin, wenn man will eine Tyrannin, die Dampfmaschine. Wie hat doch dieses Weib den alten Vater Rhein bezwungen! Wie ward der breite Strom schmal durch die Dampfschiffe, wie ward sein langer Lauf gekürzt durch die Bahnlinien zu beiden Seiten, wie bändigen ihn jetzt die festen Brücken, der sonst von Basel abwärts kein solches Joch mehr duldete!

An der Mainspitze mögen Einem wohl dergleichen Gedanken kommen. Geh'n wir aber zurück, etwas tiefer in's Gerauer Land hinein, dann erkennen wir, daß es doch noch einen mächtigeren aufbauenden Verwüster gibt als jene aufbauende Verwüsterin, die Dampfmaschine, das ist der Pflug. Die Ehe dieses alten stillen Bräutigams mit der ungestümen jungen Braut gäbe Stoff zu einem Märchen in Andersens Geschmack, wenn dieser Geschmack nicht längst Manier geworden wäre.

Kaum tritt uns irgendwo die zerstörende Macht des Pflugs gewaltiger entgegen als im Gerauer Lande. Dieser kleine Winkel ist so erstaunlich reich an historischen Erinnerungen und so erstaunlich arm an historischen Denkmalen, ja auch nur an genau erkennbaren Stätten seiner alten Geschichte. Vor dem Pflug ist alles zur Hypothese geworden. Keine alterthümliche Stadt, keine bedeutende alte Kirche, keine nennenswerthe Ruine, nichts erinnert uns an die Vergangenheit. Der Krieg hinterläßt Trümmer, und es gibt deutsche Landschaften die gerade darum wunderbar reich an Denkmalen sind, weil sie fort und fort verheert wurden, und die Bewohner zuletzt aus Armuth und Elend jedes Trümmerdenkmal stehen ließen. Der stetig leise wühlende Fleiß der höchsten Bodencultur duldet solche Trümmer nicht.

Das Gerauer Land hat für einen mitteldeutschen Landstrich eine auffallend stille, gleichförmige innere Geschichte. Es hat nicht fort und fort den Herrn gewechselt, ist nicht rastlos zerrissen worden, wie so mancher Nachbargau; seit mehr als tausend Jahren kam es nur zweimal in andere Hand, auf friedlichstem Wege, das einemal durch Verpfändung, das anderemal durch Erbschaft. Auch in dieser stetigen Geschlossenheit ist es wie ein oberdeutsches Stück Erde auf mittelrheinischen Boden vorgeschoben. Schon im Mittelalter (Leeheimer Klosterhof) und im sechzehnten Jahrhundert (Gehaborn) galten einzelne Punkte als Musterstätten rationeller Landwirthschaft, und auch heute ist das Land nur für zwei sehr unterschiedene Arten von Menschen besonders anziehend: für den Landwirth — in seinem sichtbaren Theil — und für den Historiker — in seinem unsichtbaren.

Darum möchte ich das Gerauer Land ein Land der Phantasie nennen, obgleich es mit seinen Kartoffelfeldern und Krautäckern, seinen Tannenwäldchen und Moorflächen so nüchtern wie möglich aussieht. Allein ich behaupte auch nicht das Land sey phantastisch, sondern nur: man kann mit der Phantasie die wunderschönsten historischen Spaziergänge in diesem nüchternen Lande machen. Da stehen ein paar vereinzelte Tannenbäume mitten im weiten Feld, die sehen aus als wüßten sie selbst nicht recht wie sie hierhergekommen: das sind die letzten Nachzügler des hier auslaufenden uralten Reichsforstes Drei-Eich; weiter fort über's Gerauer Land hinaus kommt dann schon ein ordentlicher Wald und stolze Eichbäume des Drei-Eichs dazu. Oder wir sehen im Süden andere halbwegs hinweggepflügte Waldrümmer: das sind die Anfänge des gewaltigen Reichsforstes Forchahi, des Föhrenhages, und weiter gegen Lorsch hinauf ist es schon noch ein prächtiger Forst, in welchem ein phantasiereicher Waidmann (ohne Schußkarte) auf Nibelungen-Reliquien Jagd machen darf. Ein verlorener Feldweg führt uns bei Krumstadt unversehens in gepflügtes Land, wo uns der Flurschütze anhält; die Pfändung darf uns nicht schmerzen,

denn das war vermuthlich ein alter Römerweg, wo wir gepfändet wurden, und vielleicht hat er direct zum Monimentum Trajani geführt, welches entweder bei Pfungstadt, oder bei Wasserbiblos, oder bei Darmstadt, oder bei Heddernheim in Nassau, oder bei Rüsselsheim am Main, oder bei Höchst an der Nidder gelegen war. Die reichste Phantasie kann sich gar keinen freieren Spielraum wünschen, als ihn dieses einzige Monimentum Trajani gewährt. Kurzum, das ganze Land ward zum romantischen Irr- und Zaubergarten der Antiquare, nicht obgleich, sondern weil es seit Jahrhunderten so vernünftig, fleißig und erfolgreich angebaut, weil es ein so merkwürdiges Land für rationelle Landwirthe ist.

So fand ich denn auch in einem Wirthshaus dieser Gegend nur zweierlei seltsame Zierrath statt der Bilder an den Wänden des Gastzimmers: einen „Düngerkalender," auf welchem unter den Tags- und Monatstabellen lauter Düngeranalysen zu lesen standen, und sodann eine Tafel mit der Aufschrift: „Es ist verboten hier zu singen und zu pfeifen!" Das Gerauer Land ist eben ein Land der großen und kleinen Contraste, nicht bloß weil der Weltverkehr periodisch dasselbe durchfluthet und dann wieder verlassen hat, nicht nur weil dieser merkwürdige Winkel in unmittelbarster Nähe der besuchtesten und bekanntesten Rhein- und Maingegend zu den unbekanntesten Strichen von ganz Westdeutschland gehört, sondern auch weil man in einer Wirthsstube nicht pfeifen und singen darf, während die Stube in einem andern Wirthshaus des Landes gerade ihren historischen Ruhm darin sucht, daß dort einmal so schön gesungen, und dann seit vielen Jahren fort und fort so fröhlich wieder nachgesungen worden ist.

In der Krone zu Großgerau nämlich ist oben hinauf ein Erkerstübchen, wo Claudius, der Wandsbecker Bote, im Jahr 1777, als er Oberlandescommissär zu Darmstadt war, sein Rheinweinlied gedichtet haben soll. Da aber die Kritik bezweifelt, ob Claudius überhaupt dieses Lied gedichtet, und nicht

bloß zum Abdruck befördert habe, so stehen wir nun freilich auch in dem Erkerstübchen der Krone wieder auf dem bekannten schwankenden Gerauer Boden. Allein das thut nichts zur Hauptsache. Denn die Wirthin als Augen- und Ohrenzeugin versicherte mir: Hunderte von fröhlichen Menschen haben geglaubt, daß hier im Herzen des berühmten Sauerkrautlandes das Lied gedichtet worden sey, und haben in diesem Glauben gar manche Flasche Wein in diesem Erkerstübchen getrunken, und das Rheinweinlied dazu gesungen und auf den Wandsbecker Boten angestoßen. Und wenn der geneigte Leser einmal hinkommt, so so darf er's auch thun; denn das „Singen und Pfeifen" ist dort zur Zeit noch erlaubt.

VIII.

Aus dem Leithawinkel.

(1868.)

Erstes Kapitel.

Rohrau.

Ich ging von Hainburg — der letzten reindeutschen Donaustadt — stromaufwärts nach Petronell und bog dann gen Süden auf den Feldweg, welcher über einen flachen Höhenrücken nach Rohrau an der Leitha führt. Schon aus ziemlicher Ferne erblickt man die niedrigen Strohdächer des Dorfes, vorn überragt von der Thurmruine der (1865) abgebrannten Kirche, im Hintergrunde von Baumgruppen des gräflich harrachischen Schloßparks. Die sanft zur Leitha absteigende Thalsenkung ist baumlos, mit feuchten Aeckern und nassen Wiesen rechts und links, die Flußufer sind eben, und Schilf und Rohr erinnern oft genug an den Namen des Dorfes.

Wir denken uns den Geburtsort großer Künstler so gern mit landschaftlicher Poesie geschmückt, und da sieht dann dieses Rohrau, von Norden betrachtet, gar nicht darnach aus, als ob es die Wiege eines der besten Meister deutscher Kunst, und vollends gerade eines rechten Meisters der Naturpoesie in der Kunst, gehegt habe. Nur der Hainburger Berg, gen Nordost in großen und schönen Formen abschließend, deutet auf verheißungsvolle Fernen.

Rohrau liegt auf dem linken, niederösterreichischen Leitha Ufer, hart am Wasser; ein Gang über die Brücke würde uns sofort auf ungarischen Boden bringen. Wir bleiben aber auf

der deutschen Seite und durchschreiten die ganze lange Hauptstraße des Dorfes bis zum letzten Hause linker Hand, wo der Fahrweg nach Bruck ins Freie führt. Eine Steintafel, in die Mauer jenes Hauses gelassen, trägt die seltsam lakonische Inschrift: „Zum Haydn." Es ist Joseph Haydn's Geburtshaus, arm, niedrig, schmal, den andern Bauernhäusern des Dorfes aufs Haar ähnlich, bloß aus einem Erdgeschoß mit vier Fenstern bestehend, Stall und Wohnräume gemeinsam von dem langgestreckten Strohdache bedeckt. Eine Steinbank vor den Fenstern bildet neben jener Tafel das einzige unterscheidende Wahrzeichen.

Wir gehen durch das überwölbte Thor, welches geradeaus in den kleinen Hof und Garten führt; ein im Hofe spielender Bauernbube erräth schon was wir suchen, und deutet auf die Thüre links im Thorgange, auf die Küchenthüre, allein durch die Küche kommen wir dann in das Wohn- und Schlafzimmer, das einzige Zimmer des Hauses, ein mäßig großes, reinliches Gemach, mit weißgetünchten Wänden und brauner niedriger Holzdecke.

Hier also wohnte vor hundert und mehr Jahren der ehrsame Wagnermeister Matthias Haydn mit seinen zwanzig Kindern, hier soll sein ältester Sohn Joseph (1732) geboren seyn. Wie aber eine solche Familie Platz gefunden in diesem Häuschen, das gehört auch noch zu den vielen Räthseln, die auf Haydn's Lebensgeschichte ruhen. Allein zunächst denkt man an gar keine Räthsel, man ist vielmehr überrascht, Alles genau so zu finden, wie man sich's ungefähr vorgestellt hat; die enge aber gemüthliche, altmodische aber nette und reinliche Bauernstube kommt uns ja ganz bekannt vor, so bekannt wie die Geschichte von dem alten Wagnermeister Matthias, der am Sonntag Nachmittage dort hinten am Ofen saß und mit Maria, seiner frommen Hausfrau, Lieder sang und auf der Harfe begleitete, und der kleine fünfjährige Sepperl saß auf dem Boden daneben und spielte die Geige dazu, indem er mit des Vaters Zollstab auf dem linken Arme auf und nieder strich. Da tritt dann der Schulmeister

von Hainburg, der Vetter, durch die Küche zur selben Thüre herein, durch welche wir auch eingetreten sind und sieht, daß der Kleine seinen Stab vollkommen taktgerecht führt, und da jeder wahre Schulmeister als ein Prophet in Kinderaugen und Kinderseelen muß lesen können, so ahnet er in dem taktfesten Aermchen auch gleich den künftigen Musiker und nimmt den kleinen Joseph mit nach Hainburg, wo es so viel schöner ist als in Rohrau, wo sich Stadt und Fluß und Berge und Burgen zu einem großen Prachtbilde aufthun und das arme Bauernkind Gottes schöne Welt zum erstenmale so recht groß und reich erschaut und allerlei große Dinge lernt: den Katechismus und Lesen, Schreiben und Rechnen und Singen, Geigen und Blasen, ja sogar das Paukenschlagen.

Allein die Hausfrau weckt uns aus unserm Traume — es ist nicht mehr Frau Maria Haydn, die vorhin dort in der Ecke sang, sondern die Frau Bürgermeisterin Prucker — und reicht uns ein grün eingebundenes großes Fremdenbuch, in welches wir unsern Namen schreiben sollen, und viele Leute in Rohrau glauben, das schöne Buch mit der Unzahl von Namen und „literarischen Bemerkungen" sey eigentlich das merkwürdigste im ganzen Hause. Das Buch erinnert uns, daß inzwischen bereits hundertunddreißig Jahre unmerklich durch dieses Zimmer gezogen sind, und daß seitdem bereits drei fremde Familien in vier Generationen das Haus besessen und bewohnt haben, und nun erst gewahren wir auch an der Wand eine mittelmäßige Lithographie, die den kleinen Joseph selber wiederum als den alten Haydn darstellt, und dieser alte Haydn ist dann auch schon vor bald sechzig Jahren gestorben.

So schweben wir mitten inne zwischen Vergangenheit und Gegenwart; dennoch aber bleibt bei uns der freundliche Gedanke Herr, daß die Zeit mit wunderbar schonender Hand an dem armen, engen Heiligthum vorübergegangen sey, und daß sich gar selten wohl das Vaterhaus eines berühmten Mannes aus so lange vergangenen Tagen finden dürfte, welches uns heute noch

so ursprünglich und unberührt anblickt wie das Haus in Rohrau. Man hat es nicht aus literarischer Pietät erhalten oder restaurirt, wie andere „Geburtshäuser," sondern es blieb eben stehen wie es stand, weil es so einsam und abgelegen steht. Wie das Haus des kaiserlichen Rathes am Hirschgraben in Frankfurt mit seinen behäbigen, wohlgeordneten, sinnig ausgestatteten Gemächern nicht als die zufällige Stätte der Geburt, sondern als der nothwendige Ausgangspunkt der ganzen Entwickelung Goethe's uns bedeutsam erscheint, so mußte Haydn auch in diesem strohgedeckten Bauernhause mit der einzigen Stube geboren werden, um ganz zu werden, was er geworden ist.

Allein das Leben Haydns ist bis auf diesen Tag noch reicher von Mythen durchwoben als irgend eines andern unserer großen Tonmeister. Mythen reden im Kerne die Wahrheit, während sie in jedem äußeren Zuge uns aufs anmuthigste belügen können. So ist nun aber auch Haydns Geburtshaus nur noch im Kerne, ich meine im Gesammtbilde, ächt und unberührt. Namentlich ist es eine fromme Täuschung, daß jenes niedere Zimmer, welches gerade so aussieht, wie wir's uns gedacht haben, das Geburtszimmer des großen Meisters gewesen sey. In den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts verwüstete eine Ueberschwemmung das Haydnhaus und machte einen Umbau nöthig, und das ächte Geburtszimmer soll nicht links sondern rechts von der Thorfahrt gelegen haben, wo sich jetzt gar kein Wohnraum mehr findet. Die Wohnstube ist demnach verloren gegangen; das Haus blieb uns aber doch in seinem historischen und poetischen Charakter treu erhalten, und nicht bloß das Haus, auch seine Umgebung, die Straße, das Dorf. Die Bibliothek des „Vereins der österreichischen Musikfreunde" zu Wien bewahrt ein Oelgemälde, welches Haydns Geburtshaus vor der Ueberschwemmung darstellt: mit künstlerischem Auge betrachtet, ist es ganz dasselbe Haus, wie es jetzt noch im Dorfe steht; das Auge des Kritikers aber widerspricht, es zählt die Fenster und findet fünf auf dem Bilde und in Wirklichkeit nur noch vier Das

sind nun verschiedene Standpunkte. Welcher ist der oberflächlichere?

Ich sagte, nicht bloß Haydns Geburtshaus blieb innerlich unversehrt, sondern auch ganz Rohrau. Kein fremdartiger Neubau, keine Fabrik, keine Eisenbahn stört den alterthümlichen, bescheidenen Charakter des Bauerndorfes. Die Leute wissen auch, daß jenes Haus das Merkwürdigste in ihrem ganzen Orte war und blieb. Noch haut der gegenwärtige Wagnermeister von Rohrau mit einem krummen Beile seine Radfelgen aus, in dessen Eisen die Buchstaben M. H. und die Jahreszahl 1727 eingeschlagen sind, und behauptet, es sey das Beil des alten Matthias Haydn, alle Wagner des Dorfes hätten es seitdem gebraucht. Die vordere Hälfte des Eisens war schon öfters abgebrochen, ein neues Beil zu kaufen wäre besser und billiger gewesen; allein man hat immer wieder ein neues Vorderstück an das alte Beil geschweißt, dem alten Haydn zu Ehren.

Der Name des großen Tonsetzers ist in Rohrau ausgestorben und von seiner Familie lebt dort nur noch ein Glied, seine Großnichte, die Schmiedmeisterin, eine Frau in den sechziger Jahren.

Von vier Dingen erzählten mir die Bauern als den historischen Denkwürdigkeiten ihres Dorfes: von der großen Ueberschwemmung, vom großen Brande, von der Cholera, die bei ihrem ersten Weltgange Rohrau zuerst in ganz Deutsch-Oesterreich besucht habe, und von Joseph Haydn. Er schien die einzige Lichtgestalt unter so vielen Trauerbildern. Der schönste Tag aber soll gewesen seyn, als man vor zwanzig und mehr Jahren die Gedenktafel an Haydns Geburtshaus enthüllte; die blasende Musikbande, welche damals dem Festzuge voran die Straße heraufzog, lebt heute noch als etwas Einziges in älterer Leute Gedächtniß. Benachbarte Liedertafeln feiern manchmal in Haydns Geburtsort ein Frühlingsfest und sorgen also dafür, daß wenigstens ein schwächerer Abglanz jenes großen Tages sich zeitweise wieder erneuere.

Als von all dieser musikalischen Herrlichkeit geredet wurde, fragte ich die Erzähler, ob sie denn auch schon Haydn'sche Musik gehört hätten? „Ja wohl," erwiderten sie, „in der Kirche, wunderschöne Messen." Den Bauern von Rohrau scheint Haydn nur als Kirchencomponist bekannt zu seyn, während ihn die große musikalische Welt in dieser Eigenschaft am wenigsten kennt. Nun ist jene Antwort höchst begreiflich, denn wo sollten die Bauern auch Haydn'sche Symphonien, Quartette oder Oratorien gehört haben? Dennoch lockt sie zu einem tieferen Gedankengange, für welchen ich nur in einem Satze den Weg andeuten will: Haydns eigentliche Kirchenmusik erinnert überall daran, daß der Componist von Haus aus ein österreichisches Bauernkind gewesen ist; seine übrigen Hauptwerke zeigen den universell deutschen Meister; in der Kirche ist Haydn volksthümlich wie ein provinzieller Dialektdichter, im Concertsaal ist er volksthümlich wie ein nationaler Dichter der Weltliteratur.

Ich habe aber bis hierher Rohrau nur von Einer Seite betrachtet, indem ich mich von Norden näherte und so das Dorf bis zum Südende, bis zu Haydns Geburtshause durchschritt. Mit diesem äußersten Hause aber ändert sich die ganze Scenerie, wir treten in eine liebliche, baumreiche Landschaft. Nur eine kleine Wiesenfläche trennt das Haus von dem gräflich harrachischen Schlosse, dem namengebenden Schlosse der ehemaligen Reichsgrafschaft Rohrau. Das gegenüberliegende Bauernhaus gab uns ein Künstler-Brüderpaar, Joseph und Michael Haydn; die Geschichte des Grafenschlosses führt uns unerwartet zu einem Schwesternpaar, welches durch Künstlerhand verklärt, allem deutschen Volke bekannt ist — wenigstens all unserm Volke, das seinen Schiller liest —: zur Gräfin Terzky und zur Herzogin von Friedland. Karl von Harrach, Ferdinands II. Staatsminister, erlangte vom Kaiser die Erhebung seiner Herrschaft Rohrau zur Reichsgrafschaft (1627); seine beiden Töchter waren die Gemahlinnen Wallensteins (in zweiter Ehe) und Terzky's. Ob die Urbilder dieser Frauengestalten, welche nun auf der

Bühne leben und leben werden, hier im Schlosse selbst geboren sind, vermag ich nicht zu sagen; jedenfalls entstammten sie diesem Hause und bezeichnen mit ihrem Vater den rasch erreichten und überschrittenen Höhepunkt des historischen Glanzes der Rohrauer Linie.

Das Schloß ist tiefgelegen; Graben und Brücke deuten auf den Grundplan einer ehemaligen Tiefburg, jetzt freilich ist ein mäßig großer, traulicher Herrensitz daraus geworden, im Style des achtzehnten Jahrhunderts nicht ganz architektonisch schmucklos aufgebaut, von hohen Bäumen und Alleen umschattet, von einem wohlgepflegten Garten umgeben. Ich habe ein besonderes Gefallen an solchen gemüthlichen Fürsten- und Adelsschlössern der Zopfzeit. Andere denken dabei gleich an Feudalität, Fürstendespotie, Adelsübermuth, junkerliche Lüderlichkeit und Bauernschinderei, und Schlossers ganze Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts tritt ihnen sofort leibhaftig vor Augen. Mit dem milden Sinne des Wanderers sehe ich dagegen im Frieden solch schöner Herrenhäuser viel lieber, was Schlosser nicht gesehen hat, und vorab fällt es mir allezeit gleich ein, wie die keineswegs untadelhaften Edelleute dort vor hundert Jahren sich so vergnügliche Symphonien haben spielen lassen und Quartette und Trios dazu, und wie da Alles symphonisch blies und geigte vom Grafen bis zum Bedienten und Bodenwichser hinab, und das war doch auch etwas Gutes. Ohne die tausend deutschen Adelssitze des vorigen Jahrhunderts hätten wir keine haydn'sche und mozart'sche Symphonie, und die beethoven'sche wäre dann später auch ausgeblieben.

Wenn ich nun schon beim Anblick anderer alter Schlösser gerne an solchen Gedanken hänge und Gärten, Säle und Zimmer darum befreundet mich anschauen, wie viel mehr beim Schlosse von Rohrau. In der That, Bauernhaus und Herrenhaus bilden zusammen die richtige Signatur vom Geburtsorte Haydn's, des volksthümlichen, aber auch des vornehmen, feinen, klassischen Meisters. Im Bauernhaus stand seine Wiege, die Wiege seiner

klassischen Kammermusik aber stand in den Adelsschlossern. Zu Bauernhaus und Herrenhaus kommt aber in Rohrau endlich noch ein Drittes: Park und Wald, und den Wald dürfen wir auch bei Haydn, dem Naturpoeten unter den Musikern, nicht vergessen.

Ich ging eigentlich zum Schlosse, um das Denkmal Haydn's aufzusuchen, welches in der angränzenden waldigen Au gegen die Leitha hinüber stehen sollte. Die Bauern im Dorfe sagten mir, der Weg dahin sey zwar strenge verboten, allein für Leute „meinesgleichen" gelte das wohl nicht; übrigens sey der Weg auch schwer zu finden. Ein Denkmal, so aufgestellt, daß man's nicht finden kann und obendrein nur auf verbotenem Wege erreichbar, — das paßt wieder ganz für Haydn, der so unendlich viel still verschwiegene Anerkennung, so viel heimliche Liebe und Treue gefunden hat, der fleißig und unverdrossen gesucht seyn will und sich nirgends entgegendrängt. Und wie manchmal nannten die musikalischen Parteien des Tages selbst dieses Suchen schon einen verbotenen Weg; allein die Parteien versanken mit dem Tage und Haydn wird immer und immer wieder gesucht.

Ich wandte mich also in die waldige Au. Schlagbäume, die den Weg versperrten, bei jeder Kreuzung ein Pflock mit der Aufschrift: „Verbotener Weg," eine Marder-Falle quer über meinen Pfad gestellt, zeigten mir, daß ich auf der rechten Spur zum Haydn-Monumente sey. Es ward immer stiller, heimlicher, waldeinsamer, Rehe grasten am Saume der Lichtungen; ich ging wie in einem Zaubergarten, umrauscht von der Waldpoesie frühlingsfreudiger haydn'scher Symphonien, der verbotene Weg ward im Grase immer unsichtbarer und hörte zuletzt völlig auf, ein Weg zu seyn, ich gerieth ins Dickicht — weit und breit keine Spur von einem Denkmal, — und stand endlich vor einem tiefen Wassergraben, in dessen dunkler Fluth Schilf und Binsen und überhängende Zweige sich spiegelten. Hinüber konnte ich nicht und schlug also seitwärts auf gut Glück eine veränderte Richtung ein.

Aus hohen Baumgruppen hervortretend stand ich plötzlich vor einem Jägerhause; drei große Hunde begrüßten mich mit wüthendem Gebell, eine Magd, welche unfern arbeitete, lief auf mein Anrufen davon und floh, statt zu antworten, ins Haus hinein. Ich folgte ihr. Da trat mir unter der Thüre eine anmuthige junge Frau entgegen, begleitet von einem zahmen Reh. Sie erwiderte meine Frage nach dem Wege zu Haydn's Denkmal mit der zürnenden Gegenfrage, ob ich denn nicht gelesen habe, daß alle Wege hierher verboten seyen? wollte mir auch die Richtung nicht angeben, indem ich mich doch nicht zurechtfinden würde. Allein auf dem Wege meiner Haydn-Forschungen haben mich weder die Alt- noch Neuromantiker, noch selbst die Zukunftsmusiker jemals zurückgeschreckt: wie sollte ich mich jetzt von einer schönen jungen Frau zurückschrecken lassen?

Also erklärte ich ihr, ich sey über hundert Stunden Wegs weit hieher gekommen, um Haydn's Geburtshaus und sein Denkmal zu sehen, und würde daher jetzt auch gewiß nicht halbverrichteter Sache wieder umkehren. „Schon als Knabe," fuhr ich fort, „lange bevor Sie auf der Welt waren, habe ich von dem Denksteine zu Rohrau gehört und gelesen und die Noten, welche auf dem Sockel stehen viele hundertmale gespielt, gepfiffen und gesungen, und die darunter eingegrabenen Verse von den „holden Philomelen" und der „reizenden Schönen am schmelzenden Klavier" im Stillen hergesagt: jetzt will ich diesen Rohrauer Lapidarstyl endlich auch einmal in den wirklichen Stein gehauen sehn!"

Meine wohlgesetzte Rede schien keinen Eindruck zu machen: die Frau mit dem Reh würdigte mich nicht einmal einer Antwort, ging ins Haus zurück und ließ mich stehen. Allein ich täuschte mich. Es hatte sie doch wohl gerührt, daß der Ruhm ihres verbotenen Heiligthums hundert Stunden weit gedrungen sey. Nach wenigen Minuten kam sie zurück, ein Tuch um den Kopf geschlungen (der Märzsturm tobte gewaltig draußen), und erklärte mir, sie wolle mir selbst den Weg zeigen. So gingen wir nun selbander in die waldige Au zurück und kamen bald zu

einer zwischen Bäumen versteckten kleinen Insel, in deren Mitte ein schlichter Steinwürfel steht, gekrönt von Hayden's Büste. Am oberen Theile des Sockels ist das Andante-Thema aus einer der älteren D-Symphonien des Meisters eingebaun mit den vorhin schon fragmentarisch angedeuteten unterlegten Versen, deren größter Vorzug gegenwärtig darin besteht, daß man sie vom Regen ausgewaschen, nicht mehr recht lesen kann. Die Hauptinschrift besagt, daß Karl Leonhard Graf von Harrach diesen Denkstein im Jahre 1794 habe setzen lassen. Der Kunstwerth des Werkes ist gering, aber es wird verklärt durch die Poesie des Ortes. In dem schweigenden Dickicht spricht es uns rührend und erhebend zum Herzen, und von wie vielen Meisterwerken der Monumental-Plastik kann man das Gleiche sagen?

Doch nicht bloß der Ort, auch noch zwei andere Umstände machen den Denkstein merkwürdig. Er wurde dem Künstler bei Lebzeiten gesetzt und zwar zur Zeit seines zweiten Londoner Aufenthaltes, das heißt in den Tagen, wo man in Deutschland durch die Ruhmesspenden des Auslandes erst recht anfing zu merken, was der Sohn der eigenen Heimath werth sey. Ich weiß keinen andern deutschen Tonsetzer des achtzehnten Jahrhunderts, dem man bei Lebzeit schon ein Monument daheim ertetrich hätte.

Andererseits wird es aber auch in jenem Jahrhundert kaum wieder vorgekommen seyn, daß ein Reichsgraf einen noch lebenden Bauernsohn seines Dorfes im eigenen herrschaftlichen Parke monumental verherrlicht hat. Jener Graf Karl Leonhard von Harrach (geb. 1765, gest. 1831) führte neben anderen hohen Titeln das Prädicat eines „k. k. Hof-Musik-Grafen". Die Oesterreicher sind in der Erfindung abgeschmakter Titel noch um ein klein wenig fruchtbarer als die übrigen Deutschen. Ein in seiner Kunstverehrung so vorurtheilsloser Graf wie jener Harrach soll aber von der Nachwelt mit dem noch erhöhten Prädikat eines „wirklichen k. k. Hof-Musik-Grafen" ausgezeichnet werden.

Am Fuße des Denksteines hielt ich im Geiste eine Ueberschau der ganzen Scenerie: drüben hinter den Baumwipfeln die Strohdächer des Bauerndorfs, — dann das alte Herrenschloß, — ringsum Park und Wald und Wiese und Au, — und im Vordergrund ein anmuthiges Frauenbild: das waren die ächtesten anregenden Motive von Haydn's Künstlerschaft, wofern man sie nur ein wenig mit seinem kindlichen, frommen, lebensfrohen Gemüthe zu erfassen vermag. Ich hatte mich Rohrau genähert im Anblick eines beschränkten, kargen Daseyns, und war Schritt für Schritt in ein reizendes, poesiegetränktes Idyll hineingewandert. Die schöne Frau aber, anfangs so strenge und wortkarg, war auch zusehends freundlicher und artiger geworden, als sie sah, daß wirklich nur die tiefe, durchs ganze Leben treu bewahrte Jugendliebe für den Sohn ihres Dorfes mich auf die verbotenen Wege geführt. Sie hatte mich anfangs wohl für eine Art Landstreicher gehalten und verabschiedete sich von mir wie von einem ganz achtbaren Manne. Und doch hatten wir nur über Joseph Haydn miteinander gesprochen.

Als ich in's Dorf zurückgekehrt war, erzählte mir der Wirth, die Wilddiebe schlichen sich gerne in den Park, darum verbiete man die Wege, und der Graf sey ein melancholischer Herr, der die tiefste Einsamkeit in seinen täglichen Spaziergängen beim Haydn-Denkmal suche. Ueberhaupt dünke die verwachsene Au gar manchem etwas unheimlich. „In meiner Knabenzeit", so fuhr er fort, „hat der Platz ganz anders ausgesehen, da war unfern der Insel, wo jetzt Busch und Wald, noch die freie offene Pußta.*) Dort haben wir Kinder gar oft gespielt und sprangen dann, wann es so halb dunkel zu werden begann, nach der bu-

*) Wie der Nordschweizer selbst die kleinste Flachlandswiese gerne eine „Matte" oder ein „Mätteli" nennt, da wir bei Matten doch zunächst nur an eigentliche Alpenweiden denken, so ist dem ungarischen Gränznachbar auch die kleine Haide oder Weidefläche bereits eine „Pußta," ohne daß sie entfernt jene unabsehbare baumlose Fläche zu seyn brauchte wie die Pußten im Innern Ungarns.

schigen Insel, um uns dort am rechten Schauer und Grausen zu ergötzen; denn wir glaubten, der Haydn mit seiner Zopfperücke sey Einer von den biblischen Heiden, die das Gesetz nicht haben, und doch thun des Gesetzes Werk, und schauten scheu von allen Seiten nach dem gespenstigen Götzenbild, schlichen gebückt rundum, Einer den Andern erschreckend, und wenn uns dann die Angst recht kalt über den Rücken lief, platzten wir plötzlich auseinander und jagten mit dem lauten Geschrei: der Heid', der Heid' in die Pußta zurück."

Durch manchen helltönigen Haydn'schen Satz klingt es leise wie eine Vorahnung jener Accorde des süßen Schauers der romantischen Schule. Und so erscheint zur Vollendung des Idyll's Haydn, der die Kindersymphonie geschrieben, den Kindern seines eigenen Dorfes als die im Schrecken magisch fesselnde Gespenstergestalt eines Kindermährchens.

Das Alles kann man bei einer Wanderung durch Rohrau sehen und erleben. Es ist schade, daß der alte Haydn nicht selber mitgegangen ist; ich vermochte die Eindrücke nur in trockenen Worten zu schildern: er hätte gleich eine Symphonie in D dur daraus gemacht.

Zweites Kapitel.

Eisenstadt.

Rohrau und Eisenstadt liegen nur einen mäßigen Tagemarsch von einander entfernt.

Man geht bis Bruck längs der Leitha, die hier und noch eine Strecke weiter aufwärts, einen wirklichen Gränzfluß zwischen deutschem und ungarischem Lande bildet, während sie sich im Ganzen vielmehr als ein Fluß darstellt, dessen Oberlauf durch reich bevölkertes deutsches Industrieland, dessen Unterlauf durch volkarmes ungarisches Weide- und Sumpfland zieht. Doch hat man in unserer Zeit die Ausdrücke Trans- und Cisleithanien nicht ohne tieferen Grund und nicht bloß um des Wohlklanges willen gewählt. Die Leitha ist kein Gränzfluß und war es auch wohl niemals, allein der ganze Leithawinkel, durch das Leithagebirge, den Fluß und den Neusiedlersee bezeichnet, ist ein Uebergangsgebiet, wo dreifacher Gegensatz der Bodenbildung und des Volksthums so vielfach ineinandergreift, gleichsam in einander verzahnt ist, wie auf gar keinem anderen Punkte der deutsch-ungarischen Gränze.

Bei Bruck aber, wo eine Hauptstraße und eine Haupteisenbahn aus Niederösterreich nach Ungarn führt, kann man das vielberufene Wort „diesseit und jenseit der Leitha" allerdings im Doppelsinne gebrauchen, denn die Leithabrücke, welche dem

Städtchen den Namen gab, verbindet Deutschland unmittelbar mit Ungarn.

Nun bietet sich dem Fußwanderer ein zwiefacher Weg von Bruck nach der ungarischen Gränzstadt Eisenstadt. Ein Fußpfad, einsam schattig und angenehm zu gehen, folgt dem Höhenzuge des Leithagebirges und führt uns durch eine ächt deutsche Mittelgebirgslandschaft. Die andere Straße, fahrbar, aber ein großer Umweg, zieht durch die Ebene längs des Nordwestrandes des Neusiedlersees und gibt uns schon den vollen Vorschmack ungarischer Scenerien.

Ich wählte diesen letzteren Weg, fuhr mit der Raaber Eisenbahn nach der ersten ungarischen Station Parndorf, und kreuzte noch ein gutes Stück ostwärts in die Parndorfer Pußta hinüber um wieder zurück gegen die Nordspitze des Neusiedler Sees zu laviren. Welch ein Contrast mit der hochromantischen Stromlandschaft von Preßburg, Theben, Hainburg, die ich in den vorhergehenden Tagen geschaut hatte, und gegen die Idylle von Rohrau! Und doch war ich nur wenige Stunden Wegs von allen diesen Orten entfernt. Ein furchtbarer Nordweststurm, den mir nachgehends selbst die Leute der Gegend für unerhört heftig erklärten, fegte über die kahle, baumlose Fläche, Schneewirbel untermischt mit Regenschauern vor sich hertreibend; die bergigen und hügeligen Hintergründe, welche sonst gen Norden und Westen abschließen mögen, waren nicht zu sehen, alle Formen zerflossen in tonloses Wolken- und Nebelgrau und nur der braune Boden der noch winterlichen Haide breitete sich unabsehbar vor meinen Füßen. Nun war ich doch gewiß in Ungarn, und begann im Voranschreiten ganz unvermerkt meine Kleidung zu magyarisiren. Den Hut ließ mir der Sturm keine Minute auf dem Kopf; also drückte ich ihn zusammen, zwängte ihn in die Reisetasche und setzte ein Hauskäppchen auf, welches auf die Entfernung ungefähr wie eine ungarische Mütze aussah, und die Ungarn nannten es später wirklich meine „deutsche Kucsma"; das hielt gegen den Wind. Die Hosen steckte ich in die Stiefel,

nach Art der Ungarn, denn alle Augenblicke sank ich bis über die Knöchel in den durchweichten Boden oder trat in eine Pfütze; den Rockkragen stellte ich auf, daß er zum stehenden ungarischen Kragen wurde, nicht aus Vorliebe für das Magyarenthum, sondern damit ich die Ohren nicht erfror; und da ich bei Preßburg gesehen hatte, wie zweckmäßig sich die slavischen Bauern der Umgegend durch eine Kapuze von Schafspelz gegen den Wind schützen, so schwang ich meinen Plaid als eine Kapuze um den Kopf und verband Mund und Nase mit dem Taschentuch, weil es mir sonst unerträglich gewesen wäre im schnellen Schritt den eisigen Wind einzuathmen, der mir den ganzen Tag unabläßig in's Gesicht schlug.

Nachdem ich mich solchergestalt völlig nationalisirt hatte, ging es lustig weiter, bis mich Pferdegetrappel aus meiner stillen Beschaulichkeit weckte. Es war eine Reihe kleiner Leiterwagen, mit zwei bis drei Pferden bespannt und je von einem Kroaten geführt, welche nach Neusiedel zu Markte fuhren. Die Leute, bis über den Kopf in ihre Röcke aus Schaffellen gewickelt, bedeuteten mir aufzusteigen, da sie vermuthlich nicht ahnten, daß Jemand zum Vergnügen hier zu Fuß gehen könne. Allein ich lehnte es ab, bis mich ein verspäteter Nachzügler, der im scharfen Galopp von hinten heran kam, fast über den Haufen gerannt hätte. Das hielt ich für einen Wink des Schicksals und stieg auf, fand aber bald, daß es für einen geborenen Deutschen fast leichter sey zu gehen, als auf einem solchen Wagen zu fahren. Quer über das Vordertheil des Wagens war nämlich ein unbefestigtes Brett gelegt, worauf ich mich mit dem Kroaten derart schaukeln mußte, daß wenn der Eine plötzlich aufgestanden wäre, der Andere auf der entgegengesetzten Seite hätte hinunterschnappen müssen. Die kleinen, geschundenen, katzenartigen Pferde liefen von selber beständig Galopp, der Fuhrmann hatte keine Peitsche und gebrauchte nur selten den Zügel, die Räder sanken bald in ein Loch, bald stießen sie wider einen Erdhaufen, der Wind traf uns in immer gewaltsameren und plötzlicheren

Stößen, und da ich mich sonst nirgends anlehnen oder halten konnte, so schlug ich den Arm fest über die Schulter meines Kroaten, und in dieser freundschaftlichen Umschlingung begannen wir bald das lebhafteste Gespräch, natürlich auf deutsch; denn in dem Gränzstriche des ungarischen Leithawinkels, wo Deutsche, Magyaren und Kroaten unter einander wohnen, verbindet sie Alle doch wieder das gemeinsame Verständniß der deutschen Sprache. Der Mann fragte mich nach meinem Wanderziele; und da ich es für gut fand, ihm nur Oedenburg als solches zu bezeichnen, so rieth er mir, nicht den Streckweg durch den Neusiedlersee zu gehn, denn ich würde dort bis über die Kniee in den Schlamm einsinken.

Dieser See, welchen Geographen in der Studierstube wohl gar das Gegenstück des Bodensees am Ostsaume der Alpenausläufer genannt haben, existirt nämlich seit zwei Jahren nur noch auf den Landkarten; im trockenen Sommer verschwand er damals zum größten Theile. Uebergroße Sommerhitze, Regenmangel ist überhaupt die gefürchtetste Landescalamität für Ungarn. Der Kroat sagte, zwei Jahre habe der See gebraucht, um zu verschwinden, in zwei Jahren aber werde er wiederkehren; vor zweihundert Jahren sey es schon einmal geradeso gewesen. Die Fischer in den westlichen Uferdörfern verkauften jetzt Karpfen aus Wien, in zwei Jahren würden sie wieder ihre eigenen Karpfen nach Wien bringen. Denn der See sey doch nicht ganz verschlupft; ein großer Trichter in der Mitte des Beckens habe die Hauptmasse des Wassers verschlungen, einzelne stattliche Teiche bestünden noch. So beginnt der Volksmund bereits sagenhaft von dem verlorenen See zu reden. Wer freilich das äußerst flache Becken des Neusiedlersees betrachtet (die größte Tiefe betrug nur 13 Fuß) und die Gestalt des umliegenden Landes, welches durch Hügelketten auf der einen Seite fast alle Zuflüsse ablenkt und auf der andern in die unabsehbare Fläche des Hanság-Sumpfes verläuft, der begreift, wie der See, auch ohne jenen geheimnißvollen Trichter, bei der steigenden Austrocknung des Hanság gleichfalls ver-

trocknen mußte und sich auch in zwei Jahren schwerlich wieder füllen wird.

Der verlorene Neusiedlersee ist uns aber ein noch ächteres Wahrzeichen des Landes als da er mit dem schönsten Wasserspiegel erfüllt war. Sein Gestade sagt uns, daß wir inmitten einer deutsch redenden Bevölkerung dennoch bereits auf ungarischem Boden stehen. Ungarn ist kein Land der großen, klaren, tiefen Seen, sondern vielmehr der Sümpfe, Moräste und Binnenmarschen, die von alten verlorenen Seebecken übrig geblieben sind, und der Neusiedlersee mit dem Hanság verkündet uns als ein bis zur deutschen Gränze vorgeschobener Vorposten die großen Sumpfniederungen Centralungarns an der Theiß, am Körös, Maros und der Donau. Das westliche Ufer des Neusiedlersees mit seinem trockenen Hügelboden und den großen, theilweise ummauerten Ortschaften bietet uns noch deutschen Charakter in Volkes- und Landesart, das östliche mit den weit verstreuten kleinen Ansiedelungen des Hanság versetzt uns ganz auf ungarischem Boden und nährt uns rasch den Magyaren.

Dies aber ist das wunderbar Fesselnde des Gränzwinkels zwischen Preßburg und Oedenburg, daß hier nicht bloß Leute von dreierlei Nationalität durch einander verstreut wohnen, sondern daß auch zugleich auf engstem Raume die Hauptformen ungarischer Landesart, hart neben der deutschen, im Kleinen vorgebildet sind. Die Schütt und der sogenannte Heuboden bei Preßburg öffnet uns beim ersten Schritte auf ungarisches Gebiet die Perspektive auf das große Niederungsbecken des mittleren Donaulandes, die Parndorfer Haide gibt uns einen kleinen Vorschmack der Pußten, und der Neusiedlersee den Typus jener Sümpfe und Moräste, welche Ungarn kennzeichnen. Zugleich aber sehen wir diese dreifache Form des Tieflandes, welches sich gen Osten endlos in die Ferne verliert, gen Westen, das ist an der Gränze, von Bergen umsäumt: die kleinen Karpathen und die letzten Ausläufer des deutschen Alpensystems im Leithagebirge treten sich an der deutsch-ungarischen Strompforte von Angesicht zu Ange-

sicht gegenüber, nur durch die Breite des Donaubettes getrennt. Auch hierin liegt ein feines Wahrzeichen. Für Ungarn ist nicht schlechthin die Ebene charakteristisch, wie für Polen, sondern das Flachland in riesigem Bogen von Gebirgen umsäumt. Durch Gebirgspforten treten wir aus deutschem und slavischem Gebiet in die ungarische Tiefebene, Ungarns Doppelhauptstadt, Pesth-Ofen, liegt am letzten Vorberge des Bakonyerwaldes, die alte Krönungsstadt Preßburg am Fuße der kleinen Karpathen, die namengebende Stadt Unghvár vor den Ausläufern der großen Karpathen, im ungarischen Wappen trägt ein dreigipfeliger Berg das Patriarchenkreuz und die Ungarn haben ihren Krönungshügel und ihren heiligen Berg als besondere Nationalheiligthümer: Flachland am Vorgebirge oder mit den Bergen in blauer Ferne, das ist wenigstens eben so ächt ungarische Landschaft wie die endlose Fläche der Pußta.

Ein prächtiges Bild solcher berggesäumten Haide- und Sumpfflächen that sich vor mir auf, als ich, von der Parndorfer Haide herüberkommend, unsern Geoys den Nordrand des Neusiedlersees und die Preßburg-Oedenburger Landstraße gewann. Die Schneewirbel, welche bis dahin jeden Fernblick verschleiert hatten, zerstoben und gaben der Sonne Raum. Rechts zur Seite trat der letzte steile Vorhügel des Leithagebirges, mit einer Kapelle bekrönt, in den Vordergrund und seitab dehnten sich weithin die waldigen Leithahöhen gen Eisenstadt hinüber, vor mir breitete sich der grüne Boden des Seebeckens, von einzelnen blitzenden Wasserstreifen durchzogen, erst Ackerland, dann Wiesland, dann Sumpf, und weiterhin ein breit gedehnter brauner Sumpfboden, ferne von einer Schneefläche begränzt, die am äußersten Saume des Horizontes durch einen blau und grau verdämmernden Wald abgeschnitten wurde, welcher fast unmerklich mit dem graublauen Himmel zusammenschmolz. Es war ein wundersam ergreifendes Stimmungsbild: nur rechts im Vordergrunde die plastische Form, dann Alles formlos abgetonte Farbenscala in lauter gebrochenen Mitteltinten, ein unvergleichliches Problem für einen Coloristen.

Denn was eben die großen Coloristen am liebsten thun, das hatte hier die Natur geschaffen: aus lauter Schmutzfarben die reinste Farbenharmonie. Im Sommer mag diese Landschaft kälter seyn, die gebrochenen Töne werden sich in grelles Grün, Gelb und Blau verwandeln; jetzt im kalten März schwelgte ich in den warmen Farben dieser ächt ungarischen Palette, obgleich mir der Wind um die Ohren pfiff, daß ich kaum stehen bleiben konnte.

Von Preßburg bis Bruck ist die politische Gränze Ungarns zugleich eine landschaftliche; deutsches Hügelland auf der einen, ungarisches Flachland auf der andern Seite. Eine Volks- und Sprachgränze ist sie aber nicht, denn die überwiegend deutschen Ansiedelungen reichen hier bis in die Schütt und bis Raab hinüber; die Landschaft spricht also viel früher ungarisch als das Volk.

Südlich von Bruck läuft die politische Gränze theilweise auf der Wasserscheide des Leithagebirges und umspannt ein Bergland zwischen Leitha und Neusiedlersee, welches uns landschaftlich ganz in deutsche Mittelgebirgsscenerien versetzt. Den städtischen Mittelpunkt dieses Winkels bildet Eisenstadt, den südlichen Flügelpunkt bezeichnet Oedenburg. Hier haben wir also deutsche Landschaft auf ungarischem Boden.

Die Ortschaften dieses welligen Berg- und Hügellandes sind entweder deutsch oder kroatisch; die Ortsnamen deutsch und magyarisch. Die Deutschen haben die Cultur- und Sprachherrschaft; die Magyaren suchen hier wie anderswo mit ihrem neu gewonnenen politischen Regiment auch ihre Sprache und Sitte breiter einzubürgern, und da man heute schon sagt, daß Wien anfange halb ungarisch zu werden, so muß Eisenstadt, Oedenburg und Preßburg doch wohl auch ungarischer als vordem geworden seyn. Die Kroatendörfer erscheinen wie eingestreute

Colonien und ihre Bewohner wie ein absterbendes Volkselement. Früher rühmte man die Größe und Stärke der kroatischen Männer dieser Gegend und die Schönheit der Mädchen. Das soll jetzt anders geworden seyn. Die Leute arbeiteten sonst nur so viel sie mußten und producirten bloß, was sie brauchten. Inmitten der fleißigen, theilweise industriellen ungarisch-deutschen und niederösterreichischen Gränzbevölkerung kann sich ein so lässiges Naturvolk nicht lange mehr behaupten: durch die gesteigerte Wirthschaft wird sein nationaler Typus umgestaltet, oder es wird völlig hinweg gearbeitet. Seit die Kroatenkinder in die benachbarten Fabriken gehen, soll sich der ganze Volksschlag merklich verändern.

Alles zusammengenommen macht die Gegend am Leithagebirge und am Neusiedlersee den Eindruck einer deutschen „Mark" im mittelalterlichen Sinne des Wortes, das heißt, wir finden uns auf fremdem Boden, aber dieser äußerste Saum fremden Landes steht unter deutscher Culturherrschaft, er ist ein zur Schutzwehr der wirklichen Gränze ins Ausland vorgeschobener Vorwall. Oesterreich hat noch viele solcher „Marken": möge man ihre deutsch-nationale Bedeutung in Wien niemals vergessen.

Das sprechendste Sinnbild dieses deutschen Marken-Charakters des westungarischen Gränzsaumes bieten die Ortsnamen: fast alle Dörfer und Städte führen hier zwei Namen, einen deutschen und einen magyarischen. Nur im seltneren Falle ist der eine Name eine bloße Umbildung des andern, oder eine wörtliche Uebersetzung, weit öfter drücken beide einen ganz andern Begriff in völlig selbständigem Worte aus; Deutsche und Magyaren mögen sich viel leichter wechselweise unterdrücken als ausgleichend vermischen. Die deutschen Namen der Städte kennt man in der ganzen Welt, die magyarischen lernt man meist erst hier an Ort und Stelle kennen, und Poststempel, Eisenbahnfahrpläne, Ortstafeln und Wegweiser sorgen jetzt genügend dafür, daß wir erfahren, Preßburg heiße Posony, Oedenburg Sopron, Raab Györ, Wieselburg Mosony, ja Wien selber bleibe in Ungarn nicht

Wien, sondern heiße Becs*). So heißt Purbach am Neusiedlersee Fekete Város (Schwarzstadt), Donnerskirchen Feher Egyháza, Kroisbach Rákos, Holling Boz, daneben aber auch Weyden Védeny, Gols Gállos, Somarein in der Schütt Somorja in bloßer Lautumbildung.

In den meisten Fällen kann man nachweisen, daß die deutsche Form der Ortsnamen des ungarischen Leithawinkels älter sey als die magyarische; aber nicht in allen. Denn es haben hier, nach kleinen Strichen wechselnd, verschiedene Einwanderungen und Rückströmungen im Laufe der Jahrhunderte stattgefunden. So sitzen im Hügellande des Oedenburger Comitats die „Hienzen," deutsche Bauern, welche schon vor den Magyaren zur Karolingerzeit hier eingewandert sind, während die deutschen „Haidebauern" am Neusiedlersee erst im sechzehnten Jahrhundert, also lange nach den Magyaren kamen. Das treue Festhalten an den grundverschiedenen Doppelnamen aber bezeugt jedenfalls, daß der Einfluß der einen Nationalität niemals völlig und dauernd Herr zu werden vermochte über die andere.

Die „Hienzen" und die „Haidebauern" führen mich noch zu einer Bemerkung in Parenthese. Nach Czoernig sollen die Hienzen bayerischen, allemannischen und fränkischen Stammes seyn, die Haidebauern dagegen Schwaben. Wir erhalten also in der kleinen Gränzecke an der Leitha und dem Neusiedlersee neben den scharf abstechenden landschaftlichen Typen zugleich die bunteste Musterkarte der Volkselemente: Deutsche viererlei Stammes und Kroaten und Magyaren dazu.

Eisenstadt, welches ich auf so langem Umwege endlich erreiche, heißt auf magyarisch Kis Márton, das ist Klein-Martin,

*) Es ist bezeichnend für Oesterreich als die polyglotte Monarchie, daß nicht einmal die Hauptstadt bei allen Völkern des Reiches einen Namen von gleicher Wurzel hat. Zwar sagt der Italiener und Rumäne Vienna, der Böhme Viden, der Pole und Ruthene Wiéden; der Slovene dagegen Dunaj, der Kroate und Serbe Bec, der Magyare Becs (sprich Betsch).

im Gegensatze zu Nagy Márton, Groß-Martin, dem jetzt kleinern Mattersdorf. Der kleine und der große Martin lockt mich aber zu einer Episode, womit sich diese Betrachtung über die deutsche Mark zwischen Preßburg und Oedenburg nicht unpassend abschließt.

Vor dem hohen Chore der Preßburger St. Martinskirche steht eine lebensgroße Metallstatue von Donner, also aus dem achtzehnten Jahrhundert. Sie stellt den heiligen Martin von Tours dar, wie er vom Pferde herab mit seines eigenen Mantels Hälfte den nackten Bettler bekleidet. Der Heilige trägt eine ungarische Mütze und ungarische Sporenstiefel und zerschneidet den Mantel mit einem Husarensäbel. Obgleich die Gruppe der neueren Kunst angehört, war es doch ächt mittelalterlich, den gallischen Bischof des vierten Jahrhunderts als einen modernen Ungarn zu kleiden; denn der mittelaltrige Künstler plagte sich nicht mit culturgeschichtlichen Costümstudien, sondern gewandete seine Heiligen am liebsten nach eben gangbarer Landessitte. Hätte Donner denselben heiligen Martin für eine deutsche, französische oder italienische Stadt modellirt, so würde er ihm vermuthlich ein etwas verzopft antikes Gewand und römische Soldatenstiefel gegeben haben; für Ungarn taugte ihm die mittelalterliche Auffassung, welche den vor nahezu anderthalb tausend Jahren verstorbenen gallischen Bischof arglos in die ungarische Gegenwart rückt. Die eigensten Charakterzüge des Magyarismus waren und sind bis auf diesen Tag noch großentheils mittelalterlich.

Der Husarensäbel des heiligen Martin von Tours hat aber auch noch einen anderen Grund. Denn obgleich der berühmte Bischof im fernen Gallien die Stätte seiner historischen Thaten fand, war er doch in Pannonien geboren und zwar zu Sabaria, das ist das heutige Stein-am-Anger, welches die Magyaren Szombathely nennen. Freilich ist er darum noch kein geborener Ungar, weil es eben zu Kaiser Konstantins Zeiten überhaupt noch keine Ungarn im Eisenburger Comitat gegeben hat. Allein

wenn es nationale Besitz-Ansprüche gilt, dann greift ein für seine Nationalität begeistertes Volk gerade so ungenirt rückwärts über die Geschichte hinaus, wie es der Geschichte vorgreift. Und also hatten die Ungarn ganz recht, wenn sie sich den pannonisch-gallischen Martinus des vierten Jahrhunderts als einen ächten Magyaren des achtzehnten darstellen ließen. St. Martin ist ein ungarischer National-Heiliger; verschiedene Dörfer tragen ihren Namen von ihm, während sie auf deutsch ganz anders benannt sind, vor Allem aber ist der „heilige Berg der Ungarn," Szent Márton bei Raab, auf den Namen des Bischofs getauft; warum soll also ein Heiliger, der dem Lande so viele gute Dienste geleistet, nicht ungarische Stiefel tragen?

Diese Statue steht, wie gesagt, vor dem Chore der Preßburger Martinskirche, auf der Straße. Tritt man ins Innere des gothischen Gebäudes, welches eben in der Restauration halbwegs vollendet ist, so fesselt zumeist wiederum der Chor: — es ist der Ort, wo durch lange Zeit die ungarischen Könige gekrönt wurden. Eine Tafel in der Wand, noch moderner als die Statue draußen, besagt uns das und zählt die Namen der hier gekrönten Häupter auf — in deutscher Sprache.

Wenn der Ungar den Bischof von Tours als einen der berühmtesten Patrone des Landes seinen Landsleuten vorführen wollte, so costümirte er ihn ungarisch; wenn er aber aller Welt erzählen wollte, daß hier seine Könige gekrönt seyen, so mußte er's in deutscher Sprache thun.

Die alten deutschen Einwanderer haben Eisenstadt vor tausend Jahren seinen Namen gegeben; aber erst vor hundert Jahren hat der Wagnerssohn von Rohrau dem versteckten Städtchen einen Namen gemacht. Hier fand Joseph Haydn von 1760 bis 1790 die Stätte seiner kunstgeschichtlich epochemachenden Wirksamkeit, seines kräftigsten und eigensten Schaffens. Und obgleich

Haydn schon vor seiner Eisenstadter Zeit die ersten Quartette und Symphonien schrieb, so kann man doch Eisenstadt die Wiege des deutschen Quartetts und der deutschen Symphonie nennen; denn nicht der früheste halbreife Versuch, sondern die erste Stufe der Vollendung und des nachhaltig durchschlagenden Erfolges ist hier das Entscheidende. Von Eisenstadt aus eroberte Quartett und Symphonie die musikalische Welt; es begann eine neue Kunstepoche, die klassische Blüthezeit der reinen Instrumentalkunst, der absoluten Musik.

Welch ein Wechsel der Scenerie, wenn wir uns von Rohrau nach Eisenstadt versetzen! Rohrau, ein unscheinbares Dorf mit dem heimeligen Schloß und Garten versteckt sich in den Auen der Leithaniederung, Eisenstadt, die Bergstadt, unmittelbar vor dem höchsten Gipfel des Leithagebirges hoch gelegen, beherrscht die Gegend weithin, sein großer Thiergarten und die von alten Lindenalleen beschatteten Landstraßen verkünden dem Wanderer schon von fernher eine fürstliche Residenz im glänzenden Style des vorigen Jahrhunderts.

Wohin wir ringsum die Schritte lenken, zeigt sich die schönste Nachbarschaft: Weingärten, Waldberge und fruchtbare Hügel, verknüpft mit weiten, malerischen Fernsichten, die uns das sumpfige und öde Flachland eben nur als einen in Farbenharmonie verklärten duftigen Hintergrund malen. Vornehme Weine von mancherlei Art wachsen, wofern man den Schritt etwas groß nimmt, gleichsam vor der Thüre: der süße Ruster, ein Frauenwein, an die Rebe des Südens erinnernd, der geistvolle Oedenburger, rheinweinartig, ein Trank für Männer, während der Eisenstadter (bei St. Georgen) wenigstens als bürgerlicher Hausstrunk gelten mag für beiderlei Geschlecht. Ueberall eine heitere, reiche Natur, zum frohen Lebensgenusse stimmend und verschönt von der Kunst, welche uns in dem berühmten parkartigen Schloßgarten von Busch- und Baumgruppen zu Teichen, Wasserfällen, Felsen, Tempeln, Statuen, einer Allee von Rosenbäumen und zuletzt zu einem Berggipfel führt mit einer landschaftlichen Rund-

schau so schön und großartig, daß sich in keinem Herrengarten der ganzen österreichischen Monarchie ihres Gleichen finden soll. Wir stehen in einem abgelegenen Gränzwinkel, wir fühlen die tiefe Einsamkeit des Ortes und doch beschließt derselbe eine so reiche kleine Welt der Schönheit in sich, daß wir sagen müssen, für den still aus sich heraus ins Große schaffenden Künstler ließe sich kaum eine anregendere Stätte denken.

Das fürstlich Esterhazy'sche Schloß zu Eisenstadt versteckt sich nicht zwischen Bäumen, wie der trauliche Herrensitz von Rohrau; es thronet frei und hoch und schaut als ein Wahrzeichen weit ins Land hinein. Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts in großen Verhältnissen prächtig und prunkhaft aufgeführt, erinnert es an die imposanten Wiener Palastbauten und übertrifft an Masse und Schönheit die Residenz gar manches regierenden deutschen Fürsten. Der neue Anbau und Umbau vom Jahre 1805 mag zwar Vieles anders gestaltet haben, als es zu Haydn's Eisenstadter Zeit gewesen, allein er bewahrte wenigstens die für uns merkwürdigsten Räume, die beiden Concertsäle.

Gegenwärtig ist nun freilich der Glanz des Eisenstadter Hoflebens verblichen und es ruhet vielmehr die melancholische Poesie der versunkenen Herrlichkeit auf dem stolzen Schlosse. Seit der „Esterhazy'schen Katastrophe", wie man hierzuland zu sagen pflegt, ward es gar stille in Eisenstadt, und der Reichthum des Fürstenhauses ist nicht mehr in dem Sinne sprüchwörtlich wie vor hundert Jahren, als man hohe Gäste von nah und fern mit wahrhaft königlichen kunstgeschmückten Festen ehrte. Die große Lindenallee, welche vom Neusiedlersee herüberführt, auf stundenweit den Herrensitz ankündend, fiel im Frühjahr 1868 unter dem Beile, da die Bauern dem Fürsten das Recht nicht mehr zugestehen wollten, ihre Grundstücke mit aristokratischen Bäumen zu beschatten, welche schmücken aber keine Früchte tragen. Statt der 197 Grenadiere, die noch vor sechzig Jahren die Wachmannschaft des Schlosses bildeten, sah ich nur einen einzelnen Diener

im Portale auf und niedergehen, und was jedenfalls bedauerlicher, die Mannschaft der einst so berühmten und zahlreichen Musikkapelle ist jetzt auf ein Trio, zwei Violinisten und einen Contrabassisten zusammengeschmolzen, welche aber immer noch unter einem fürstlichen Kapellmeister stehen, dem vierten und wie er selber glaubt, letzten Nachfolger Haydn's. Die Amtsthätigkeit des Herrn Kapellmeisters Zaitz, dessen freundliche Führerschaft mir meine besten Eisenstadter Eindrücke aufschloß, beschränkt sich dann auch nur noch auf die Leitung des Kirchengesanges und die Bewahrung des Musik-Archivs im Schlosse.

Die Esterhazy'schen Finanzen werden sich nun freilich wieder bessern und bei einem Majorate, welches in Ungarn allein 71 Quadratmeilen umfaßt und einen Kapitalwerth von eben so viel Millionen Gulden darstellt*) ist die Rückkehr des alten Reichthums vielleicht nur eine Frage der Zeit. Allein jene Herrlichkeit, von welcher das Schloß zu Eisenstadt erzählt, wird darum doch nicht wiederkehren; denn sie wurzelte in den politischen und Culturbedingungen einer begrabenen Epoche.

Die Geschichte des Hauses Esterhazy bietet Thatsachen, welche sich ungesucht in den Gedankengang dieses Aufsatzes fügen. Ich will sie wenigstens andeuten, bevor ich den Blick vom Eisenstadter Schlosse zur Stadt lenke.

Die Familie Esterhazy von Galantha, obgleich nach Name und Stamm magyarisch, fand Ausgang und Schwerpunkt ihrer Macht und ihres Besitzes im Preßburger und Oedenburger Comitat, das heißt auf überwiegend deutsch ungarischem Gränzboden. Der eigentliche Gründer der Größe des Hauses, Nikolaus Esterhazy (1582 bis 1645) hatte seinen Lieblingssitz bereits in Großhöflein bei Eisenstadt, und seine Nachfolger wählten Eisenstadt zu ihrer bevorzugten Residenz, obgleich sich ihre Güter nachgerade

*) Ich benütze hier wie bei den nachfolgenden historischen Notizen die gediegene Monographie über „das fürstliche Haus Esterhazy" von K. v. Horvath und Emmerich v. Hajnik im dritten Jahrgang der „Oesterreichischen Revue."

über fast ganz Ungarn ausbreiteten und zuletzt den fünfundzwanzigsten Theil der productiven Bodenfläche des ganzen Königreichs einschlossen.

Zwei Häupter des Hauses sind es, welche als Staatsmänner im siebzehnten Jahrhundert hervorragten und dem Hause eine bestimmte historische Signatur gaben: eben jener Nikolaus und dessen Sohn Paul (1635 bis 1721). Beide suchten fortwährend zu vermitteln zwischen den Interessen Ungarns und der habsburgischen Dynastie und leisteten dadurch dem österreichischen Kaiserhause die wesentlichsten Dienste in den verworrenen ungarischen Händeln jener Zeit. Diese große Rolle der beiden Esterhazy's spielt von den Tagen der Erwählung des nachmaligen Kaisers Ferdinand II. zum Könige von Ungarn (1618) bis zur Erringung des Erbrechtes der ungarischen Königswürde für das Haus Habsburg (1687). Nikolaus hat am 1. Juli 1618 dem Könige Ferdinand das Banner im Krönungszuge vorgetragen und Paul Esterhazy hat am 9. Dezember 1687 dem ersten erblichen Könige von Ungarn die Krone aufs Haupt gesetzt. Noch auf seinem Todesbette schrieb jener Nikolaus: „Ein Tollhäusler ist, wer da glaubet, daß ein für sich bestehendes Fürstenthum Ungarn diese Nation und das Vaterland zu erhalten im Stande sey." Die dauernde Verbindung Ungarns mit dem deutschen Herrscherhause, das Gravitiren des Magyarenlandes nach Wien hinüber bezeichnet jene Periode, in welcher die Esterhazy's reich und mächtig wurden.

Doch vergaßen sie auch damals nicht, daß sie Magyaren waren. Und eben jener ältere Paul Esterhazy wurde zuletzt bei Seite geschoben, weil er den österreichisch-ungarischen Centralisationsplänen widerstrebte, wie sie unmittelbar nach dem Gewinn der erblichen Stephanskrone in Wien auftauchten. Sein Enkel Nikolaus, welchen man, wohl in Erinnerung an Lorenz von Medici, den „Prächtigen" nannte, schuf eine zweite Periode des Glanzes für das fürstliche Haus im achtzehnten Jahrhundert. Sie fällt wiederum bezeichnend in die Zeit wo Maria Theresia

klug und vorsichtig, Joseph II. rasch und unbedacht Ungarn deutsch und österreichisch zu machen suchten. Damals begann namentlich der Adel die ungarische Tracht und Sitte abzulegen und die heimische Sprache am Wiener Hofe zu verlernen. Damals wurde in Eisenstadt deutsche und italienische Kunst gepflegt, französischer Prunk entfaltet und in dem benachbarten Esterháza ein ungarisches Versailles geschaffen. Der Name Esterhazy wurde den Historikern der Musik und der Malerei geläufig: den Einen, weil in Eisenstadt die Wiege der Wiener Tonschule stand, den Andern, weil jener prachtliebende Nikolaus und sein gleichnamiger Sohn die berühmte esterhazysche Gallerie nachmals in Wien gründeten, welche so lange als eine der ersten Kunstsammlungen Deutschlands galt, bis sie der ungarische Patriotismus des Hauses neuerdings nach Pesth verpflanzt hat.

So werden wir also auch bei der Geschichte des Hauses Esterhazy überall daran erinnert, daß wir uns in Eisenstadt auf deutschem Boden innerhalb der ungarischen Gränzen befinden.

Aber nicht bloß Schloß und Landschaft von Eisenstadt, auch das Städtchen hat seinen besonderen Charakter und bedeutet etwas für sich: es ist die letzte ächt deutsche Kleinstadt dieses Gränzstriches. Die größeren Nachbarstädte Preßburg und Oedenburg sind zwar auch in ihrem Kerne deutsch, allein schon das bunte Gemisch der durch Handel und Verkehr dort zusammengeführten Slaven und Magyaren, an Physiognomie, Tracht, Sprache, ja am Fuhrwerk und den Pferden*) meist sofort erkennbar, gibt ihnen doch ein entschieden gemischteres, fremdartiges Gepräge. Nur die am unteren Eingange Eisenstadt's isolirt zusammengebauten Scheunen muthen uns ausländisch an, und die untere Kirche mit ihren alten Vertheidigungswerken, eine kleine Festung, erinnert an die Gränzlage des Ortes. Dieser Eindruck

*) Der magyarische Bauer reitet auf einem Pferde, der deutsche Bauer führt auch hier wie bei uns den schweren biederen deutschen Ackergaul, der Kroat dieses Gränzwinkels fährt mit „Katzen;" allen Dreien aber ist der weiße, großgehörnte ungarische Ochse gemeinsam.

ist uns aber nicht mehr neu, denn er begleitet uns von Preßburg und Hainburg herüber längs der ganzen Leithalinie: Zwischen Preßburg und Hainburg winken die Trümmer der hohen Preßburger Veste den letzten Abschied aus Ungarn nach, während uns bei Wolfsthal die aus Waldesgrün aufragende Ruine einer Burg den ersten Gruß aus Deutschland entgegen sendet; den Donaupaß beherrschet alsdann die „Hainburg die alte", wie sie im Nibelungenliede heißt und eine lange Mauer, welche vom Burgberge längs der Stadt zum Strome nieder zieht, sperret den Landweg; dann dehnt sich stundenweit eine Kette alter Schanzen von der Donau bei Petronell bis zum Neusiedlersee, an der deutschen Seite des Sees zeigen selbst die Dörfer Ueberreste alter Befestigung, und gelegentlich sagt uns ein Heiligenstock mit der Inschrift: „Behüt' uns vor der Pest", oder ein Türkenkopf als Ornamentstück eines alten Baues, daß jene Gränzwehren nicht bloß zwischen Deutschen und Ungarn, sondern auch zwischen dem Abendlande und den Türken errichtet wurden.

Eisenstadt baut sich in ziemlich langer Linie einen Berg hinan; der untere Theil ist durch jene feste Kirche bezeichnet, in der Hochstadt erhebt sich das Schloß, über dasselbe hinaus bergaufwärts gruppirt sich aber noch eine Art Vorstadt um eine zweite Kirche, die Bergkirche.

In der Gruft dieses seltsam complicirten Rundbaues ruhen die Gebeine Joseph Haydn's. Die meisten Leser werden Haydn's Grab auf einem Wiener Kirchhofe suchen, wie noch in vielen Büchern gedruckt steht, und sie finden dort auch die Stätte des ursprünglichen Grabes, durch den Stein bezeichnet, welchen ein dankbarer Schüler, Sigismund Neukomm, seinem Meister setzen ließ. Allein der Sarg, welcher Haydn's sterbliche Ueberreste umschließt, wurde elf Jahre nach seinem Tode auf Anordnung des Fürsten Esterhazy hieher übertragen. Ein einfacher Stein an der Innenwand der Kirche mit einer verhüllten Lyra und langer lateinischer Inschrift bezeichnet den Ort. Ich erfuhr erst später in Wien, daß man auch in die Gruft hinabsteigen könne, daß

es aber nicht sehr erbaulich da unten aussehe; Haydn's Sarg stehe zwischen den Särgen eines Hauptmannes und einer Sängerin. Der Gedanke, dem Meister in Eisenstadt, der Stätte seines reichsten Wirkens, einen letzten Ruheplatz zu bereiten, war ohne Zweifel würdig und schön. Allein nicht in der alten, arg verzopften Bergkirche, sondern unter den Bäumen des herrlichen Parkes hätte der Frühlingsverkünder der neueren deutschen Tonkunst ruhen sollen, der Naturpoet der Instrumentalmusik, welcher nicht bloß in der „Schöpfung" und den „Jahreszeiten", sondern meines Erachtens viel reizender und tiefer noch in so vielen Symphonien und Quartetten seine helle Freude an Gottes frischer freier Welt bald jubelnd, bald kindlich andachtsvoll in alle Lande hinaus gesungen hat.

Das Haus, welches Haydn bewohnte, lag im mittleren Theile des Städtchens, nicht weit vom Schlosse. Das Schloß selbst aber, in welchem er drei Jahrzehnte lang musicirte und dirigirte, bewahrt uns seine besten Reliquien, seinen musikalischen Nachlaß.

Noch zeigt man im Schlosse den großen und kleinen Concertsaal. Der größere, ein stattlicher, hoher Raum von bereits etwas verblichener Pracht, war für die Opern und großen Concerte bestimmt, der kleinere gehörte der Kammermusik und dem kleinen Orchester. Die jetzige Generation erzählt davon freilich nur noch vom Hörensagen, denn die Musikherrlichkeit, welche auch nach Haydn's Abgang noch geraume Zeit im Schlosse waltete, ist längst verklungen. Leuchtenden Auges berichtete mir mein Führer von dem letzten Concert, welches vor dreißig Jahren in diesen der hohen Muse der Symphonie geweihten Räumen gegeben wurde: „das war unvergleichlich schön; am einen Ende des Saales spielte Johann Strauß, der Walzerkönig, und dann abwechselnd am andern Ende eine Bande Zigeuner. So ändern sich die Zeiten!" —

Neben dem großen Concertsaale befindet sich das „Musik-Archiv", mit einem Original-Porträte Haydn's geschmückt, welches

den Künstler lebensgroß, fast ganze Figur, sitzend darstellt. Es zeigt uns Haydn bereits als älteren Mann, dem Augenscheine nach etwa als Sechziger, ist ganz wacker gemalt und meines Wissens wenig bekannt. Haydn hatte Unglück mit seinen Porträten; die verbreitetsten Stiche und Büsten stellen den lebensmüden Greis dar mit allen entstellenden Zügen des fast kindischen hohen Alters, während der Kopf nach früheren, seltener vervielfältigten Abbildungen in jüngeren Jahren fein, geistreich, ja anmuthig gewesen ist. Berühmte Männer sollten in dem Bilde ihrer vollen frischen Manneskraft vor dem Auge der Nachwelt stehen.

Doch zurück ins Eisenstadter Musik-Archiv, welches man anderswo eine Bibliothek nennen würde; in Oesterreich ist man aber mit dem Worte „Archiv" sehr freigebig und selbst die Wiener Vorstadt-Theater haben ihr Archiv und ihren „Archivar". In seinen großen massiven Schränken birgt jenes Eisenstadter Archiv wirkliche Schätze. Eine reiche Auswahl von Musikwerken vorab des achtzehnten Jahrhunderts ist da aufgehäuft, darunter manches seltene und ungedruckte Stück, und die höchst mannichfaltige Auswahl, in welcher hier italienische und deutsche Meister vertreten sind, bezeugt, daß man in Eisenstadt wenigstens nicht einseitig musicirt hat.

Beim Einblick in die wohlgefüllten Notenschränke stieß ich auf ein erwähnenswerthes kunstgeschichtliches Phänomen. In überaus großer Masse liegen hier neben so vielem Anderem die handschriftlichen Werke Gregor Joseph Werner's, des Vorgängers von Haydn in der Eisenstadter Kapellmeisterei. Dieser Componist war mir bis dahin nur bekannt durch seine burlesken sogenannten „Tafelstücke", musikalische Possenspiele mit Arien und Recitativen, welche unter dem Titel „Gemüthsergözendes Tafelconfect", der „Wiener Tandelmarkt" und die „Bauernrichterwahl" in den Jahren 1750 und 54 erschienen sind. Die Musikalien in Eisenstadt zeigen uns aber einen ganz andern Mann: hier ist der burleske Local-Komiker ein höchst ernsthafter, musikalisch orthodoxer Kirchenkomponist, der im strengen Satze einen ganzen Berg

von Messen und verwandter Cultusmusik geschrieben hat. Ein ähnliches Doppelgesicht, unterschieden wie Tag und Nacht, haben aber auch andere oberdeutsche Musiker aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. So der Freisinger Placidus Camerloher, den Gerber als einen Vorverkünder des deutschen Streichquartettes namhaft gemacht hat: er springt gleich Werner mit beiden Füßen von der übervolksthümlichen Burleske zur ganz gravitätischen contrapunktischen Scholastik, wie man aus seinen wunderlichen Symphonien auf der Münchener Staatsbibliothek und aus seinen in Freising aufbewahrten Kirchenwerken ersehen mag. Und dann Florian Gaßmann, der in seinen Streich-Trios oft die reinste und roheste Kirmeß-Musik giebt, in seinen fugirten Quartetten hingegen als der gestrengste Magister auftritt, jeden leisen Anflug von Gemüth, Witz und Humor sofort mit gelehrtem Stirnrunzeln verscheuchend. Das Geniale bei Haydn und Mozart beruht nun aber gerade darin, daß sie diese Gegensätze von Ernst und Lustigkeit, von volksthümlichem Tanz- und Liedston und gearbeiteter Kunst in einander zu schmelzen und eben dadurch zu verklären wußten.

Ein ganz verwandtes Phänomen, wie es mir bei den beiden Eisenstadter Kapellmeistern Werner und Haydn vor Augen trat, zeigt sich übrigens in weit größerem kunsthistorischem Maßstabe, wenn wir die bald trocken gelehrte bald volksmäßig „grobianische" deutsche Literatur des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts mit jener Poesie des achtzehnten vergleichen, welche gleichfalls darnach rang, das volksmäßige und kunstmäßige endlich organisch zu verbinden, bis Goethe in seiner Frühperiode diesen Preis gewann und damit zugleich die höchste Weihe eines Klassikers.

Den interessantesten Bestandtheil der Eisenstadter Sammlung bildet Haydn's musikalischer Nachlaß. Er wurde unmittelbar nach des Meisters Tode vom damaligen Fürsten Esterhazy angekauft und von Wien hiehergebracht, wo er bis vor wenigen Jahren verschlossen und unbenützt liegen blieb. Da ge-

lang es endlich dem trefflichen Wiener Musikhistoriker C. F. Pohl, dem Verfasser des Buches „Mozart und Haydn in London", diesen Nachlaß untersuchen, ordnen und literarisch benützen zu dürfen. Früchte dieser Untersuchungen liegen bereits vor in dem eben erwähnten Buche, noch reicher werden sie zu Tage treten in der ersten umfassenden und kritischen Biographie Haydn's mit welcher Pohl eben beschäftigt ist, und die uns auch endlich einmal einen chronologischen Katalog der haydn'schen Werke bieten wird, und aus den Quellen geschöpftes Material statt der gangbaren oft genug mythischen Ueberlieferungen.

War es mir auch nicht vergönnt, Haydn's Nachlaß in Eisenstadt gründlich zu prüfen, so bin ich doch Einer der Wenigen, die ihn gesehen haben und zwar in einer Weise, daß ich ein allgemeines Urtheil über seinen Inhalt schöpfen konnte.

Der Nachlaß soll, wie man versichert, diejenigen Werke des Meisters enthalten, welche er selber bei seinem Tode besaß. Nun ist das zwar eine stattliche Masse von Notenbündeln; allein trotzdem würde dann Haydn an seinem Lebensabend lange nicht die Hälfte dessen sein eigen genannt haben, was er während mehr als fünfzig Jahren geschrieben und in die Welt geschickt hat. Die meisten der hier vorhandenen Werke gehören seiner letzten Periode an und der weitaus größere Theil wurde schon bei seinen Lebzeiten veröffentlicht. Nur selten begegnet man dabei der eigenen Hand des Componisten; die meisten Manuscripte sind Abschriften eines Notenschreibers. Wer aber weiß, wie erbärmlich incorrect viele und oft bedeutende Werke Haydn's gedruckt wurden und dann in weiteren Abdrücken mit einer immer wachsenden Schaar von Fehlern sich erfüllten, dem werden solche alte Copien aus dem Besitze des Meisters, und manchmal wenigstens durch seinen eigenhändigen Namenszug auf dem Titelblatte bestätigt, für die endliche Herstellung eines kritischen Textes doch nicht unwichtig erscheinen. Zeigte doch jüngst erst Franz Wüllner in der ersten correcten und vollständigen Partitur-Ausgabe der herrlichen Symphonie, welche Haydn bei seiner Doctor-

promotion in Oxford aufführte, was durch Handschriften-Vergleichung hier Alles noch zu gewinnen und zu leisten sey.

Es versteckten sich aber auch werthvolle Inedita in Haydns Nachlaß. Jene reizende Symphonie in H (vom Jahre 1772), welche vor zwei Jahren als ein völlig unbekanntes Werk von Rieter-Biedermann in Winterthur in Partitur gestochen und von Wüllner vierhändig bearbeitet wurde, stammt aus dem Eisenstadter Archiv. Auch die Partitur, nach welcher Lachner die Wiederaufführung des verschollenen Oratoriums Tobias in München unternahm und H. M. Schletterer den Klavierauszug (Wolfenbüttel bei Holle) verfaßte, findet sich hier.

Neben diesen und weiteren neuerdings gehobenen Schätzen berühre ich einen andern kleinen Schatz des Nachlasses, der noch seiner Hebung harrt und mir besonders in die Augen stach.

Man weiß, daß Haydn viele Compositionen für das Baryton, das Lieblingsinstrument seines Fürsten, geschrieben hat. Diese Arbeiten sind, wie es scheint, niemals veröffentlicht worden und waren wohl auch ausdrücklich bloß für den Fürsten verfaßt. Reiche Kunstfreunde hielten damals noch etwas auf solchen Alleinbesitz. Nun fand ich in Eisenstadt eine Sammlung von Trio's für Violine, Baryton und Violoncell, sehr elegant abgeschrieben, prächtig eingebunden und in einer besonderen Kapsel verwahrt; sie sind dem Fürsten gewidmet und tragen auf dem Titelblatte die Unterschrift von Haydn's eigener Hand: di me Giuseppe Haydn. Es sind ausgesetzte Stimmen, die ich nur rasch durchblättern konnte; allein auch ohne Partitur sah ich doch, daß hier eine Anzahl anmuthiger Streich-Trio's vorliegt, in jener freieren Form, welche man damals wohl auch „Serenade" nannte, aus größeren und kleineren Sätzen zusammengefügt, die gewiß noch geeignet wären, in weitesten Kreisen die Freunde einer feinen Hausmusik zu erfreuen. Die Quartettgeiger, welche zu Beethovens Trio's und zu Mozarts Divertimento greifen, wenn etwa der vierte Mann ausgeblieben ist, vermissen eine ähnliche Aushülfe aus Haydn's Feder. Sie könnte ihnen hier geboten werden.

Denn das Baryton, welches wir nicht mehr besitzen, ist in der Lage der Viola gehalten, und es bedürfte die Barytonstimme wohl nur einer Umschreibung in den Altschlüssel, um jene Trio's auch für uns vollkommen spielbar zu machen. Aber nicht bloß wegen des dreistimmigen Satzes, sondern auch wegen der eigenthümlich gebauten Form scheinen mir die Baryton-Trio's eine selbständige Ergänzung zu Haydn's Quartetten, Klavier-Trio's und Sonaten.

Auch ein Violinconcert fiel mir in die Hände, welches wahrscheinlich noch unbekannt ist und näherer Prüfung sicher würdig wäre. Hat doch Haydn's lange vergessenes Klavierconcert in D sich neuerdings wieder viele Freunde erworben und ist mit Erfolg öffentlich vorgetragen worden. Die Violine lag aber Haydn technisch weit näher als das Klavier, und an klassischen Violinconcerten haben wir wahrlich keinen Ueberfluß

Zum Schlusse erwähne ich noch der italienischen Opernpartituren Haydn's, welche uns aus dem Archive noch ein Stück Wegs über Eisenstadt hinaus führen sollen. Sie liegen in des Meisters eigener Handschrift vor, in jenen wohlbekannten kleinen, festen, eng gedrängten Noten, die in früheren und späteren Manuscripten immer wie mit derselben Feder, mit demselben Zuge geschrieben erscheinen, nur sehr selten durch eine Correctur oder Abänderung unterbrochen. Diese italienischen Opern waren für die Bühne von Esterháza bestimmt. Dort — am Südostrande des Neusiedlersees — in öder Einsamkeit zwischen Sumpf und Wald, hatte Haydn's fürstlicher Gönner in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein prunkvolles Schloß erbaut und (so liebte es jene Zeit) in abgelegener Einöde mit stolzen Alleen und Sommer- und Wintergärten umrahmt. Der berühmteste Schmuck von Esterháza aber war das Operntheater, wo besonders die italienische Oper gepflegt wurde. Man legt der Kaiserin Maria Theresia das Wort in den Mund: „Wenn ich eine gute Oper hören will, so gehe ich nach Esterháza."

Längst schon ist es stille geworden in Esterháza, die Kunst-

schätze sind ausgewandert, das Theater ist verschwunden, die alte Herrlichkeit des erkünstelten Prachtsitzes versank. Auch Haydn's italienische Opern sind verschollen und großentheils verloren, selbst die in Eisenstadt geretteten Opernpartituren sind lückenhaft, und nur eine Anzahl gedruckter Textbücher zeigt genauer, was früher vorhanden war und gibt Winke für die Chronologie von Haydn's Werken. In Goldpapier geheftet, erinnern uns diese Textbücher an die vornehmen Gäste, welche vordem in Eisenstadt und Esterháza mit Kunstgenüssen fürstlich bewirthet wurden — und das italienische Hofopernwesen jener Zeit erinnert uns dann selber wieder oft genug an Goldpapier. Die Gegenwart hat an Haydn's italienischen Opern gewiß nicht viel verloren; sie beurkunden was der geschickte Mann im herkömmlichen Geschmacke der Zeit leicht und sicher machen, nicht was er über die Zeit hinaus aus der Tiefe seines Genius schaffen konnte. Dennoch war die Schulung durch die italienische Oper für Haydn wie für Mozart nothwendig; sie schmeidigte die Härte und Trockenheit der überlieferten deutschen Technik und führte beide Künstler zu jener Universalität des Schaffens, in welcher die Musik wie die Poesie unserer klassischen Periode die großen Kunstepochen anderer Völker überragt und nur mit dem gleich universalen Schaffen der großen italienischen Maler des sechzehnten Jahrhunderts vergleichbar ist.

Bei Esterháza beginnt die magyarische Sprachgränze und der Hanság-Sumpf; dieser Ort bildet also den äußersten Vorposten unsers ethnographischen wie nicht minder unsers musikalischen Leithawinkels. Man kann aber auch von einer musikalischen Leithalinie reden. Sie ist freilich keine Gränze, sondern eine topographische Basis für den Entwickelungsgang des Vaters der modernen absoluten Musik und seiner Schule. Der Leser kennt bereits die Orte, welche er verbinden muß, um diese Grundlinie zu erhalten, die der Musikhistoriker mit dem Auge des Culturhistorikers betrachten möge: Hainburg, Rohrau, Eisenstadt, Esterháza. Aus Hainburg stammte die Familie des alten Matthias

Haydn und war von da nach Rohrau gewandert, wo Joseph geboren wurde, der aber dann wiederum in Hainburg die ersten Lehrjahre seiner Kunst durcharbeitete; in Eisenstadt fand er die Stätte seiner eigensten und reichsten Entwickelung, und während wir hier die Fülle seines Schaffens bewundern, gemahnt uns Esterháza, wie Haydn als Operncomponist wohl auch seine Kraft verschwendet und doch nicht ganz fruchtlos verschwendet hat.

Der Leithawinkel ist eine Völkerscheide. Es sind aber drei durch ihren Volksgesang besonders ausgezeichnete Völker, welche hier zusammenstoßen: die Deutschen, und zwar von dem so besonders sangesreichen bayerisch-österreichischen Stamm, die Magyaren und die Slaven, und zum Anhang dürfen wir obendrein auch noch die Zigeuner als Instrumentalisten erwähnen. Mozart aus den Salzburger Voralpen und Haydn aus dem Leithawinkel waren schon durch ihre Geburtsheimath vorbestimmt, die scholastisch versteifte Kunstmusik durch den frischen Volksliederton zu verjüngen. Gar Mancher hat es bereits ausgesprochen, daß man aus gewissen Haydn'schen Rondos die wild feurige Tanzmusik der Pußta herüberklingen höre, während Haydn anderseits in vielen seiner Menuette geradezu einen niederösterreichischen Ländler aufspielt. Die Sache geht aber noch tiefer. Haydns größte Originalität ruht vielleicht in seiner neuen, immer wieder überraschenden Rhythmik. Ich weiß keine Gegend auf deutschem Boden, wo das Ohr des Eingeborenen von Kindheit an und ganz von selber derart für rhythmische Contraste sich schärfen könnte, wie in unserm Gränzwinkel zwischen Hainburg und Esterháza.

Von allen Punkten dieses deutschen und ungarischen Gränzlandes laufen nun aber die Hauptstraßen wie Radien zurück zum deutschen Centrum der Gegend, nach Wien; und so vollendete auch Haydn seine Hainburger Lehrjahre bereits in Wien, verbrachte dann in seiner Eisenstadter Periode dort alljährlich mehrere Wintermonate und siedelte endlich im letzten Zeitraum seines Schaffens ganz nach der Kaiserstadt über, um endlich doch wieder in Eisenstadt sein Grab zu finden. Obgleich nun Eisenstadt

zugleich auch der Ausgangspunkt der Schule Haydns, der Sammelplatz seiner älteren Schüler war, so spricht man doch nicht von einer Eisenstadter, sondern von einer Wiener Tonschule, denn in Wien fand die Schule aus dem Leithawinkel erst Ausbau und Vollendung und gewann neue Elemente durch Mozart und seinen Schülerkreis. Welchen Gegensatz bildet aber der örtliche Gang, welchen das Genie Mozarts genommen hat, zu dieser örtlichen Entwickelungsbahn Haydns! Mozart tritt schon als Kind in die große Welt und wir staunen, wie er im bewegten Reiseleben und oft genug von den widersprechendsten fremdartigen Eindrücken umrauscht, doch immer die rechte Sammlung in sich zu finden wußte und nie sich selbst verlor. Haydn kommt aus der Einsamkeit; aber in dem einsamen Eisenstadt umgibt ihn neben der prächtigen Natur doch bereits eine Fülle künstlerischer Eindrücke und Genüsse, die ihn befähigten, später in Wien und London auch die große Welt naiven Sinnes zu verstehen und seiner Kunst zu erobern. Das geht bei ihm Alles stätig und schrittweise auf zusammenhängender Bahn, nicht kühn und sprunghaft wie bei Mozart.

Und selbst das letzte Asyl Haydns, jenes kleine, nette Häuschen in einer stillen Seitenstraße der Mariahilf-Vorstadt zu Wien ist vor sechzig Jahren wohl eine Stätte fast ländlicher Einsamkeit gewesen hart neben dem Getümmel der großen Stadt. Wie Haydns Geburtshaus in Rohrau durch die Abgelegenheit des Ortes noch in der Grundform seiner alten Gestalt sich erhalten hat, so bietet auch des Künstlers Sterbehaus in Wien noch wesentlich dasselbe Bild, welches Reichardt schildert, als er den lebensmüden Greis besuchte. Die Straßenfront ist noch ganz ächt und ursprünglich, nur daß uns eine kleine Gedenktafel und ein Schild mit der Aufschrift: „N. N. Lederwaaren-Erzeuger" derb genug in die Gegenwart versetzt. Noch sehen wir hinter dem Hofe das Gärtchen mit dem alten Gartenhause und betreten die jetzt freilich ganz leere und verödete Dachstube, in welcher die „Jahreszeiten" componirt wurden. Mitten in der

Stadt konnte der Tondichter seinen Blick aus dem engen Fenster doch immer noch in Gottes freie Natur über die nächsten Gärten schweifen lassen. Die Gärten sind jetzt alle verbaut, nur der Garten vor Haydns Hause blieb erhalten. Die Wände des Stübchens sollen vordem über und über mit Noten beschrieben gewesen seyn; ein späterer Besitzer ließ sie übertünchen, und als einzige Merkwürdigkeit zeigt man nur noch die Thürschwelle, tief ausgeschnitten, angeblich von „Engländern," welche sich durch lange Jahre hier Spähne mitzunehmen pflegten, eingedenk des Weltruhmes, welchen sich der ehemalige Bewohner dieses einsamen Stübchens in ihrer Weltstadt London gewonnen hat. Jetzt kommen solche Engländer seltener.

Der bloße Geburtsort kann unter Umständen sehr gleichgültig seyn für die spätere Entwickelung eines bedeutenden Mannes; aber das Land, in welchem er lebte, lernte und arbeitete, wird uns den Schlüssel zu vielen Geheimnissen seines Schaffens geben.

Noch mancher deutsche Landstrich ist zu durchwandern, um aus seinem volksthümlichen und culturgeschichtlichen Charakter Thatsachen und leitende Gedanken für die Geschichte des Lebensganges unserer großen Männer zu gewinnen. Möchten Andere sich dazu angeregt fühlen durch diese Skizze.

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 691 557 3